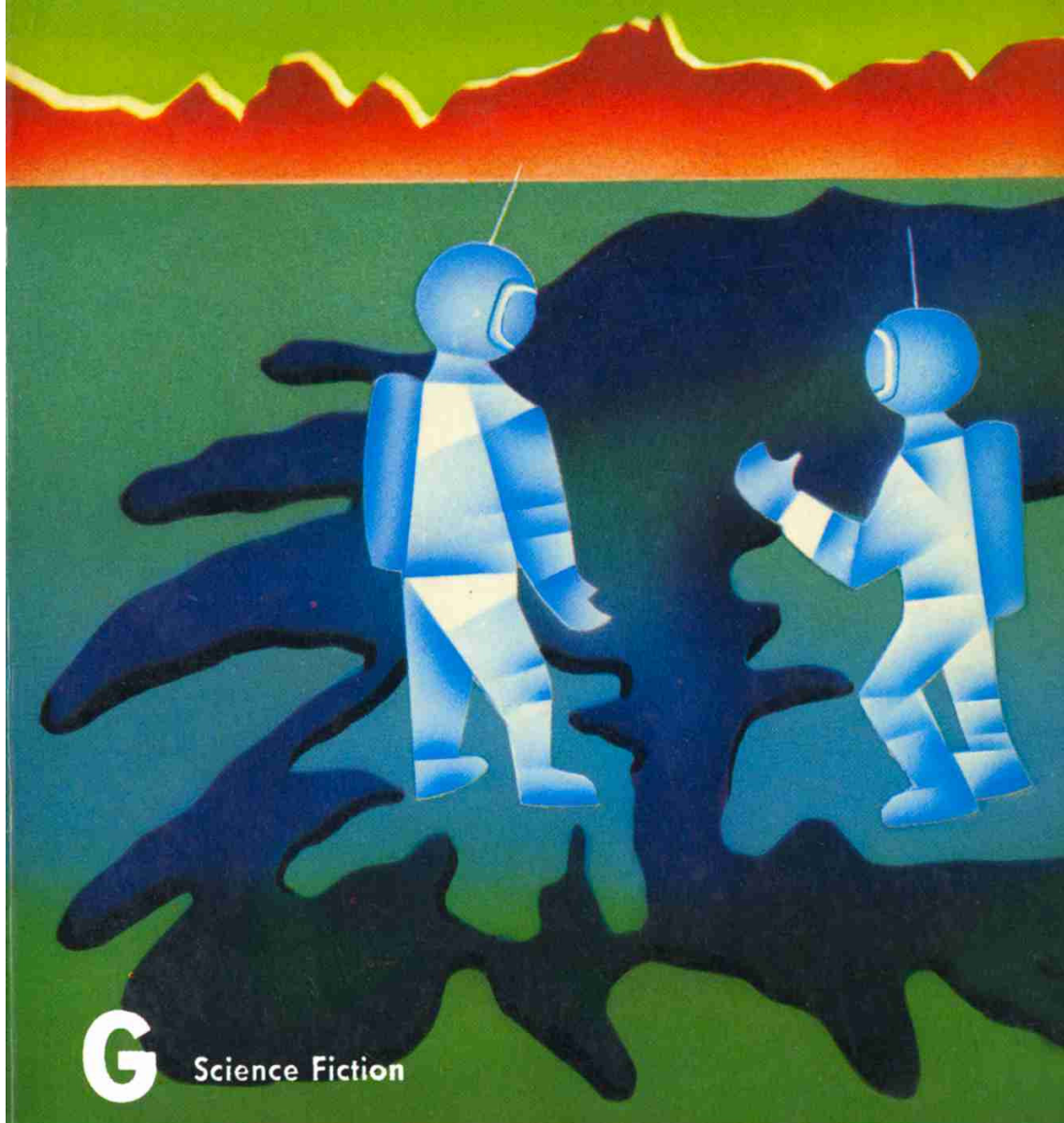


ARTHUR C. CLARKE
**Unter den Wolken
der Venus**



Science Fiction

Goldmanns WELTRAUM Taschenbücher

Ungekürzte Ausgabe • Made in Germany
© 1962 by Arthur C. Clarke.
© 1963 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Goldmann Verlag, München.
Titel des englischen Originals: Tales of ten Worlds.
Ins Deutsche übertragen von Tony Westermayr.
Herausgegeben von Dr. Herbert W. Franke.
Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.
Jeder Nachdruck bedarf der Genehmigung des Verlages.
Umschlagentwurf von Eyke Volkmer.
Gesetzt aus der Linotype-Garamond-Antiqua.
Druck: Presse-Druck- und Verlags-GmbH. Augsburg. WTB 083 • Sp

INHALT

UNTER DEN WOLKEN DER VENUS

SENSATION AUS DEM ÄTHER

SOMMER AUF IKARUS

KÜNSTLER UNTER SICH

DER VERHEXTE RAUMANZUG

WIEGE IM ALL

DER LANGE WEG

VERGELTUNG AUF DEM MEERESGRUND

DIE ZWEITE WARNUNG

DIE SIRENENGÖTTIN

DAS ENTSCHEIDUNGSSPIEL

DER TRAUMPLANET

DIE GEFANGENEN DES KOMETEN

TODESSTRAHLEN

DER MÄCHTIGE

Unter den Wolken der Venus

»Das war's wohl«, sagte Jerry Garfield und schaltete die Motoren ab. »Endstation.« Mit schwachem Seufzen verstummten die Strahltriebwerke; ihres Luftkissens beraubt, sank die »Rambling Wreck« auf den Felsboden des Hesperischen Plateaus.

Es ging nicht mehr vorwärts; weder auf dem Luftkissen noch mit den Raupen konnte S. 5 – um der »Wreck« ihren amtlichen Namen zu geben – den vor ihr liegenden Steilhang bezwingen. Der Südpol der Venus lag nur fünfzig Kilometer entfernt, aber er hätte sich ebensogut auf einem anderen Planeten befinden können. Sie mußten umkehren und die sechshundert Kilometer lange Reise durch diese Alptraum-Landschaft noch einmal hinter sich bringen.

Das Wetter war von unerhörter Klarheit; man konnte beinahe einen Kilometer weit sehen. Die hochragenden Klippen ließen sich auch ohne Radar erkennen; ausnahmsweise genügte das bloße Auge. Das grüne Nordlicht, durch Wolken herabdringend, die seit Jahrmillionen ungestört dahinzogen, ließ die Szenerie wie unter Wasser stehend erscheinen, und der fließende Übergang ferner Objekte in den Dunst verstärkte diesen Eindruck noch. Manchmal fiel es leicht zu glauben, daß sie in seichtem Wasser auf dem Meeresgrund dahinfuhren, und mehr als nur einmal hatte Jerry sich eingebildet, über dem Wagen Fische dahingleiten zu sehen.

»Soll ich das Schiff anrufen und Bescheid geben, daß wir umkehren?« fragte er.

»Noch nicht«, erwiderte Dr. Hutchins. »Ich möchte nachdenken.«

Jerry warf dem dritten Besatzungsmitglied einen verzweifelten Blick zu, aber von dieser Seite war keine Unterstützung zu erwarten. Coleman war um keinen Deut besser. Obwohl Cole und Hutch fast immer erbittert miteinander stritten, waren sie eben Wissenschaftler und damit, in den Augen des nüchternen Ingenieur-Navigators, unsichere Kantonisten. Wenn sie um jeden Preis weitermachen wollten, konnte er nicht viel mehr tun als protestieren.

Hutchins ging in der winzigen Kabine hin und her, Karten und Instrumente studierend. Dann drehte er den Scheinwerfer des Fahrzeugs in Richtung des Steilhangs und begann ihn mit einem Fernglas abzusuchen. Er wird doch wohl nicht annehmen, daß ich da hinauffahre! dachte Jerry. S. 5 war ein Luftkissenfahrzeug, keine Bergziege...

Plötzlich schien Hutchins etwas entdeckt zu haben. Er stieß den angehaltenen Atem geräuschvoll aus und wandte sich an Coleman.

»Schau hin!« sagte er aufgeregt. »Links von der schwarzen Stelle! Sag mir, was du dort siehst.«

Er gab das Fernglas weiter. Coleman starrte lange hindurch.

»Nicht zu fassen«, sagte er nach einer Weile. »Du hattest recht. Es gibt also doch Flüsse auf der Venus. Das ist ein ausgetrockneter Wasserfall.«

»Du schuldest mir also ein Abendessen im »Bel Gourmet«, sobald wir wieder in Cambridge sind. Mit Sekt.«

»Ich hab's nicht vergessen. Trotzdem, es ist immer noch billig. Aber deine anderen Theorien halte ich nach wie vor für verrückt.«

»Einen Augenblick mal«, warf Jerry ein. »Was soll dieses ganze Gerede von Flüssen und Wasserfällen? Jeder Mensch weiß doch, daß es sie auf der Venus nicht geben kann. In diesem Dampfbad wird es nie kalt genug für eine Kondensation der Wolken.«

»Hast du dir kürzlich einmal das Thermometer angesehen?« fragte Hutchins mit verdächtiger Milde.

»Ich war ein bißchen zu sehr mit dem Fahren beschäftigt.«

»Dann paß mal auf. Es steht bei hundertzehn Grad und fällt immer noch. Vergiß nicht – wir befinden uns in Polnähe, es ist Winter, und wir sind zweitausend Meter über dem Flachland. Das alles ergibt einen deutlichen Temperaturabfall. Wenn die Lufttemperatur noch um einige Grade sinkt, wird es Regen geben. Das Wasser kocht dann natürlich – aber es wird Wasser sein. Und das läßt uns die Venus in einem gänzlich anderen Licht sehen, wenn George das auch noch nicht zugeben will.«

»Warum?« fragte Jerry, obwohl er schon seine eigene Schlußfolgerung gezogen hatte.

»Wo Wasser ist, kann es Leben geben. Wir haben angenommen, die Venus sei steril, nur weil die Durchschnittstemperatur über zweihundertzehn Grad beträgt. Hier ist es wesentlich kälter, und nur aus diesem Grund wollte ich zum Pol. Im Hochland gibt es Seen, und ich möchte sie mir ansehen.«

»Aber kochendes Wasser!« wandte Coleman ein. »Darin kann doch nichts leben!«

»Auf der Erde gibt es Algenarten, die das können. Und wenn wir seit dem Beginn der Planetenforschung eines gelernt haben, dann ist es dies: wo immer das Leben auch nur die winzigste Chance hat, wird man es finden. Das hier ist die einzige Chance, die ihm auf der Venus jemals geboten wurde.«

»Ich würde deine Theorie ja sehr gerne nachprüfen, aber du siehst selbst – wir können nicht an dieser Felswand hinauffahren.«

»Vielleicht nicht mit dem Wagen. Aber es dürfte nicht allzu schwierig sein. Wir brauchen nur ein paar Kilometer in Richtung Pol zurückzulegen; den Radarkarten zufolge ist das Gebiet ziemlich eben, sobald man die Randkette überstiegen hat. Wir könnten es in – nun, höchstens zwölf Stunden schaffen. Jeder einzelne von uns war unter weitaus ungünstigeren Bedingungen schon erheblich länger draußen.«

Das ließ sich nicht bestreiten. Schutzkleidung, die entwickelt worden war, um die Leute auf dem venusischen Flachland am Leben zu halten, mußte es hier, wo die Temperatur nur 55 Grad über der des Todestals im Hochsommer lag, wesentlich leichter schaffen.

»Nun«, sagte Coleman, »du kennst ja die Vorschriften. Allein darfst du nicht gehen, und es muß jemand hierbleiben, um die Verbindung mit dem Schiff aufrechtzuerhalten. Wie lösen wir diesmal – Schach oder Karten?«

»Beim Schach dauert es zu lange«, meinte Hutchins, »vor allem, wenn ihr spielt.« Er kramte in einem Schubfach und holte ein abgenütztes Kartenspiel hervor. »Heb ab, Jerry.«

»Pik Zehn. Hoffentlich kannst du höher.«

»Mir wäre es recht. – Verdammt – nur Karo Fünf. Na ja, schöne Grüße an die Venusier.«

Trotz Hutchins' Beteuerung verlangte die Ersteigung des Steilhangs viel Kraft. Er war nicht übermäßig steil, aber das Gesamtgewicht von Sauerstoffgerät, Thermo-Anzug mit Kühlanlage und wissenschaftlichen Apparaturen betrug pro Mann immerhin über 45 Kilogramm. Die niedrige Schwerkraft – um dreizehn Prozent geringer als die der Erde – verschaffte ein wenig Erleichterung, fiel aber nicht übermäßig ins Gewicht. Sie mühten sich hinauf, rasteten auf Felsvorsprüngen, um Atem zu schöpfen, und stiegen dann im unterseeischen Zwielight weiter. Das smaragdene Leuchten war heller als das Licht des Vollmonds auf der Erde. Ein Mond wäre für die Venus Verschwendung, sagte sich Jerry; von der Oberfläche aus könnte man ihn niemals zu sehen bekommen, es

gab keine Meere, die er beherrschen könnte, und das Nordlicht war eine gleichmäßigere Lichtquelle.

Sie waren über sechshundert Meter emporgestiegen, bevor die steile Klippenwand in einen sanft ansteigenden Hang überging, hier und dort von Kanälen durchzogen, die unzweifelhaft vom fließenden Wasser gegraben worden waren. Nach kurzer Suche stießen sie auf eine Rinne von ausreichender Breite und Tiefe, um den Namen ›Flußbett‹ zu rechtfertigen; sie setzten den Weg an ihr entlang fort.

»Mir ist eben etwas eingefallen«, sagte Jerry, nachdem sie ein paar hundert Meter zurückgelegt hatten. »Angenommen, vor uns gibt es einen Sturm? Ich möchte mich nicht einer Flutwelle kochenden Wassers aussetzen.«

»Wenn es einen Sturm gibt«, erwiderte Hutchins etwas ungeduldig, »werden wir ihn hören. Dann bleibt uns immer noch Zeit genug, irgendeinen Gipfel zu erreichen.«

Er hatte zweifellos recht, aber Jerry war nicht beruhigt, als sie entlang dem Flußbett weiterstiegen. Seine Unruhe machte sich immer deutlicher bemerkbar, seit sie die Klippe überstiegen hatten und die Funkverbindung mit dem Luftkissenfahrzeug unterbrochen war. Ohne Kontakt zu seinen Mitmenschen zu sein, war in diesem Zeitalter eine unerhörte, verwirrende Erfahrung. Jerry hatte das zuvor noch nie erlebt; selbst an Bord der ›Morning Star‹, mehrere hundert Millionen Kilometer von der Erde entfernt, konnte er seiner Familie jederzeit eine Nachricht schicken und binnen weniger Minuten Antwort bekommen. Aber jetzt hatten ihn einige Meter Gestein von den übrigen Menschen abgeschnitten; falls ihnen hier etwas zustieß, würde keiner davon erfahren, wenn nicht eine spätere Expedition ihre Leichen fand. George würde die vereinbarte Zahl von Stunden warten, um dann – allein – zum Raumschiff zurückzukehren. Ich bin wohl kein Forschertyp, sagte sich Jerry. Ich gebe mich gern mit komplizierten Maschinen ab, deswegen bin ich ja auch bei der Raumschiffahrt gelandet. Aber ich habe mir nie überlegt, wohin das führen kann, und jetzt ist es zu spät, eine andere Entscheidung zu treffen...

Sie hatten etwa fünf Kilometer in Richtung Pol zurückgelegt, den Windungen des Flußbettes folgend, als Hutchins stehenblieb, um Beobachtungen anzustellen und Gesteinsproben zu sammeln. »Es wird immer noch kälter!« sagte er. »Die Temperatur ist auf 93 Grad gesunken. Weitaus das niedrigste Meßergebnis auf der Venus. Wenn wir nur George anrufen und ihm Bescheid sagen könnten.«

Jerry versuchte es mit allen Wellenbereichen; er bemühte sich sogar, das Raumschiff zu erreichen – das unvorhersehbare Auf und Ab in der Ionosphäre ermöglichte manchmal Weitempfang –, aber über dem Brüllen und Krachen der venusischen Gewitter war nicht die Spur einer Trägerwelle zu vernehmen.

»Das ist noch viel besser«, sagte Hutchins, und die Erregung verzerrte seine Stimme. »Die Sauerstoffkonzentration hat sich wesentlich erhöht – fünfzehn Teile auf eine Million. Beim Wagen waren es nur fünf, und im Flachland findet man kaum noch etwas.«

»Aber fünfzehn auf eine Million!« protestierte Jerry. »Nichts könnte diese Mischung atmen!«

»Du zähmst den Gaul von hinten auf«, erwiderte Hutchins. »Nichts atmet das. Etwas erzeugt es. Woher, glaubst du, stammt der Sauerstoff auf der Erde? Er wird nur vom Leben produziert – von Pflanzen. Bevor es Pflanzen auf der Erde gab, glich unsere Atmosphäre genau der venusischen – sie war ein scheußliches Gemisch aus Kohlendioxyd, Ammoniak und Methangas. Dann entwickelte sich Vegetation, und sie verwandelte die Atmosphäre in ein Gemisch, das Tiere atmen konnten.«

»Aha«, sagte Jerry, »und du glaubst, daß derselbe Prozeß hier eben begonnen hat?«

»Es sieht so aus. Irgend etwas, das nicht allzuweit von hier entfernt ist, erzeugt Sauerstoff – und die einfachste Erklärung wären lebende Pflanzen.«

»Wo es Pflanzen gibt, wird es wohl früher oder später auch Tiere geben«, meinte Jerry nachdenklich.

»Ja«, sagte Hutchins, packte seine Geräte zusammen und machte sich wieder auf den Weg, »obwohl das ein paar hundert Millionen Jahre dauert. Wir könnten uns verfrüht haben – aber ich hoffe das Gegenteil.«

»Das ist alles schön und gut«, gab Jerry zurück. »Nimm aber einmal an, daß wir etwas treffen, das uns nicht leiden kann? Wir haben keine Waffen.«

Hutchins schnaubte verächtlich. »Wir brauchen sie auch nicht. Hast du dir schon einmal überlegt, wie wir aussehen? Jedes Tier würde vor Schreck kilometerweit rennen.«

Darin lag etwas Wahres. Die spiegelnde Metallfolie ihrer Thermoanzüge bedeckte sie vom Kopf bis Fuß wie eine biegsame, glitzernde Rüstung. Kein Insekt besaß ausgefalleneren Fühler als die auf ihren Helmen montierten Antennen, keine größeren Höcker, und die großen Objektive, durch die sie die Welt betrachteten, glichen ausdruckslosen, gigantischen Augen. Ja, auf der Erde gab es wenige Tiere, die vor einer solchen Erscheinung nicht die Flucht ergreifen würden, aber Venusier mochten da anderer Ansicht sein, wer konnte das wissen?

Jerry beschäftigte sich immer noch mit diesen Gedanken, als sie den See entdeckten. Schon beim ersten Blick erinnerte er ihn nicht an das Leben, dem sie auf der Spur waren, sondern an Tod. Einem schwarzen Spiegel gleich lag er inmitten einer Hügellandschaft; das andere Ufer war im ewigen Nebel verborgen, und geisterhafte Dampfsäulen tanzten auf seiner Oberfläche. Hier fehlte nur noch Charons Boot, um sie überzusetzen, dachte Jerry – oder der Schwan von Tuonela, majestätisch den Eingang zur Unterwelt bewachend...

Trotzdem, es war ein Wunder – das erste freie Wasser, das der Mensch jemals auf der Venus gefunden hatte. Hutchins lag bereits auf den Knien, als wolle er beten. Aber er sammelte nur Tropfen der kostbaren Flüssigkeit, um sie in seinem Taschenmikroskop zu studieren.

»Kannst du etwas erkennen?« fragte Jerry besorgt.

Hutchins schüttelte den Kopf. »Wenn die Tropfen tatsächlich etwas enthalten, ist es zu klein für dieses Instrument. Ich kann dir mehr sagen, wenn wir wieder im Schiff sind.« Er versiegelte ein Reagenzglas und verstaute es so vorsichtig in seiner Tasche wie ein Prospektor sein erstes Goldkorn. Es war vielleicht nicht mehr als einfaches Wasser. Aber es konnte auch ein Universum unbekannter, lebender Wesen in den ersten Stadien der Milliarden Jahre dauernden Reise zur Intelligenz sein.

Hutchins hatte am Seeufer nicht mehr als zehn, zwölf Meter zurückgelegt, als er wieder stehenblieb, diesmal so plötzlich, daß Garfield beinahe mit ihm zusammengeprallt wäre.

»Was ist los?« fragte Jerry. »Hast du etwas gesehen?«

»Diesen dunklen Fels da drüben. Er fiel mir schon auf, bevor wir am See stehenblieben.«

»Was ist denn damit? Ich finde daran nichts Besonderes.«

»Ich glaube, er ist größer geworden.«

Sein ganzes Leben lang sollte sich Jerry an diesen Augenblick erinnern. Er bezweifelte Hutchins Behauptung nicht für eine Sekunde; er war jetzt bereit, alles zu glauben,

auch, daß Felsen wuchsen. Das Gefühl der Isolierung und Rätselhaftigkeit, der Anblick dieses dunklen, unheimlichen Sees, das unaufhörliche Grollen ferner Stürme und das grünliche Flackern der Aurora – all dies hatte ihn verändert, hatte ihn darauf vorbereitet, sich dem Unfaßlichen zu stellen. Aber er spürte keine Angst; sie sollte erst später kommen.

Er starrte den Felsen an. Er war seiner Schätzung nach etwa hundertfünfzig Meter entfernt. In dem trüben, smaragdnen Licht ließen sich Entfernungen und Größen schlecht beurteilen. Der Felsen – oder was immer es sein mochte – schien ein horizontal liegender Block aus beinahe völlig schwarzem Material zu sein; er befand sich nahe dem Gipfel eines niedrigen Hügels. Eine zweite, kleinere Stelle aus demselben Material zeigte sich nicht weit davon entfernt; Jerry versuchte die Lücke dazwischen abzumessen und im Gedächtnis zu behalten, damit ein Anhaltspunkt für eventuelle Veränderungen zur Verfügung stand.

Selbst als er sah, daß sich der Abstand langsam verringerte, fühlte er noch keine Furcht – nur Verwirrung und Erregung. Erst, als der Abstand ganz verschwunden war und er sah, wie furchtbar ihn seine Augen betrogen hatten, überfiel ihn das Entsetzen mit voller Wucht.

Hier handelte es sich nicht um wachsende oder bewegungsfällige Felsen. Was sie hier beobachteten, war eine dunkle Flut, ein kriechender Teppich, der über den Hügel langsam, aber unaufhaltsam gegen sie vorrückte.

Der Augenblick überwältigender, jede Vernunftregung ertränkender Panik dauerte zum Glück nicht länger als ein paar Sekunden. Garfields Entsetzen begann sich zu legen, sobald er die Ursache dafür erkannte. Denn diese herantreibende Flut hatte ihn allzu lebendig an eine Geschichte über die Wanderameisen des Amazonas erinnert, die er vor vielen Jahren gelesen hatte. Sie vernichten alles, was ihnen im Weg steht...

Aber was diese Flut auch immer sein mochte, sie bewegte sich zu langsam, um eine ernste Gefahr sein zu können, solange sie nicht den Rückzugsweg abzuschneiden vermochte. Hutchins studierte sie aufmerksam durch das Fernglas; er war der Biologe, und er blieb. Ich darf mich doch nicht lächerlich machen, dachte Jerry.

»Du lieber Himmel«, sagte er schließlich, als der kriechende Teppich nur noch hundert Meter entfernt war und Hutchins weder ein Wort gesagt noch sich von der Stelle gerührt hatte. »Was ist denn das?«

Hutchins erwachte langsam, wie aus einer Betäubung.

»Entschuldige«, sagte er, »ich hatte dich ganz vergessen. Das ist natürlich eine Pflanze. Wenigstens sollten wir diese Bezeichnung verwenden.«

»Aber sie bewegt sich!«

»Warum überrascht dich das? Das tun Pflanzen auf der Erde doch auch. Hast du schon einmal Zeitrafferaufnahmen von Efeu in Aktion gesehen?«

»Der bleibt aber doch, wo er ist – er kriecht nicht in der Landschaft herum.«

»Und was ist mit den Planktonpflanzen des Meeres? Sie können schwimmen, wenn es sein muß.«

Jerry gab es auf; das herannahende Wunder hatte ihn seiner Stimme beraubt.

Er bezeichnete das Ding in Gedanken immer noch als Teppich – als dicken Teppich, der an den Rändern zu Quasten ausgefranst war. In der Bewegung war es von unterschiedlicher Dicke, an manchen Stellen hauchdünn, an anderen bis zu dreißig Zentimetern und mehr aufgeschichtet. Als es näher kam und Jerry das Gefüge sehen konnte, erinnerte es ihn an schwarzen Samt. Er fragte sich, wie es sich anfühlen

würde, dann fiel ihm ein, daß es seine Finger verbrennen mußte, wenn nichts Schlimmeres geschehen sollte. Er dachte in der leichtsinnigen, nervösen Art, wie sie nach einem plötzlichen Schock häufig auftritt: wenn es wirklich Venusier gäbe, könnten wir ihnen nie die Hände schütteln. Sie würden uns verbrennen, und von uns bekamen sie Frostbeulen.

Bislang hatte das Ding nicht erkennen lassen, daß es ihre Anwesenheit bemerkt hatte. Es war unbeirrbar vorwärts geflossen. Abgesehen von der Tatsache, daß es kleine Hindernisse überkletterte, hätte es eine steigende, anschwellende Wasserflut sein können.

Und dann, als die samtige Flut nur noch drei Meter entfernt war, hielt sie ein. Zur Rechten und Linken floß sie noch vorwärts, aber in der Mitte kam sie zum Stillstand.

»Wir werden eingekreist«, sagte Jerry besorgt. »Wir sollten uns lieber zurückziehen, bis wir wissen, daß keine Gefahr besteht.«

Zu seiner Erleichterung trat Hutchins sofort zurück. Nach kurzem Zögern begann das Wesen wieder langsam vorzudringen, und die Lücke am vordersten Rand wurde ausgefüllt.

Dann trat Hutchins wieder vor – und das Ding zog sich langsam zurück. Fünf-, sechsmal schritt der Biologe vorwärts und wieder zurück, und jedesmal machte die lebende Flut seine Bewegungen mit. Ich hätte mir nie träumen lassen, sagte sich Jerry, daß ich einmal einen Menschen mit einer Pflanze Menuett tanzen sehe...

»Thermophobie«, sagte Hutchins. »Rein automatische Reaktion. Es kann unsere Wärme nicht vertragen.«

»Unsere Wärme!« rief Jerry. »Mensch, wir sind doch im Vergleich dazu lebende Eiszapfen.«

»Gewiß – aber unsere Anzüge nicht, und nur sie kennt es.«

Dumm von mir, dachte Jerry. Wenn man heimelig und kühl in seinem Thermo-Anzug steckte, vergaß man leicht, daß die Kühlanlage auf dem Rücken einen Wärmestrom abgab. Kein Wunder, daß die venusische Pflanze zurückgewichen war...

»Wir wollen einmal sehen, wie es auf Licht reagiert«, sagte Hutchins. Er schaltete seine Brustlampe ein, und das grüne Nordlichtglühen wurde augenblicklich von strahlend weißem Licht verdrängt. Bis der Mensch auf diesen Planeten gekommen war, hatte nicht einmal bei Tag weißes Licht die Oberfläche der Venus erreicht. Wie in den Meeren der Erde gab es nur grünliches Zwielflicht, das sich langsam zu undurchdringlicher Schwärze verdichtete.

Die Verwandlung war so erstaunlich, daß beide Männer einen Ausruf nicht unterdrücken konnten. Blitzartig war das tiefdunkle Schwarz des dicken Samtteppichs zu ihren Füßen verschwunden. An seiner Stelle lag, soweit das Licht reichte, ein flammendes Muster greller, leuchtender Rottöne, durchsetzt mit goldenen Streifen, vor ihnen. Kein persischer Prinz hätte jemals derart schimmernde Gobelins von seinen Webern schaffen lassen können, und hier handelte es sich nur um das zufällige Nebenprodukt biologischer Kräfte. In der Tat, bis ihre Scheinwerfer eingeschaltet worden waren, hatte es diese großartigen Farben noch nicht gegeben; sie würden wieder verschwinden, sobald das fremde Licht der Erde aufhörte, sie ins Dasein zu rufen.

»Tikow hatte recht«, murmelte Hutchins. »Wenn er es nur noch erlebt hätte.«

»Recht womit?« fragte Jerry, obgleich es ein Sakrileg schien, angesichts dieser Herrlichkeit zu sprechen.

»Vor fünfzig Jahren stellte er in Rußland fest, daß in sehr kaltem Klima lebende Pflanzen dazu neigen, eine blaue oder violette Farbe anzunehmen, während Pflanzen in heißem Klima rot oder orangefarben sein dürften. Er behauptete, die Marsvegetation sei violett, und wenn es auf der Venus Pflanzen gebe, müßten sie rot sein. Nun, er hatte in beiden Fällen recht. Aber wir können hier nicht den ganzen Tag herumstehen – es gibt allerhand zu tun.«

»Bist du sicher, daß es ungefährlich ist?« fragte Jerry, dessen angeborene Vorsicht die Oberhand gewann.

»Absolut – es kann unsere Anzüge nicht berühren, selbst wenn es wollte. Aber es bewegt sich sowieso an uns vorbei.«

Es stimmte. Sie konnten jetzt sehen, daß das ganze Wesen – wenn es eine einzelne Pflanze und nicht eine Kolonie war – ein annähernd kreisförmiges Gebiet von etwa hundert Metern Durchmesser bedeckte. Es huschte über den Boden, wie der Schatten einer Wolke vor dem Wind – und wo es sich niedergelassen hatte, zeigten sich unzählige kleine Löcher im Felsboden, wie von Säure eingätzt.

»Ja«, sagte Hutchins, als Jerry das Thema anschnitt. »So ernähren sich manche Flechten: sie scheiden Säuren aus, die Gestein auflösen. Aber bitte keine Fragen jetzt – erst, wenn wir wieder im Schiff sind. Ich habe Arbeit für ein ganzes Leben hier vor mir, und mir bleiben nur ein paar Stunden.«

Botanik im Eilzugtempo... Der empfindliche Rand des riesigen Pflanzenwesens konnte sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit bewegen, wenn es auszuweichen suchte. Es war, als hätten sie es mit einem lebenden Pfannkuchen zu tun. Es gab keine Reaktion – abgesehen von dem automatischen Zurückweichen vor ihrer Wärme –, als Hutchins Proben abschnitt. Das Wesen strömte gleichmäßig über Hügel und durch Täler dahin, geleitet von einem seltsamen Pflanzeninstinkt. Vielleicht folgte es einer Mineralader; das konnten die Geologen entscheiden, sobald sie die Gesteinsproben analysiert hatten, die Hutchins vor und nach dem Durchgang des lebenden Gobelins sammelte.

Die Zeit reichte kaum zum Nachdenken oder auch nur zur Formulierung der zahllosen Fragen, welche die seltsame Entdeckung aufwarf. Diese Wesen mußten vergleichsweise häufig auftreten, da man so schnell ein Exemplar gefunden hatte. Wie pflanzten sie sich fort? Durch Schößlinge, Sporen, Spaltung oder auf andere Weise? Welche Verwandten, Rivalen oder Schmarotzer besaßen sie? Sie konnten nicht die einzige Form des Lebens auf der Venus sein – allein der Gedanke war absurd, denn wenn es eine Art gab, mußten Tausende vorhanden sein...

Quälender Hunger und völlige Erschöpfung zwangen die beiden Männer schließlich zum Aufhören. Das Wesen, das sie studierten, konnte die ganze Venus umkreisen – obwohl Hutchins glaubte, daß es sich nie sehr weit vom See entfernte, denn von Zeit zu Zeit näherte es sich dem Wasser und steckte einen langen, röhrenförmigen Trieb hinein – aber die Wesen von der Erde mußten rasten.

Es war eine große Erleichterung, das Druckzelt aufzublasen, durch die Luftschleuse einzusteigen und die Thermo-Anzüge auszuziehen. Als sie sich in ihrer winzigen Plastik-Halbkuugel entspannten, ging ihnen zum erstenmal das Wunder und die Bedeutsamkeit der Entdeckung in voller Klarheit auf. Diese Welt rings um sie herum war nicht mehr dieselbe; die Venus gehörte nicht mehr zu den Toten – sie hatte sich Erde und Mars beigesellt.

Denn Leben rief Leben, über die Abgründe des Weltraums hinweg. Alles, was auf einem Planeten wuchs oder sich bewegte, war eine Vorbedeutung, ein Versprechen, daß der Mensch in diesem Universum flammender Sonnen und wirbelnder Nebel nicht allein war. Wenn er bislang noch keine Genossen gefunden hatte, mit denen er

sprechen konnte, so war das zu erwarten gewesen, denn die Lichtjahre und Äonen erstreckten sich unerforscht in die Unendlichkeit. In der Zwischenzeit mußte er das gefundene Leben bewachen und schützen, sei es auf der Erde, dem Mars oder der Venus.

So sagte sich Graham Hutchins, der glücklichste Biologe im Sonnensystem, als er Garfield half, den Abfall einzusammeln und ihn in einer großen Plastiktüte zu versiegeln. Als sie das Zelt abbauten und den Heimweg antraten, war von dem Wesen nichts mehr zu sehen. Es störte sie nicht; sie wären sonst vielleicht versucht gewesen, weitere Experimente zu unternehmen, obwohl die Zeit bereits drängte.

Es spielte keine Rolle. In wenigen Monaten würden sie mit einem Team von Wissenschaftlern wiederkehren, weit besser ausgerüstet, und die Augen der Welt würden auf sie gerichtet sein. Die Evolution hatte Milliarden Jahre gearbeitet, um diese Begegnung zu ermöglichen; eine kurze Zeitspanne durfte sie ungefährdet aufgeschoben werden.

Eine Weile bewegte sich in der grünlich glimmernden, nebligen Landschaft nichts; sie lag verlassen von Mensch und purpurrotem Teppich. Dann tauchte das Wesen wieder auf, über die vom Wind gezeichneten Hügel strömend. Vielleicht war es auch ein anderes Wesen derselben Art; niemand würde es jemals erfahren.

Es flutete vorbei an dem kleinen Steinhäufen, wo Hutchins und Garfield ihren Abfall vergraben hatten. Und dann kam es zum Stillstand.

Es war nicht verwirrt, denn es hatte keinen Verstand. Aber die chemischen Kräfte, die es unaufhaltsam über das Polarplateau trieben, riefen: Hier, hier! Irgendwo ganz in der Nähe war der kostbarste aller Nahrungsstoffe, deren es bedurfte – Phosphor, das Element, ohne das der Lebensfunke sich nie entzünden konnte. Es begann den Felsboden abzusuchen, in die Spalten und Risse einzudringen, mit tastenden Ranken zu kratzen und zu scharren. Nichts von allem, was es tat, übertraf die Fähigkeiten irgendeiner Pflanze oder eines Baumes der Erde – aber es bewegte sich tausendmal schneller, brauchte nur Minuten, um das Ziel zu erreichen und durch die Kunststoffhülle zu dringen.

Und dann schwelgte es in Nahrung, die weitaus konzentrierter war als alles, was es je zuvor aufgenommen hatte. Es absorbierte die Kohlehydrate, die Proteine und Phosphate, das Nikotin aus den Zigarrenstummeln, die Zellulose der Papierbecher und -löffel. All dies löste es auf und verleibte es seinem seltsamen Körper ein, ohne Schwierigkeit und ohne Schaden.

Gleichermaßen absorbierte es einen ganzen Mikrokosmos lebender Wesen – Bakterien und Viren, die auf einem älteren Planeten sich zu tausend tödlichen Arten entwickelt hatten. Obgleich nur wenige von ihnen in dieser Hitze und Atmosphäre überleben konnten, genügte die Menge. Als der Teppich zum See zurückkroch, trug er Verseuchung für seine ganze Welt mit sich.

Schon als die ›Morning Star‹ zum Rückflug startete, lag die Venus im Sterben. Die Filme, Fotos und Proben, die Hutchins im Triumph mit sich führte, waren kostbarer, als er ahnte. Sie waren die einzige Aufzeichnung, die über den dritten Versuch des Lebens, im Sonnensystem Fuß zu fassen, existierte.

Unter den Wolken der Venus war die Schöpfungsgeschichte zu Ende gegangen.

SENSATION AUS DEM ÄTHER

Ich heiße Arthur C. Clarke. Am liebsten hätte ich mit der ganzen traurigen Geschichte nichts zu tun. Da aber die moralische – ich wiederhole, moralische – Integrität der Vereinigten Staaten im Spiel ist, muß ich zuerst meine Legitimation nachweisen. Nur so werden Sie verstehen, wie ich mit Hilfe des verstorbenen Dr. Alfred Kinsey unabsichtlich eine Lawine ins Rollen brachte, die den größten Teil der westlichen Zivilisation hinwegfegen kann.

Im Jahre 1945, als ich Radaroffizier bei der Royal Air Force war, hatte ich die einzige originelle Idee meines Lebens. Zwölf Jahre, bevor die Signale des ersten Sputnik ertönten, dachte ich mir, daß ein künstlicher Erdsatellit genau der richtige Ort für einen Fernsehsender wäre, da eine mehrere tausend Kilometer hoch fliegende Station Sendungen für die halbe Erdkugel ausstrahlen könnte. Eine Woche nach Hiroshima schrieb ich einen Artikel über meine Idee und empfahl ein Netz von Relais-Satelliten 35200 Kilometer über dem Äquator; in dieser Höhe dauerte eine Erdumkreisung genau einen Tag, so daß sie stets über derselben Stelle stehen würden.

Der Artikel erschien 1945 im Oktoberheft von ›Wireless World‹. Da ich nicht damit rechnete, daß noch im Laufe meines Lebens solche Dinge wirtschaftlich sinnvoll sein würden, unternahm ich keinen Versuch, meine Idee patentieren zu lassen; ob das überhaupt möglich gewesen wäre, bezweifle ich. Auf jeden Fall möchte ich lieber nicht wissen, ob das ein Irrtum war. In meinen Büchern kam ich jedoch immer wieder auf dieses Thema zu sprechen, und heute sind Nachrichtensatelliten etwas derart Alltägliches, daß niemand ihren Ursprung kennt.

Ich machte den kläglichen Versuch, die Dinge ins Lot zu rücken, als sich das Komitee für Astronautik und Weltraumforschung des Repräsentantenhauses an mich wandte; meine Beweisführung findet man auf Seite 32 des unter dem Titel ›Die nächsten zehn Jahre im Weltraum‹ herausgegebenen Berichtes. Wie man gleich sehen wird, waren meine Schlußworte von einer Ironie, die mir damals überhaupt nicht zum Bewußtsein kam: ›Da ich im Fernen Osten lebe, steht mir die Auseinandersetzung zwischen der westlichen Welt und der UdSSR um die unentschiedenen Millionen Asiens täglich vor Augen... Sobald Fernsehübertragungen von Satelliten aus möglich werden, könnte die Propagandawirkung entscheidenden Einfluß haben...‹

Zu diesen Worten stehe ich heute noch, aber an manche ihrer Aspekte hatte ich nicht gedacht – leider aber andere Leute.

Das Ganze fing bei einem der großen Empfänge an, die in Hauptstädten des Ostens eine gesellschaftlich äußerst wichtige Rolle spielen. Im Westen sind sie natürlich noch häufiger, dafür gibt es aber in Colombo kaum andere Unterhaltung. Wenn man ›jemand‹ ist, bekommt man mindestens einmal pro Woche eine Einladung zum Cocktail in eine Botschaft oder Gesandtschaft, zum British Council, zur US-Operations-Mission, zur Alliance Française oder einer der zahllosen Alphabetorganisationen – Ablegern der Vereinten Nationen.

Da mein Partner und ich eher in den Tiefen des Indischen Ozeans als in diplomatischen Kreisen zu Hause waren, hielt man uns zunächst für Niemanden und ließ uns in Ruhe. Nachdem Mike dann Dave Brubeck, den Jazzpianisten, auf seiner Tour durch Ceylon begleitet hatte, wurden die Leute langsam auf uns aufmerksam – um so mehr, als er eine der bekanntesten Schönheiten der Insel heiratete. Unser Verbrauch an Cocktails und belegten Brötchen wird hauptsächlich durch unseren Widerwillen, die bequemen Sarongs gegen westlichen Unsinn wie Hosen, Smoking-Jackets und Krawatten zu vertauschen, eingeschränkt.

Es war das erste Mal, daß wir uns in der sowjetischen Botschaft befanden, die für eine Gruppe russischer, eben gelandeter Ozeanographen eine Party gab. Unter den unvermeidlichen Köpfen Lenins und Marx' drängten sich ein paar hundert Gäste aller Hautschattierungen, Religionen und Sprachen, schwatzten mit Freunden oder fielen entschlossen über Kaviar und Wodka her. Ich war von Mike und Elizabeth getrennt worden, konnte sie aber am anderen Ende des Saales sehen. Mike spielte einer faszinierten Zuhörerschaft sein Schauspiel ›Und dann, in fünfzig Faden Tiefe...‹ vor, während Elizabeth ihn ein wenig spöttisch beobachtete – und ihrerseits wieder von ziemlich vielen Leuten angestarrt wurde.

Seit mir beim Perlentauchen am Great-Barrier-Riff ein Trommelfell zerriß, bin ich bei derartigen Veranstaltungen stark benachteiligt; der Oberflächenlärm ist ungefähr 12 Dezibel zu stark für mich. Das ist kein kleines Handikap, wenn man Leuten vorgestellt wird, die Namen haben wie Dharmasiriwardene, Tissaveerasinghe, Goonetilleke oder Jayawickrema. Wenn ich also nicht gerade einen Überfall aufs kalte Büfett unternehme, suche ich mir gewöhnlich einen Ort verhältnismäßiger Stille, wo die Chance besteht, ein bißchen mehr als die Hälfte der Konversation zu verstehen, in die ich gerade verwickelt bin. Ich stand im akustischen Schatten einer großen Säule und betrachtete das Getümmel in meiner überlegenen oder auch Somerset-Maugham-Art, als ich bemerkte, daß mich jemand mit einem Ausdruck ansah, als habe er mich schon einmal gesehen.

Ich will diesen mit einiger Sorgfalt beschreiben, weil es viele Leute gibt, die ihn erkennen könnten. Er war Mitte Dreißig, und ich hielt ihn für einen Amerikaner; er hatte dieses frischgebürstete, bürstenhaarschnittmäßige Rockefeller-Center-Aussehen, das als Kennzeichen galt, bis die jüngeren russischen Diplomaten und technischen Berater es so erfolgreich zu kopieren begannen. Er war etwa einsachtzig groß, hatte kluge, braune Augen und schwarzes Haar, das an den Schläfen vorzeitig silbergrau verfärbt war. Obwohl ich mir ziemlich sicher war, daß wir uns nicht kannten, erinnerte mich sein Gesicht an jemanden. Erst nach einigen Tagen kam ich dahinter: entsinnen Sie sich des verstorbenen John Garfield? Genauso sah er aus.

Wenn bei Partys ein Fremder meinen Blick auffängt, tritt automatisch mein Standard-Operationsplan in Aktion. Kommt mir der Unbekannte sympathisch vor, ohne daß ich ihn im Augenblick gerade kennenlernen möchte, dann ist der Neutralblick an der Reihe: ich lasse den Blick über ihn hinwegschweifen, trage aber auch keinerlei Unfreundlichkeit zur Schau. Handelt es sich um ein Ekel, dann empfängt er den Coup d'oeil, der aus einem langen, ungläubigen Blick besteht, woraufhin ich mich abwende. In Extremfällen darf für wenige Millisekunden ein Ausdruck des Entsetzens eingeschaltet werden. Die Botschaft kommt meistens an.

Aber dieser Mann kam mir interessant vor, außerdem langweilte ich mich und ließ ihm daher das freundliche Nicken zukommen. Wenige Minuten später schob er sich durch die Menge, und ich wandte ihm mein brauchbares Ohr zu.

»Hello«, sagte er – ja, er war also doch Amerikaner – »mein Name ist Gene Hartford. Ich bin sicher, daß wir uns schon einmal irgendwo begegnet sind.«

»Schon möglich«, erwiderte ich. »Ich war lange in den Staaten. Ich bin Arthur Clarke.«

Das trägt mir meistens einen verständnislosen Blick ein, manchmal aber auch nicht. Ich konnte beinahe die Lochkarten hinter diesen harten braunen Augen surren sehen und fühlte mich durch die Kürze der benötigten Suchzeit geschmeichelt.

»Der Schriftsteller?«

»Stimmt.«

»Das ist phantastisch.« Er schien ehrlich erstaunt zu sein. »Jetzt weiß ich auch, wo ich Sie gesehen habe. Ich war gerade im Studio, als Sie in der Dave-Garroway-Schau als Gast vorgestellt wurden.«

Diese Spur zu verfolgen, mag sich vielleicht lohnen, obwohl ich es bezweifle. Ich bin auch sicher, daß ›Gene Hartford‹ nicht stimmte – es klang mir zu künstlich, zu glatt.

»Sie sind also im Fernsehen?« sagte ich. »Was tun Sie denn hier – sammeln Sie Material oder machen Sie Ferien?«

Er zeigte das offene, freundliche Lächeln eines Mannes, der allerhand zu verbergen hat.

»Oh, die Augen halte ich immer offen. Aber das ist wirklich verblüffend. Ich habe Ihr Buch ›Exploration of Space‹ gelesen, als es herauskam, im Jahr – äh – «

»Zwoundfünzig. Der Club ›Buch des Monats‹ hat sich bis heute nicht ganz davon erholt.«

Die ganze Zeit über hatte ich mir den Mann genau angesehen, und obwohl mir irgend etwas an ihm nicht gefiel, konnte ich es nicht festnageln. Auf jeden Fall war ich bereit, jemandem, der meine Bücher gelesen hatte, der im Fernsehen arbeitete, allerhand nachzusehen; Mike und ich hielten stets Ausschau nach Käufern für unsere Unterwasser-Filme.

»Hören Sie«, sagte er eifrig, »ich habe jetzt eine große Sache im Feuer, die Sie interessieren wird – Sie haben sogar dazu beigetragen.«

Das klang vielversprechend, und mein Habsuchts-Koeffizient kletterte um einige Punkte hinauf.

»Das freut mich. Um welches Hauptthema geht es?«

»Hier kann ich nicht darüber sprechen, aber vielleicht treffen wir uns morgen gegen drei Uhr in meinem Hotel?«

»Ich muß in meinem Notizbuch nachsehen. – Ja, das würde mir passen.«

In Colombo gibt es nur zwei Hotels, die von Amerikanern besucht werden, und ich tippte gleich beim erstenmal richtig. Er war im ›Mount Lavinia‹. Obwohl Sie es vielleicht nicht kennen, haben Sie das Haus schon gesehen. Etwa in der Mitte der ›Brücke am Kwai‹ spielt eine kurze Szene vor einem Militärhospital; Jack Hawkins erkundigt sich bei einer Krankenschwester nach William Holden. Wir haben für diese Episode einiges übrig, weil Mike einer der genesenden Marineoffiziere im Hintergrund war. Wenn man genau hinsieht, erkennt man ihn ganz rechts außen, mit Bart, wie er die Barrechnung mit Sam Spiegels Namenszug unterschreibt. Sam konnte es sich leisten, bei dem Erfolg.

Hier, auf dem winzigen Plateau hoch über dem kilometerlangen Palmenstrand, begann Gene Hartford auszupacken – und meine simplen Hoffnungen auf finanzielle Vorteile waren bald dahin. Ich weiß immer noch nicht genau, welche präzisen Motive er eigentlich hatte, und ob er sich selbst darüber im klaren war. Die Überraschung über unsere Begegnung und ein eigenartiges Gefühl der Dankbarkeit – auf das ich übrigens gerne verzichtet hätte – spielten zweifellos eine Rolle. Trotz seiner zur Schau gestellten Selbstsicherheit muß er ein bitterer, einsamer Mensch gewesen sein, der Anerkennung und Freundschaft verzweifelt nötig hatte.

Von mir hatte er nichts zu erwarten. Ich empfinde für Benedict Arnold immer eine geheime Sympathie, wie jeder Mensch, der alle Tatsachen kennt. Aber Arnold verriet sein Land nur; vor Hartford hat noch keiner versucht, es zu verführen.

Was meine Dollarträume wegwischte, war die Mitteilung, daß Hartfords Verbindung zum amerikanischen Fernsehen schon Anfang der fünfziger Jahre einigermaßen gewaltsam gelöst worden war. Es war deutlich zu sehen, daß man ihn wegen rötlicher Färbung aus der Madison Avenue vertrieben hatte, und ebenso klar stand fest, daß in diesem speziellen Fall von Ungerechtigkeit keine Rede sein konnte. Obwohl Hartford mit gezähmter Wut über seinen Kampf gegen eselhafte Zensur sprach und einer brillanten – aber unbenannten – kulturellen Sendereihe nachweinte, die er vor seinem Hinauswurf vorbereitet hatte, begann ich bereits Lunte zu riechen, so daß meine Antworten äußerst kühl ausfielen. Je mehr aber mein finanzielles Interesse an Mr. Hartford zurückging, desto stärker wuchs meine private Neugier. Wer stand hinter ihm? Sicher nicht die BBC...

Er kam endlich zum Thema, als er sich das Selbstmitleid von der Seele geredet hatte.

»Ich habe Neuigkeiten, die Sie vom Stuhl reißen werden«, sagte er eitel. »Die amerikanischen Sendegesellschaften bekommen bald ernsthafte Konkurrenz. Und zwar genau auf die von Ihnen vorausgesagte Art und Weise; die Leute, die einen Fernsehsender auf den Mond geschickt haben, können auch einen wesentlich größeren in eine Kreisbahn um die Erde schießen.«

»Sehr schön«, sagte ich vorsichtig. »Ich bin immer für gesunden Wettbewerb. Wann soll's losgehen?«

»In allernächster Zeit. Der erste Sender wird südlich New Orleans stehen – genau über dem Äquator natürlich. Damit befindet er sich über dem offenen Pazifik; Komplikationen politischer Art entfallen, weil fremde Rechte nicht verletzt werden. Dabei sitzt das Ding oben am Himmel, deutlich sichtbar von Seattle bis Key West. Stellen Sie sich das vor – die einzige Fernsehstation, deren Sendungen von den gesamten Vereinigten Staaten empfangen werden können! Ja, sogar in Hawaii! Es gibt keine Möglichkeit, die Sendungen zu stören; zum erstenmal wird es in jedes amerikanische Heim einen unbehinderten Zugang geben. Und J. Edgar Hoovers Pfadfinder können nicht das Geringste dagegen unternehmen.«

Das ist also dein Spielchen, dachte ich; wenigstens bist du ehrlich. Schon vor langer Zeit habe ich gelernt, daß man mit Marxisten und Vertretern der Hohlwelttheorie nicht streiten soll, aber wenn Hartford die Wahrheit sagte, wollte ich möglichst viel aus ihm herausbekommen.

»Bevor Sie einen Freudentanz aufführen«, sagte ich, »möchte ich doch erwähnen, daß Sie einiges zu übersehen scheinen.«

»Zum Beispiel?«

»Umgekehrt wird auch ein Schuh daraus. Jeder Mensch weiß, daß die Air Force, NASA, die Beil-Labors, Hughes, und ein paar andere Organisationen, am gleichen Projekt arbeiten. Was Rußland auf dem Gebiet der Propaganda gegen die USA unternimmt, wird es mit beträchtlichen Zinsen heimgezahlt bekommen.«

Hartford grinste, aber seine Augen blieben ernst.

»Na wissen Sie, Clarke!« – Ich war froh, daß er mich nicht beim Vornamen nannte. – »Ich bin ein wenig enttäuscht. Sie wissen doch sicherlich auch, daß die Vereinigten Staaten hinsichtlich der Nutzlast um Jahre zurück sind! Und glauben Sie etwa, die alte T 3 sei Rußlands letztes Wort?«

Von diesem Augenblick an begann ich ihn sehr ernst zu nehmen. Er hatte vollkommen recht. Die T 3 konnte mindestens die fünffache Nutzlast jeder amerikanischen Rakete in die kritische Kilometer-Kreisbahn schießen – die einzige, die es einem

Satelliten gestattete, ständig über ein und derselben Stelle auf der Erde zu stehen. Und bis die Vereinigten Staaten soweit waren, wußte der Himmel, was die Russen inzwischen schaffen würden. Ja, der Himmel würde es sogar bestimmt wissen...

»Na schön«, gab ich zurück, »warum sollten aber fünfzig Millionen amerikanische Heime den Kanal wechseln, sobald sie ihr Gerät auf Moskau einstellen können? Ich bewundere die Russen, aber ihre Unterhaltung ist meistens noch schlechter als ihre Politik. Bolshoi, schön, und was noch? Dabei bin ich ballettbegeistert.«

Wieder bekam ich das seltsame humorlose Lächeln zu sehen. Hartford hatte sich den größten Trumpf aufgespart, und er knallte ihn jetzt auf den Tisch.

»Sie sind derjenige, der die Russen ins Spiel gebracht hat«, sagte er. »Die Sowjets sind beteiligt, gewiß – aber nur als Vertragspartner. Die unabhängige Organisation, für die ich arbeite, nimmt ihre Dienste in Anspruch.«

»Das muß aber eine tolle Organisation sein«, meinte ich trocken.

»Allerdings, so ungefähr die größte. Auch wenn die Vereinigten Staaten so tun, als gäbe es sie nicht.«

»Ah«, sagte ich etwas dämlich. »Da ist also Ihr Auftraggeber.«

Ich hatte auch von den Gerüchten gehört, daß die UdSSR Satelliten für die Chinesen hochschießen würde; jetzt begann es so auszusehen, als seien die Gerüchte weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Aber wie weit, konnte ich im Augenblick auch nicht annähernd ermessen.

»Sie haben bezüglich der russischen Unterhaltung ja so recht«, fuhr Hartford vergnügt fort. »Wenn einmal der Reiz des Neuen abgeklungen ist, würde die Nielsen-Bewertung auf Null fallen. Aber nicht bei dem Programm, das ich plane. Meine Aufgabe ist es, Material zu finden, das alle anderen brotlos macht, wenn es gesendet wird. Sie glauben, daß das nicht möglich ist? Trinken Sie aus und kommen Sie mit auf mein Zimmer. Ich habe einen hochgestochenen Film über Kirchenkunst, den ich Ihnen vorführen möchte.«

Nun, Hartford war nicht übergeschnappt, obwohl ich ein paar Minuten lang gar nicht so sicher gewesen war. Ich konnte mir kaum Titel vorstellen, die sorgfältiger darauf abgestellt wären, den Zuschauer zum Abschaltknopf greifen zu lassen, als den, der auf der Filmleinwand auftauchte: »Aspekte tantrischer Skulptur des dreizehnten Jahrhunderts«.

»Keine Angst«, kicherte Hartford über dem Surren des Vorführapparats. »Dieser Titel erspart mir Ärger mit neugierigen Zollbeamten. Er stimmt übrigens haargenau, aber wir werden ihn durch einen zugkräftigeren ersetzen, wenn es soweit ist.«

Etwa hundert Filmmeter später, nachdem unschuldige Architekturaufnahmen vorbeigeblinmt waren, begriff ich.

Sie wissen vielleicht, daß es in Indien Tempel gibt, mit meisterlichen Skulpturen in einer Art verziert, die wir im Westen mit Religion kaum in Zusammenhang bringen. Zu sagen, sie seien offenherzig, wäre eine lächerliche Untertreibung; sie überlassen der Einbildungskraft nichts – auch der raffiniertesten nicht. Sie sind gleichzeitig unbestreitbar Kunstwerke von hohem Rang. Dasselbe galt für Hartfords Film.

Er war, falls es Sie interessiert, am Tempel der Sonne in Konarak aufgenommen worden. Ich habe inzwischen nachgeschlagen: das liegt an der Orissa-Küste, etwa vierzig Kilometer nordöstlich von Puri. Die Fachbücher sind überaus vorsichtig; manche bitten die »offensichtliche« Unmöglichkeit der Beigabe von Illustrationen zu verzeihen, aber Percy Browns »Indische Architektur« redet nicht um den heißen Brei herum. Die Skulpturen, heißt es dort geziert, »sind schamlos erotischer Natur und

ohne Parallele in der gesamten Architektur«. Eine weitreichende Behauptung, aber ich kann sie glauben, seit ich den Film gesehen habe.

Kameraarbeit und Schnitt waren beinahe genial; das uralte Gestein erwachte unter dem Objektiv zum Leben. Es gab atemberaubende Bilder, wenn zum Beispiel die aufgehende Sonne die Schatten von den ekstatisch ineinander verschlungenen Leibern vertrieb; plötzliche, erregende Nahaufnahmen von Szenen, die man anfangs zu akzeptieren sich weigerte; in Stein gemeißelte Phantasien und Verirrungen der Liebe; ruhelose Kamerafahrten, deren Bedeutung dem Auge verborgen blieb, bis sie in Muster zeitlosen Begehrens, ewiger Erfüllung erstarrten. Die Musik – zumeist nur Schlaginstrumente, von einem dünnen, hohen Tongewebe irgendeines unidentifizierbaren Saiteninstrumentes begleitet – war genau auf das Schnitttempo abgestimmt. In dem einen Augenblick schwül und langsam, wie in den ersten Takten von Debussys »Nachmittag eines Fauns«, dann steigerten sich die Trommeln wieder in keuchenden, beinahe unerträglichen Taumel. Die Kunst der alten Bildhauer und die Geschicklichkeit des modernen Kameramannes hatten sich über die Jahrhunderte hinweg verbunden, um ein Gedicht der Entzückung, einen Gipfel der Wollust auf Zelluloid zu schaffen, den ungerührt zu beobachten kein Mensch fähig sein dürfte.

Lange Zeit blieb es still, als die Filmleinwand hell wurde, und die laszive Musik verklungen war.

»Mein Gott!« sagte ich, als ich mich einigermaßen wieder in der Gewalt hatte. »Das wollen Sie senden?«

Hartford lachte. »Glauben Sie mir«, antwortete er, »das ist noch gar nichts; zufällig ist das der einzige Streifen, den ich ungefährdet mitführen kann. Wir sind bereit, ihn jederzeit auf der Basis echter Kunst, historischer Bedeutung und religiöser Toleranz zu verteidigen – oh, wir haben alles genau bedacht. Aber es spielt eigentlich gar keine Rolle; niemand kann uns aufhalten. Zum erstenmal in der Geschichte wird jede Form der Zensur unmöglich gemacht. Der Zuschauer kann zu Hause in seiner eigenen Wohnung haben, was er sich wünscht. Er sperrt die Tür ab, schaltet das Gerät ein – weder seine Freunde noch seine Familie erfahren etwas davon.«

»Raffiniert«, sagte ich, »aber meinen Sie nicht, daß der Appetit auf solche Vorführungen bald nachläßt?«

»Selbstverständlich; Abwechslung ist das Salz des Lebens. Wir werden auch genug übliche Unterhaltung bringen; lassen Sie das ruhig meine Sorge sein. Und immer wieder wird es Informationsprogramme geben – ich hasse das Wort »Propaganda« –, die dem amerikanischen Volk sagen, was draußen in der Welt wirklich vorgeht. Unsere Sondersendungen sind nur der Köder.«

»Könnten Sie vielleicht etwas frische Luft hereinlassen?« sagte ich. »Hier wird es reichlich stickig.«

Hartford zog die Vorhänge zurück und ließ Tageslicht ins Zimmer. Unter uns lag der weitgeschwungene Strand, neben den Palmen standen die Fischerboote mit ihren Auslegern, und die kleinen Wellen schäumten am Ende ihres langen Weges von Afrika herüber müde ans Ufer. Einer der herrlichsten Anblicke auf der ganzen Welt, aber ich konnte mich nicht darauf konzentrieren. Ich sah immer noch die zuckenden Steinleiber, die Gesichter voll erstarrter Leidenschaften, an denen die Jahrhunderte nichts gemildert hatten.

Die lüsterne Stimme tönte hinter meinem Rücken weiter.

»Sie wären erstaunt, wenn Sie wüßten, wieviel Material es gibt. Vergessen Sie nicht, wir kennen keinerlei Tabus. Was gefilmt werden kann, wird gesendet.«

Er ging zu seiner Kommode und nahm ein dickes, abgenütztes Buch von der Platte.

»Das war meine Bibel«, sagte er, »oder mein Versandhauskatalog, wenn Sie so wollen. Ohne das Buch hätte ich meinen Auftraggebern die Sendereihe nie verkaufen können. Sie sind Wissenschaftsgläubige, und sie schlucken das Ganze bis zum letzten Komma. Erkennen Sie es?«

Ich nickte. Sobald ich ein Zimmer betrete, verschaffe ich mir einen schnellen Überblick über den literarischen Geschmack meines Gastgebers.

»Dr. Kinsey, vermute ich.«

»Ich bin, glaube ich, der einzige Mensch, der es von vorn bis hinten gelesen und nicht nur durchblättert hat. Es ist die einzige Marktforschungsarbeit auf diesem Gebiet, verstehen Sie. Bis etwas Besseres erscheint, schlachten wir es aus. Es sagt uns, was der Kunde wünscht, und wir werden es liefern.«

»Alles?«

»Wenn die Zuschauerzahlen hoch genug sind, gewiß. Wir werden uns nicht mit schwachsinnigen Bauernjungen abgeben. Aber die vier Geschlechter brauchen nichts zu entbehren. Das ist ja das Wunderbare an dem Film, den Sie eben gesehen haben – er spricht sie alle an.«

»Das kann man wohl sagen«, murmelte ich.

»Wir hatten sehr viel Spaß bei der Vorbereitung einer Sendung, die ich ›Verkehrte Welt‹ getauft habe. Lachen Sie nicht – keine aktive Organisation kann diese Kunden ignorieren. Mindestens zehn Millionen, wenn Sie die Damen mitzählen – ein Hoch auf ihre Bergschuhe und Tweedkostüme. Wenn Sie meinen, daß ich übertreibe, dann sehen Sie sich einmal die vielen Magazine über männliche Körperkultur an den Zeitungsständen an. Es war sehr einfach, ein paar von den Muskelprotzen zu erpressen.«

Er bemerkte, daß ich mich zu langweilen begann; manche Einseitigkeiten deprimieren mich einfach. Aber ich hatte mich Hartford gegenüber einer Ungerechtigkeit schuldig gemacht, wie er zu beweisen sich beeilte.

»Bitte glauben Sie nicht, daß Sex unsere einzige Waffe ist«, meinte er besorgt. »Sensationen gehen beinahe ebenso gut. Haben Sie gesehen, was Ed Murrow im Fernsehen mit dem verstorbenen Senator McCarthy angestellt hat? Das war harmlos im Vergleich zu den Dingen, die wir in unserer Sendung ›Washington vertraulich‹ bringen werden. Und dann unsere Serie ›Halten Sie es aus?‹, produziert, um die Männer von den Schwächlingen zu scheiden. Hier werden so viele Vorwarnungen gegeben, daß jeder Amerikaner sich verpflichtet fühlen muß, die Sendung anzuschauen. Sie wird, unschuldig genug, auf einem von Hemingway erschlossenen Gebiet beginnen. Man sieht Stierkampfszenen, die wirklich jeden vom Stuhl heben – oder ins Badezimmer taumeln lassen –, weil sie alle diejenigen Einzelheiten bringen, die in den gesäuberten Hollywood-Filmen fehlen.

Dann folgt wirklich einmaliges Material, das uns keinen Pfennig gekostet hat. Erinnern Sie sich an das bei den Nürnberger Prozessen eingebrachte fotografische Beweismaterial? Sie haben es nie gesehen, weil man es nicht veröffentlichen konnte. Es gab in den Konzentrationslagern eine ganze Menge Amateurfotografen, die eine für sie nie wiederkehrende Gelegenheit nutzten. Manche davon wurden aufgrund ihrer eigenen Aufnahmen gehenkt, aber ihre Arbeit war nicht umsonst getan. Sie führt sehr hübsch in unsere Sendereihe ›Folterungen im Laufe der Geschichte‹ ein – gelehrt und gründlich, aber mit großer Anziehungskraft auf weite Kreise...

Es gibt noch Dutzende andere Möglichkeiten, aber Sie werden sich ja inzwischen ein Bild gemacht haben. In der Madison Avenue glaubt man, alles über geheime Verführung zu wissen – das stimmt ganz und gar nicht. Die besten Praktiker der Psychologie gibt es heutzutage im Osten. Entsinnen Sie sich an Korea, an die Gehirnwäsche? Wir haben seither eine Menge gelernt. Auf Gewalt können wir längst verzichten; den Leuten macht es Spaß, einer Gehirnwäsche unterzogen zu werden, wenn man es richtig anpackt.«

»Und Sie wollen die Vereinigten Staaten einer Gehirnwäsche unterziehen«, sagte ich. »Allerhand.«

»Genau – die Leute werden begeistert sein –, trotz aller Proteste vom Kongreß und den Kirchen. Ganz zu schweigen von den Sendegesellschaften. Sie werden das größte Geschrei erheben, wenn sie entdecken, daß sie mit uns nicht konkurrieren können.«

Hartford sah auf die Uhr und pfiß erschrocken durch die Zähne. »Ich muß ja packen«, sagte er, »um sechs Uhr habe ich auf diesem unaussprechlichen Flugplatz zu sein. Es besteht wohl keine Chance, daß Sie gelegentlich nach Makao fliegen und uns besuchen?«

»Ausgeschlossen, aber ich sehe jetzt doch schon ziemlich klar. Übrigens, haben Sie keine Angst, daß ich das alles weitererzähle?«

»Warum denn? Je mehr Reklame Sie für uns machen, desto besser. Obwohl unser Werbefeldzug erst in einigen Monaten beginnt, glaube ich, daß Sie diese vorzeitige Unterrichtung verdient haben. Wie gesagt, nicht zuletzt Ihren Büchern verdanke ich meine Idee.«

Seine Dankbarkeit war tatsächlich echt! Ich war sprachlos.

»Uns kann nichts aufhalten«, erklärte er – und zum erstenmal lugte der hinter der glatten, zynischen Fassade verborgene Fanatismus ein wenig hervor. »Die Geschichte ist auf unserer Seite. Wir werden die Dekadenz Amerikas als Waffe gegen dieses Land benützen; es gibt keine Abwehr. Die Air Force wird nicht wagen, Weltraumpiraterie zu begehen, indem sie einen Satelliten abschießt, der amerikanischem Gebiet nicht nahe kommt. Die zuständige Fernseh- und Funküberwachungsbehörde kann nicht bei einem Land protestieren, das in den Augen des State Department gar nicht existiert. Wenn Sie Vorschläge haben, würde ich sie gerne hören.«

Ich hatte damals keine, und ich habe sie auch jetzt nicht. Vielleicht warnen diese Worte, bevor die ersten lockenden Anzeigen in den Fachzeitschriften erscheinen, vielleicht rufen sie bei den Sendegesellschaften Unruhe hervor. Aber wird das etwas ändern?

>Die Geschichte ist auf unserer Seite.< Diese Worte gehen mir immer wieder durch den Kopf. Land Lincolns, Franklins und Melvilles, ich liebe dich, und ich wünsche dir nur Gutes. Aber aus der Vergangenheit weht ein kalter Schauer an mein Herz; immer wieder fällt mir Babylon ein.

SOMMER AUF IKARUS

Als Colin Sherrard nach dem Aufprall die Augen öffnete, wußte er nicht, wo er war. Er schien, gefangen in irgendeinem Fahrzeug, auf der runden Kuppe eines in alle Richtungen steil abfallenden Hügels zu liegen. Die Oberfläche war zerschürft und geschwärzt, als sei ein verheerender Brand darüber hinweggefegt. Über ihm war ein kohlschwarzer Himmel, auf dem sich die Sterne drängten; einer davon hing gleich einer winzigen, grellen Sonne tief am Horizont.

Konnte das die Sonne sein? War er so weit von der Erde entfernt? Nein – ausgeschlossen. Ein Erinnerungsfetzen sagte ihm, daß die Sonne nah – furchtbar nah – war, keineswegs so fern, daß sie zu einem kleinen Stern zusammengeschrumpft sein konnte. Und mit diesem Gedanken kehrte das Bewußtsein in vollem Umfang zurück. Sherrard wußte genau, wo er sich befand, und dieses Wissen war so entsetzlich, daß er beinahe wieder das Bewußtsein verloren hätte.

Er war der Sonne näher als je ein Mensch zuvor. Seine beschädigte Raumhülle lag nicht auf einem Hügel, sondern auf der stark geschwungenen Oberfläche einer Welt, deren Durchmesser nur drei Kilometer betrug. Jener schnell im Westen versinkende Stern war das Licht der ›Prometheus‹, des Raumschiffs, das ihn so viele Millionen Kilometer durch den Weltraum hierhergetragen hatte. Es hing dort oben zwischen den Sternen; man würde sich fragen, warum seine Hülle nicht, einer Brieftaube gleich, in ihr Nest zurückgekehrt war. In wenigen Minuten würde sie dem Anblick entschwunden sein, in ihrem unaufhörlichen Versteckspiel vor der Sonne unter den Horizont sinkend.

Dieses Spiel hatte er verloren. Er befand sich immer noch auf der Nachtseite des Asteroiden, in der kühlen Sicherheit des Schattens, aber die kurze Nacht würde bald zu Ende gehen. Der Vier-Stunden-Tag auf Ikarus wirbelte ihn der furchtbaren Morgendämmerung entgegen, in der eine dreißigmal größere Sonne, als sie auf die Erde schien, diesen Fels mit Feuer versengen würde. Sherrard wußte nur allzugut, warum ringsumher alles verbrannt und geschwärzt war. Ikarus würde sein Perihel erst in einer Woche erreichen, aber die Mittagstemperatur betrug bereits 560 Grad Celsius.

Obwohl jetzt nicht die richtige Zeit für Humor zu sein schien, fiel ihm plötzlich Captain McClellans Definition: ›Das heißeste Grundstück im ganzen Sonnensystem‹ ein. Die Wahrheit dieses Witzes erst wenige Tage zuvor durch eines jener einfachen und unwissenschaftlichen Experimente bewiesen worden, die weit eindrucksvoller als unzählige Diagramme und Meßergebnisse sind.

Kurz vor Tagesanbruch hatte jemand ein Stück Holz auf den Gipfel eines der winzigen Hügel gesteckt. Sherrard beobachtete es vom sicheren Standplatz auf der Nachtseite aus, als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Anhöhe berührt hatten. Seine Augen hatten sich kaum an die plötzliche Lichtexplosion gewöhnt, als er sah, daß das Holzstück bereits zu verkohlen begann. Der Knüppel wäre auf der Stelle in Flammen aufgegangen, wenn es hier eine Atmosphäre gegeben hätte; das war die Morgendämmerung, hier auf Ikarus...

Dabei war es, als sie fünf Wochen zuvor die Kreisbahn der Venus gekreuzt hatten, bei der ersten Landung nicht einmal unerträglich heiß gewesen. Die ›Prometheus‹ hatte den Asteroiden überholt, während er auf die Sonne hinabzufallen begann, ihre Geschwindigkeit der seinen angepaßt und sanft wie eine Schneeflocke aufgesetzt. – Eine Schneeflocke auf Ikarus – seltsamer Gedanke... Dann waren die Wissenschaftler über die 22 Quadratkilometer Fläche aus Nickel-Eisen ausgeschwärmt, hatten ihre Instrumente und Prüfstellen aufgebaut, Gesteinsproben eingesammelt und endlose Beobachtungen angestellt.

Alles war seit Jahren als Teil der Internationalen Astrophysikalischen Dekade sorgfältig geplant. Hier ging es für ein Forschungsschiff um die einmalige Gelegenheit, bis auf nahezu unbedeutende 27 Millionen Kilometer an die Sonne heranzukommen, vor ihrer Gewalt durch einen drei Kilometer dicken Schild aus Fels und Eisen geschützt. Im Schatten Ikarus' vermochte das Schiff ungefährdet um das Zentralfeuer zu kreisen, das alle Planeten wärmte, von dem die Existenz allen Lebens abhing. Wie Prometheus der Menschheit das Feuer gebracht hatte, so würde das Schiff, das seinen Namen trug, mit anderen, unvorstellbaren Geheimnissen der Himmel zur Erde zurückkehren.

Man hatte Zeit genug gehabt, die Instrumente aufzustellen und die Messungen vorzunehmen, bevor die ›Prometheus‹ aufsteigen und den ewigen Schatten der Nacht aufsuchen mußte. Selbst dann war es den Männern immer noch möglich gewesen, in ihren winzigen, angetriebenen Raumhülsen – Miniatur-Raumschiffen von nur drei Meter Länge – eine gute Stunde auf der Nachtseite zu arbeiten, solange sie sich nicht von der herannahenden Tagscheide überholen ließen. Sich auf diese Bedingung einzustellen, war einfach genug erschienen, auf einer Welt, wo die Dämmerung nur mit eineinhalb Kilometer Geschwindigkeit pro Stunde vorrückte. Sherrard jedoch war ihr nicht gerecht geworden, und als Strafe stand darauf der Tod.

Er wußte immer noch nicht genau, was vorgefallen war. Er hatte einen seismographischen Sender der Station 145 ausgewechselt, die inoffiziell ›Mount Everest‹ genannt wurde, weil sie sich ganze dreißig Meter über die Umgebung erhob. Die Arbeit war unkompliziert gewesen, obwohl er sie mit den ferngesteuerten mechanischen Armen seiner Hülse verrichten mußte. Sherrard war Fachmann in der Bedienung dieser Extremitäten; er konnte mit den Metallfingern Knoten beinahe ebensoschnell knüpfen wie mit seinen eigenen Händen. Die Aufgabe hatte wenig mehr als zwanzig Minuten in Anspruch genommen, dann funkte der Radioseismograph wieder, die winzigen Erschütterungen und Beben registrierend, von denen Ikarus um so häufiger heimgesucht wurde, je näher der Asteroid der Sonne kam. Daß Sherrard in erheblichem Maße zum Erfolg der Expedition beigetragen hatte, erwies sich jetzt als kümmerliche Befriedigung.

Nachdem die Signale überprüft waren, hatte er die Sonnen-Abschirmungen rings um das Instrument wieder sorgfältig angebracht. Kaum zu glauben, daß zwei dünne Bogen polierter Metallfolie, nicht dicker als Papier, eine Strahlungsflut abzuweisen vermochten, die Blei oder Zinn binnen weniger Sekunden zum Schmelzen gebracht hätte. Aber der erste Schirm reflektierte über neunzig Prozent des auf seine Spiegelfläche fallenden Sonnenlichtes, und der Zweite warf beinahe den ganzen Rest zurück, so daß nur ein harmloser Bruchteil der Hitze durchzudringen vermochte.

Er hatte die Beendigung seiner Arbeit gemeldet, vom Schiff die Bestätigung erhalten, und seine Vorbereitungen zum Heimflug getroffen. Die grellen, an der ›Prometheus‹ hängenden Scheinwerfer – ohne die auf der Nachtseite des Asteroiden undurchdringliche Dunkelheit geherrscht hätte – waren am Himmel als unverfehlbares Ziel zu erkennen gewesen. Das Raumschiff schwebte in nur drei Kilometer Höhe; bei der minimalen Schwerkraft wäre diese Entfernung zu überspringen gewesen, wenn er einen der Planetar-Raumzüge mit flexiblen Beinen getragen hätte. So konnten ihn die energiearmen Mikro-Raketen seiner Hülse bequem in fünf Minuten Fahrt dorthin tragen.

Er hatte die Hülse mit Hilfe der Kreisel gezielt, die Heckdüsen auf ›Stärke Zwei‹ eingestellt und den Startknopf gedrückt. Irgendwo im Bereich seiner Füße hatte es eine Explosion gegeben, und er war von Ikarus fortgeschleudert worden, aber nicht in Richtung Raumschiff. Irgend etwas war entsetzlich schiefgegangen; er wurde in seinem Fahrzeug zur Seite geworfen und konnte die Steuerung nicht mehr erreichen.

Nur eine der Düsen funktionierte; er torkelte durch den Himmel und begann sich immer schneller zu drehen. Er versuchte den Schalter zu finden, aber die Rotation beeinflusste seine Zielsicherheit. Als es ihm gelang, die Steuerung zu erreichen, verschlimmerte seine erste Reaktion noch die Lage – er schob den Knüppel auf ›Volle Kraft‹, wie ein nervöser Autofahrer, der statt der Bremse das Gaspedal erwischt. Die Korrektur hatte nur eine Sekunde in Anspruch genommen, dann war die Düse abgeschaltet, aber inzwischen rotierte er so schnell, daß sich die Sterne wie in einem Karussell um ihn drehten.

Alles war so schnell geschehen, daß keine Zeit für Angst blieb, nicht einmal Zeit, das Raumschiff zu rufen und Meldung zu erstatten. Er nahm die Hände von der Steuerung; sie jetzt zu berühren, würde alles nur viel schlimmer machen. Es bedurfte zwei oder drei Minuten vorsichtiger Manipulierung, aber das vorbeihuschende Glitzern der Felsen zeigte, daß ihm nicht einmal so viele Sekunden blieben. Sherrard befolgte einen Hinweis auf der ersten Seite des Raumfahrer-Handbuchs: ›Wenn man nicht weiß, was zu tun ist, darf man gar nichts tun.‹ Er hielt sich immer noch daran, als Ikarus auf ihn hinabstürzte und die Sterne erloschen.

Es war ein Wunder, daß die Raumhülle keinen Sprung bekommen hatte und er nicht das Vakuum atmete. Dreißig Minuten später würde er es vielleicht begrüßen, sobald die Wärme-Isolierung der Kapsel zu versagen begann... Ohne Beschädigung war es natürlich nicht abgegangen. Die Rückspiegel, unterhalb der durchsichtigen Kunststoffkuppel angebracht, die seinen Kopf schützte, waren beide abgebrochen, so daß er, ohne sich den Hals zu verdrehen, nicht mehr sehen konnte, was hinter ihm vorging. Das war ein harmloser Schaden; als weit ernster erwies sich die Tatsache, daß durch den Aufprall seine Radioantennen abgerissen worden waren. Er konnte nicht das Schiff, das Schiff konnte ihn nicht rufen. Im Lautsprecher war nur ein leises Knacken zu hören; es rührte wahrscheinlich vom Funkgerät selbst her. Er war völlig allein, von der Menschheit abgeschnitten.

Eine verzweifelte Situation, aber ein schwacher Hoffnungsstrahl zeigte sich noch. Er war nicht völlig hilflos. Selbst wenn er die Raketen der Hülle nicht verwenden konnte – er nahm an, daß der Steuerbordmotor durch einen Kurzschluß ein Treibstoffrohr abgerissen hatte, was nach Behauptung der Konstrukteure ausgeschlossen war –, konnte er sich immer noch bewegen. Er hatte ja seine Arme.

Aber in welcher Richtung sollte er kriechen? Er hatte das Orientierungsvermögen verloren. Obwohl er vom Mount Everest gestartet war, konnte er sich jetzt Hunderte von Metern davon entfernt befinden. Auf dieser winzigen Welt gab es keine Merkmale; die schnell versinkende ›Prometheus‹ war sein bester Leitstern; solange er das Schiff im Auge zu behalten vermochte, war er in Sicherheit. Es konnte nur Minuten dauern, bis seine Abwesenheit auffiel, wenn man ihn nicht bereits bemerkt hatte. Ohne Funkverbindung würden seine Kameraden jedoch lange Zeit brauchen, bis sie ihn fanden; Ikarus war zwar klein, aber die dreißig Quadratkilometer phantastisch unebenen Niemandslandes konnten für einen drei Meter langen Zylinder ein durchaus wirksames Versteck darstellen. Es mochte eine Stunde dauern, bis man ihn fand – und das bedeutete, daß er sich vor dem mörderischen Sonnenaufgang in Sicherheit bringen mußte.

Er steckte seine Finger in die Steuerung der mechanischen Arme. Außerhalb der Hüllen, im tödlichen Vakuum, das ihn umgab, erwachten seine Ersatzarme zum Leben. Sie griffen hinab, stemmten sich gegen die eiserne Oberfläche des Asteroiden und hoben die Hülle vom Boden. Sherrard drückte ab, und die Kapsel setzte sich ruckartig in Bewegung, einem unheimlichen, zweibeinigen Insekt ähnlich. Zuerst der rechte Arm, dann der linke, dann der rechte...

Es war weniger schwierig, als er befürchtet hatte, und zum erstenmal kehrte sein Selbstvertrauen wieder. Obschon seine mechanischen Arme für leichte Präzisionsarbeit geschaffen worden waren, bedurfte es geringer Kraftanwendung, die Kapsel in Bewegung zu setzen. Die Schwerkraft auf Ikarus war zehntausendmal geringer als auf der Erde; Sherrard und seine Hülse wogen hier weniger als dreißig Gramm. Sobald er sich einmal in Bewegung gesetzt hatte, schwebte er mit müheloser, traumhafter Leichtigkeit dahin.

Dabei barg gerade diese Mühelosigkeit große Gefahren in sich. Er hatte mehrere hundert Meter zurückgelegt und den sinkenden Stern der ›Prometheus‹ rasch eingeholt, als ihn seine überschwengliche Selbstsicherheit ins Verderben stürzte.

Seltsam, wie schnell der Verstand von einem Extrem aufs andere umschaltete; wenige Minuten zuvor hatte er sich dem Tod gegenübergesehen, und jetzt fragte er sich, ob er zu spät zum Abendessen kommen würde. Vielleicht war die Neuartigkeit der Bewegung, so verschieden von allem bisher Erlebten, für die Katastrophe verantwortlich; vielleicht machten sich auch die Nachwirkungen des Aufpralls schon bemerkbar.

Wie alle Astronauten hatte auch Sherrard gelernt, sich im Weltraum zurechtzufinden; er war daran gewöhnt, dort zu leben und zu arbeiten, wo die erdhaften Begriffe von Oben und Unten bedeutungslos waren. Auf einer Welt wie Ikarus mußte man so tun, als habe man einen echten, ehrlichen Planeten ›unter‹ den Beinen, als bewege man sich über eine horizontale Ebene. Wenn dieser unschuldige Selbstbetrug versagte, verfiel man dem Weltraumschwindel.

Der Anfall kam überraschend, wie in den meisten Fällen. Ganz plötzlich schien Ikarus nicht mehr *unter* ihm zu sein, die Sterne nicht mehr *über* ihm. Das Universum kippte im rechten Winkel ab; er bewegte sich senkrecht an einer steilen Klippe empor, wie ein Alpinist an einer Felswand; obgleich Sherrards Verstand ihm immer wieder vorsagte, daß es sich um nichts als eine Illusion handelte, schrien alle Sinne, daß dies die Wahrheit sei. In Sekundenbruchteilen mußte ihn die Schwere von der Steilwand reißen, und er würde Kilometer um Kilometer hinabstürzen, bis er unten zerschellte.

Schlimmeres sollte noch kommen; die falsche Vertikale pendelte wie eine Kompaßnadel, auf der Suche nach dem Pol. Jetzt befand er sich an der Unterseite eines riesigen Felsdaches, wie eine an der Decke klebende Fliege; einen Augenblick später wurde es wieder zu einer Wand – aber diesmal bewegte er sich senkrecht daran herunter, statt hinauf...

Er hatte die Kontrolle über seine Hülse restlos verloren, und der kalte Schweiß, der sich auf seiner Stirn sammelte, zeigte an, daß ihm auch die Kontrolle über seinen Körper zu entgleiten begann. Es gab nur eine Möglichkeit; er schloß krampfhaft die Augen, zog sich soweit wie möglich in die winzige, abgegrenzte Welt der Kapsel zurück und versuchte mit aller Kraft so zu tun, als existiere das Universum draußen nicht. Er ließ sich nicht einmal von dem sanften, langsamen Knirschen des zweiten Aufpralls aus seiner Selbsthypnose reißen.

Als er wieder hinauszusehen wagte, stellte er fest, daß die Hülse an einem großen Felsblock zur Ruhe gekommen war. Ihre mechanischen Arme hatten die Wucht des Aufpralls abgefangen, aber um einen viel zu teuren Preis. Obgleich die Kapsel hier nahezu gewichtslos war, besaß sie doch eine Masse von zweihundert Kilogramm, und ihre Geschwindigkeit hatte etwa sechs Kilometer pro Stunde betragen. Die Schwerkraft hatte die Metallarme zu stark beansprucht; der eine war abgebrochen, der andere völlig verbogen.

Als er sah, was geschehen war, reagierte Sherrard zuerst nicht mit Verzweiflung, sondern mit Wut. Er war sich des Erfolges so sicher gewesen, als die Hülse über die

öde Oberfläche des Ikarus dahingeglitten war. Und jetzt dies, nur aus einem Augenblick körperlicher Schwäche heraus! Aber der Weltraum berücksichtigte menschliche Schwächen und Gefühle nicht; ein Mensch, der das nicht akzeptierte, war hier fehl am Platz.

Wenigstens hatte er auf der Jagd nach dem Raumschiff wertvolle Zeit gewonnen. Zwischen ihm und der Morgendämmerung lagen zehn Minuten, wenn nicht mehr. Ob diese Frist den Todeskampf nur verlängern oder seinen Schiffskameraden die zusätzliche Zeit geben würde, ihn zu finden, würde er bald wissen.

Wo waren sie? Sicherlich hatten sie längst mit der Suche begonnen! Er starrte den glitzernden Stern des Schiffes an, in der Hoffnung, die trüberen Lichter von Raumhüllen auf sich zukommen zu sehen – aber vor dem sich langsam drehenden Gewölbe des Himmels war nichts zu erkennen.

Er mußte sich auf seine eigene Findigkeit verlassen. Nur wenige Minuten blieben, bevor die ›Prometheus‹ und ihre Scheinwerfer unter dem Rand des Asteroiden versinken und ihn in der Dunkelheit zurücklassen würden. Gewiß dauerte die Dunkelheit bei weitem nicht lange genug, aber bevor sie ihn überfiel, konnte er vielleicht Schutz vor dem kommenden Tag finden. Dieser Felsen, an den er geprallt war...

Ja, er konnte ihm ein wenig Schatten spenden, bis die Sonne halbhoch am Himmel stand. Nichts vermochte ihn zu schützen, wenn sie senkrecht über ihm schwebte, aber es war möglich, daß er sich in einem Gebiet befand, wo die Sonne in dieser Jahreszeit des vierhundertneun Tage langen Ikarus-Jahres nie sehr weit über den Horizont stieg. Dann konnte er die kurze Periode Tageslicht überstehen; das blieb seine einzige Hoffnung, wenn ihn die Suchmannschaft nicht vor der Dämmerung finden sollte.

Dort verschwand die ›Prometheus‹ mit ihren Lichtern unter dem Rand der Welt. Die wieder in voller Kraft herrschenden Sterne strahlten mit verdoppeltem Glanz. Heller als sie alle – so wunderbar, daß ihm den Anblick Tränen in die Augen trieb – war die schimmernde Erde mit ihrem Mond. Er war auf der einen geboren, hatte den anderen betreten; würde er sie jemals wiedersehen?

Merkwürdig, daß er bis jetzt nicht einmal an seine Frau, an seine Kinder und an alle Menschen gedacht hatte, die ihm in dem Leben, das jetzt so weit entfernt schien, nahe gewesen waren. Das Schuldbewußtsein verkrampfte sein Herz, aber der Schmerz legte sich schnell. Die Zuneigung wurde durch die Entfernung nicht beeinträchtigt, auch die Hunderte Millionen Kilometer, die ihn von seiner Familie trennten, vermochten nichts dagegen auszurichten. In diesem Augenblick bedeuteten sie einfach nichts. Er war jetzt ein primitives, egozentrisches Wesen, das um sein Leben kämpfte und als Waffe nur sein Gehirn besaß. In dieser Auseinandersetzung war für das Herz kein Platz; es würde nur stören, sein Urteil trüben und seine Entschlußkraft schwächen.

Und dann sah er etwas, das alle Gedanken an seine ferne Heimat verdrängte. Über den Horizont hinter ihm hochgreifend, einem milchigen Nebel gleich sich über die Sterne breitend, erschien ein schwacher, geisterhafter Leuchtkegel, der Herold der Sonne – das herrliche, perlenhafte Phantom der Korona, auf der Erde nur während der seltenen Augenblicke einer totalen Sonnenfinsternis sichtbar. Wenn die Korona emporstieg, konnte die Sonne nicht weit zurückbleiben, um über seinem kleinen Land zu wüten.

Sherrard nutzte die Warnzeit gut. Jetzt konnte er mit einiger Genauigkeit den Punkt bestimmen, an dem die Sonne aufgehen würde. Langsam und schwerfällig auf den Stümpfen seiner Metallarme kriechend, zerrte er die Kapsel auf die Seite des Felsblockes, wo er mit dem meisten Schatten rechnen durfte. Er hatte sie kaum

erreicht, als die Sonne ihn wie ein wildes Tier überfiel und seine kleine Welt lichthell explodierte.

Er klappte die dunklen Filter in seinem Helm hoch, eine Folie nach der anderen, bis er die Helle ertragen konnte. Bis auf die Stellen, wo der Breite Schatten des Felsblocks den Asteroiden überdeckte, glich alles einem Schmelzofen. Jede Einzelheit des öden Landes ringsumher wurde von dem gnadenlosen Licht herausgeätzt; es gab keine Grautöne, nur blendendes Weiß und undurchdringliche Schwärze. Alle Risse und Vertiefungen zeigten sich als tintige Flecke, während der höherliegende Boden bereits zu flammen schien. Dabei dauerte die Dämmerung erst eine Minute.

Sherrard konnte jetzt verstehen, auf welche Weise die sengende Hitze einer Milliarde von Sommern Ikarus in kosmischen Zunder verwandelt hatte, die Felsen ausglühend, bis auch die letzten Spuren von Gas herausgekocht waren. Warum flogen die Menschen unter solchen Kosten und Risiken über Sternenabgründe hinweg, fragte er sich bitter – nur um auf einer rotierenden Schlacke zu landen? Aus demselben Grund, gab er sich die Antwort, der sie einst dazu getrieben hat, den Mount Everest zu besteigen, zu den Polen zu ziehen – um der Erregung des Körpers willen, die Abenteuerlust hieß, der Erregung des Verstandes willen, die man Entdeckergeist nannte. Eine Antwort, die ihm wenig Trost verhieß, nun, da er auf dem rotierenden Bratspieß Ikarus wie ein Filet gegrillt werden sollte. Schon konnte er den ersten Hitzehauch auf seinem Gesicht spüren. Der Felsblock, an dem er lehnte, schützte ihn vor direkter Sonnenbestrahlung, aber der vom Gestein ringsumher reflektierte Glanz durchdrang bereits den durchsichtigen Kunststoff der Kuppel. Mit dem Höhersteigen der Sonne würde er immer greller werden; Sherrard hatte weniger Zeit als vermutet, und mit diesem Wissen stellte sich eine dumpfe Resignation ein, die jenseits aller Angst lag. Er würde warten – wenn es ihm gelang –, bis ihn der Sonnenaufgang einhüllte und die Kühlanlage der Kapsel den ungleichen Kampf aufgab; dann gedachte er die Hülse aufzusprengen und die Luft in das Vakuum ausströmen zu lassen.

Nichts blieb, als in den letzten Minuten, bevor sein Schattenteich eintrocknete, dazusitzen und nachzudenken. Er versuchte seine Gedanken nicht zu lenken, er ließ sie ziehen, wohin sie wollten. Wie seltsam, daß er jetzt sterben würde, weil in den vierziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts – lange vor seiner Geburt – ein Mann im Observatorium Mount Palomar auf einer fotografischen Platte einen Lichtstreifen entdeckte und ihn so passend nach dem Knaben benannt hatte, der fliegend der Sonne zu nahe gekommen war. Eines Tages würde man ihm auf dieser ausgeglühten Wüste wohl einen Gedenkstein errichten. Welche Inschrift? ›Hier starb Colin Sherrard, Astronik-Ingenieur. Er gab sein Leben für die Wissenschaft.‹ Seltsam, dabei hatte er oft kaum zur Hälfte begriffen, was die Wissenschaftler eigentlich zu erreichen suchten.

Aber die Erregung ihrer Entdeckungen hatte sich auch ihm ein wenig mitgeteilt. Er erinnerte sich, daß die Geologen das verkohlte Haupt des Asteroiden abgekratzt und die darunterliegende Metalloberfläche poliert hatten. Sie war mit einem seltsamen Muster aus Linien und Rillen bedeckt gewesen, nicht unähnlich den abstrakten Gemälden der Picasso-Spätschule. Aber diese Linien bargen einen Sinn; sie schrieben die Geschichte Ikarus', wenn sie auch nur ein Geologe zu lesen vermochte. Sie verrieten, so hatte man Sherrard erklärt, daß dieser Klumpen aus Eisen und Fels nicht immer allein im Weltraum dahingeflogen war. Irgendwann in der fernen Vergangenheit hatte er unter gewaltigem Druck gestanden – und das konnte nur eines bedeuten. Milliarden Jahre zuvor war er Teil eines weit größeren Körpers gewesen, vielleicht eines erdähnlichen Planeten. Aus irgendeinem Grund war dieser Planet explodiert, und Ikarus und all die tausend anderen Asteroiden blieben als Bruchstücke dieser kosmischen Explosion zurück.

Selbst in diesem Augenblick, da das weißglühende Sonnenlicht näher rückte, blieb der Gedanke haften. Sherrard lag auf dem Kern einer Welt – einer Welt vielleicht, die einmal Leben getragen hatte. In eigenartiger, irrationaler Weise tröstete ihn das.

Der Helm beschlug sich; das konnte nur bedeuten, daß die Kühlanlage zu versagen begann. Sie hatte gute Arbeit geleistet. Auch jetzt, da der Fels in wenigen Metern Entfernung dunkelrot erglühen mußte, war die Hitze im Innern der Kapsel nicht unerträglich. Der Ausfall würde plötzlich und mit katastrophaler Endgültigkeit eintreten.

Er griff nach dem roten Hebel, der die Sonne ihrer Beute berauben sollte – aber bevor er ihn umlegte, wollte er zum letztenmal die Erde sehen. Vorsichtig stellte er die Dunkelfilter ein, so daß sie zwar den grellen Widerschein des Felsbodens dämpften, den Blick in den Weltraum aber nicht mehr behinderten.

Die Sterne glommen nur schwach, getrübt vom Glühen der Korona. Und über dem Felsblock, der ihn nicht mehr lange beschirmen würde, kroch ein scharlachroter Flammenstumpf herauf, ein gekrümmter Feuerstrahl, den die Sonne selbst ausgeschiedt hatte. Seine Existenz war noch auf Sekunden bemessen.

Dort war die Erde, dort der Mond. Ein Lebewohl beiden, seinen Freunden, den geliebten Menschen. Während er zum Himmel emporsah, hatte das Sonnenlicht den unteren Rand der Kapsel erreicht, und die erste Feuerzunge leckte heran. Mit einer ebenso automatischen wie nutzlosen Reflexbewegung zog er die Beine an und versuchte der hochflutenden Hitzewelle zu entkommen.

Was war das? Ein greller Lichtblitz, unendlich heller als das Leuchten irgendeines Sternes, war plötzlich hoch oben explodiert. Kilometer über ihm segelte ein riesiger Spiegel durch den Himmel, das Sonnenlicht reflektierend. Er begann also unter Halluzinationen zu leiden; es war Zeit, Abschied zu nehmen. Schweiß drang bereits aus allen Poren. Binnen weniger Sekunden würde aus der Kapsel ein Schmelzofen geworden sein.

Er wartete keinen Augenblick länger. Mit letzter Kraft zerrte er am Notausstieg-Hebel und nahm allen Mut zusammen, das Ende gefaßt zu ertragen.

Nichts rührte sich; der Hebel blieb unbeweglich. Er zerrte wieder und wieder daran, bis ihm klar wurde, daß er hoffnungslos verklemmt war. Es gab also keinen einfachen Ausweg, keinen gnädigen Tod, der ihm die Luft aus den Lungen preßte. Dann, als ihm die Entsetzlichkeit seiner Situation voll zum Bewußtsein kam, verlor er endlich die Nerven und begann wie ein Tier zu schreien.

Als er Captain McClellans Stimme hörte, fern, aber deutlich, wußte er, daß er wieder halluzinierte. Aber ein Restbestand von Disziplin und Selbstkontrolle erstickte seinen Schrei; er biß die Zähne zusammen und lauschte der vertrauten, befehlenden Stimme.

»Sherrard! Halten Sie aus, alter Knabe! Wir haben Sie geortet – los, brüllen Sie doch weiter!«

»Hier bin ich«, schrie er auf, »aber beeilt euch, in Gottes Namen! Ich verbrenne!«

In irgendeinem verborgenen Winkel seines gequälten Verstandes begriff er, was geschehen war. Ein schwaches Signal drang durch die Antennenstummel seiner Hülse, und die Suchmannschaften hatten seine Schreie gehört – wie er ihre Stimmen hören konnte. Sie mußten also ganz in der Nähe sein. Dieses Wissen gab ihm plötzlich wieder Kraft.

Er starrte durch die dampfende Kuppel hinauf, suchte noch einmal nach dem unfaßbaren Spiegel am Himmel. Da war er wieder – und jetzt erkannte er auch, daß

die verblüffenden Perspektiven des Weltraums seine Sinne betrogen hatten. Der Spiegel war weder kilometerweit entfernt noch riesengroß. Er schwebte beinahe über seinem Kopf und kam mit erstaunlicher Geschwindigkeit heran.

Er schrie immer noch, als sich der Spiegel vor die aufgehende Sonne schob und sein herrlicher Schatten wie kühler Wind über ihn fiel, der aus tiefstem Winter über endlose Weiten von Schnee und Eis herangezogen war. Jetzt, aus der Nähe, begriff er sofort; es handelte sich lediglich um einen großen Metallfolien-Strahlungsschirm, ohne Zweifel hastig von einer der Instrumentenstationen abmontiert. In der Sicherheit seines Schattens hatten seine Freunde nach ihm geforscht.

Eine Hochleistungs-Zweimann-Kapsel schwebte über ihm, den glitzernden Schild mit einem der zwei Armpaare haltend, mit dem anderen nach Sherrard greifend. Selbst durch den dampfenden Helm und die surrende Hitze, der seine Kraft nicht mehr gewachsen war, erkannte er Captain McClellans besorgtes Gesicht, das ihm aus der anderen Raumhülle entgegenstarrte.

So war das also mit der Wiedergeburt, denn er trat wirklich neu ins Leben. Er war zu erschöpft, um Dankbarkeit zu fühlen – das kam später –, aber als er sich von den glühenden Felsen erhob, suchte und fand sein Blick den hell schimmernden Stern der Erde. »Hier bin ich«, sagte er lautlos. »Ich komme nach Hause.«

Nach Hause, um alle neugeschenkten Schönheiten der Welt zu genießen und zu preisen. Nein – nicht alle.

Nie mehr würde er sich am Sommer erfreuen.

KÜNSTLER UNTER SICH

Oma war entsetzt, aber sie konnte sich schließlich noch an die Zeit erinnern, als es menschliches Dienstpersonal gegeben hatte.

»Wenn du dir einbildest, daß ich mit einem Affen zusammenwohne«, schnaubte sie, »dann irrst du dich gründlich.«

»Sei doch nicht so altmodisch«, gab ich zurück. »Außerdem ist Dorcas keine Äffin.«

»Was denn dann?«

Ich blätterte im Handbuch des biologischtechnischen Instituts. »Hör dir das an, Oma«, sagte ich. »Der Superschimpanse (eingetragenes Warenzeichen) Pan Sapiens ist ein intelligenter Anthropoide, durch verfeinerte Aufzucht und genetische Veränderungen aus einfachen Schimpansen geschaffen.«

»Genau was ich gesagt habe! Ein Affe!«

»> – und mit einem ausreichenden Wortschatz für das Verstehen einfacher Aufträge. Man kann ihn zu allen Haus- und üblichen Handarbeiten nach entsprechender Ausbildung verwenden; er ist gehorsam, anpassungsfähig, und vor allem zu Kindern besonders liebevoll -<.«

»Kinder! Würdest du Johnnie und Susie etwa einem – einem Gorilla anvertrauen?«

Ich legte das Handbuch seufzend weg.

»Da hast du nicht ganz unrecht. Dorcas kostet eine Menge Geld, und wenn die kleinen Bösewichter sie nicht in Frieden lassen – «

Zum Glück läutete es in diesem Augenblick. »Bitte unterschreiben«, sagte der Bote. Ich unterschrieb, und Dorcas trat in unser Leben.

»Guten Tag, Dorcas«, sagte ich. »Hoffentlich fühlst du dich bei uns wohl.«

Ihre großen, traurigen Augen starrten mich an. Ich war schon häßlicheren Menschen begegnet, obwohl sie nur etwa einen Meter zwanzig groß und nahezu ebenso breit war. In ihrer sauberen, einfachen Kleidung sah sie wie ein Dienstmädchen aus den Filmen Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts aus; ihre Füße waren jedoch nackt und bedeckten eine erstaunlich große Bodenfläche.

»Guten Morgen, gnädige Frau«, erwiderte sie in durchaus verständlichem Tonfall.

»Sie kann sprechen!« rief Oma.

»Natürlich«, sagte ich. »Sie spricht über fünfzig Worte und versteht zweihundert. Mit der Zeit wird sie noch mehr lernen, aber im Augenblick müssen wir uns auf den Wortschatz Seite 42 und 43 des Handbuchs beschränken.« Ich gab die Bedienungsanleitung an Oma weiter; zum erstenmal in ihrem Leben fand sie keine Worte.

Dorcas gewöhnte sich rasch ein. Ihre Grundausbildung – Klasse A, Hausarbeiten und Kinderbeaufsichtigung – war ausgezeichnet, und schon nach einem Monat gab es im Haus nur noch wenige Arbeiten, die sie nicht leisten konnte, vom Tischdecken bis zum Umkleiden der Kinder. Zuerst hatte sie die unangenehme Gewohnheit, vieles mit den Füßen aufzuheben; das schien ihr ebenso natürlich zu sein wie der Gebrauch ihrer Hände, und es dauerte, bis wir es ihr abgewöhnt hatten. Einer von Omas Zigarettensummeln schaffte schließlich auch das.

Sie war gutmütig, gewissenhaft, und sie maulte nicht. Natürlich war sie nicht besonders aufgeweckt; manche Arbeiten mußten ihr des langen und breiten erklärt werden, bevor sie begriff. Es dauerte wenige Wochen, bevor ich ihre Grenzen erkannte und sie mit einkalkulierte; anfangs mußte man sich immer wieder ins

Gedächtnis rufen, daß sie eben doch kein Mensch war, daß es keinen Sinn hatte, sie in Gespräche zu verwickeln, mit denen wir Frauen uns die Zeit vertreiben, wenn wir unter uns sind. Bei den meisten Themen war es jedenfalls so; für Kleider interessierte sie sich sehr, und Farben begeisterten sie. Wenn ich ihr erlaubt hätte, sich nach eigenem Gutdünken zu kleiden, wäre sie wie eine Faschingsmaske dahergekommen.

Die Kinder beteten sie an, wie ich zu meiner Erleichterung feststellen konnte. Ich weiß schon, was die Leute über Johnnie und Susie reden, und manches Wahre ist ja dran. Wenn der Vater die ganze Zeit unterwegs ist, lassen sich Kinder schwer erziehen, und Oma verwöhnt sie außerdem noch. Eric tut dasselbe, wenn sein Raumschiff zur Erde zurückkehrt, und ich kann mich dann mit ihnen herumärgern. Heiraten Sie nie einen Raumfahrer, wenn sich das irgendwie vermeiden läßt; die Bezahlung ist zwar gut, aber der Ruhm verblaßt schnell.

Als Eric zu einem dreiwöchigen Urlaub von der Venus zurückkam, hatte sich unser neues Dienstmädchen eng an die Familie angeschlossen. Eric akzeptierte sie ohne Bedenken; auf den Planeten ist er schließlich ganz anderen Wesen begegnet. Er murrte natürlich wegen der hohen Kosten, aber ich wies darauf hin, daß wir immerhin mehr Zeit miteinander verbringen und auch alle jene Besuche machen konnten, die bislang aufgeschoben werden mußten. Ich freute mich darauf, ein bißchen mehr am gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu können, seit sich Dorcas um die Kinder kümmerte.

In Port Goddard tat sich da nämlich allerhand, wenn wir auch mitten auf dem Pazifik saßen.

Seit den Ereignissen in Miami sind natürlich alle größeren Raketenstartplätze weit von der Zivilisation entfernt.

Von allen Teilen der Erde kamen berühmte Leute und Touristen – von anderen Planeten ganz zu schweigen.

Jede Gemeinde hat ihre maßgebliche Person für Dinge der Mode und Kultur, ihre grande dame, die von allen erfolglosen Rivalinnen beargwöhnt, aber auch kopiert wird. In Port Goddard war das Christine Swanson; ihr Mann war Kommodore der Raummarine, und sie sorgte dafür, daß uns das ständig gegenwärtig war. Sobald ein Linien-Raumschiff landete, lud sie alle Offiziere in ihr elegantes Haus im Stil des neunzehnten Jahrhunderts ein. Es war ratsam, hinzugehen, wenn man nicht eine sehr plausible Entschuldigung vorbringen konnte, obwohl das bedeutete, daß man Christines Gemälde besichtigen mußte. Sie hielt sich für eine Künstlerin, und die Wände waren mit vielfarbigem Gepinsel bedeckt. Sich dazu höfliche Bemerkungen einfallen zu lassen, gehörte zu den großen Problemen bei Christines Gesellschaften; ein anderes war ihre meterlange Zigarettenspitze.

Seit Erics letztem Flug gab es eine neue Anhäufung von Gemälden. Christine befand sich in ihrer ›Quadrat-Periode‹. »Wißt ihr, meine Lieben«, erklärte sie uns, »die alten rechteckigen Bilder sind furchtbar veraltet, zum Raumfahrerzeitalter passen sie auf keinen Fall. Dort draußen im Weltraum gibt es kein Oben oder Unten, keine Horizontale oder Vertikale, also darf auch ein modernes Bild an keiner Seite länger sein als an der anderen. Im Idealfall sollte es, wie man es auch hängt, von allen Seiten denselben Eindruck machen – daran arbeite ich im Augenblick.«

»Das finde ich sehr logisch«, sagte Eric taktvoll. Immerhin war der Kommodore sein Chef. Als unsere Gastgeberin aber außer Hörweite war, fügte er hinzu: »Ich weiß nicht, ob Christines Bilder richtig aufgehängt sind, aber auf jeden Fall hängen sie mit der falschen Seite zur Wand.«

Ich gab ihm recht. Vor meiner Heirat war ich mehrere Jahre an einer Kunsthochschule gewesen, ich hielt mich also für befugt, bei diesem Thema mitzureden. Mit Christines Unverschämtheit hätte ich meine Bilder, die jetzt in der Garage verstaubten, wohl genauso berühmt gemacht.

»Weißt du, Eric«, sagte ich boshaft, »ich könnte Dorcas ohne weiteres beibringen, bessere Bilder zu malen.«

Er lachte und erwiderte: »Wenn Christine nicht anders beizukommen ist, könnte das eines Tages einen hübschen Spaß geben.« Dann vergaß ich die ganze Sache – bis er vier Wochen später wieder in den Weltraum zurückgekehrt war.

Der eigentliche Grund der Auseinandersetzung ist unwichtig; sie entwickelte sich über einem Plan für die Ausgestaltung der Schule, bei dem Christine und ich verschiedene Standpunkte bezogen. Sie siegte, wie gewöhnlich, und ich verließ aufgebracht die Versammlung. Als ich nach Hause kam, fiel mein Blick auf Dorcas, die sich die farbigen Bilder einer Illustrierten ansah – und Erics Worte fielen mir ein.

Ich stellte die Handtasche weg, nahm den Hut ab und sagte entschlossen: »Dorcas – komm mit in die Garage.«

Es dauerte eine Weile, bis ich meine Ölfarben und die Staffelei aus dem Durcheinander von abgelegtem Spielzeug, altem Christbaumschmuck, Taucherausrüstungen, leeren Kisten und zerbrochenem Werkzeug hervorgezerrt hatte. Unter dem Gerumpel lagen auch mehrere halbfertige Bilder, die für den Anfang genügen mußten. Ich stellte eine vorläufig nur aus einem dünnen Baum bestehende Landschaft auf die Staffelei und sagte: »Paß auf, Dorcas – ich bringe dir das Malen bei.«

Mein Plan war einfach und nicht besonders ehrenhaft. Obwohl in der Vergangenheit oft genug Affen diverse Farben auf Leinwand geklatscht hatten, war es noch keinem gelungen, ein echtes, richtig komponiertes Kunstwerk zu schaffen. Ich war mir sicher, daß Dorcas es auch nicht schaffen würde, aber niemand brauchte zu wissen, daß ich die Hand dabei im Spiel hatte. Dorcas sollte den ganzen Ruhm für sich allein beanspruchen dürfen.

Ich hatte aber nicht vor, andere Leute direkt zu belügen. Obwohl ich den Entwurf machte, die Farben mischte und auch die Ausführung zum größten Teil übernehmen würde, sollte Dorcas doch soviel wie möglich beisteuern. Ich hoffte, daß sie wenigstens die einzelnen Felder ausmalen konnte, wobei sie vielleicht einen charakteristischen Pinselstrich entwickeln würde. Mit ein bißchen Glück konnte sie etwa ein Viertel der Gesamtarbeit leisten, schätzte ich. Dann durfte ich mit relativ reinem Gewissen behaupten, das ganze Werk stamme von ihr – hatten nicht auch Michelangelo und Leonardo da Vinci Gemälde signiert, die zum größten Teil von ihren Schülern stammten? Ich wollte Dorcas' »Schülerin« sein.

Ich muß zugeben, daß ich ein wenig enttäuscht war. Obwohl Dorcas die allgemeine Idee sehr schnell begriff und bald auch mit Pinsel und Palette umgehen konnte, ging die Ausführung sehr schwerfällig vonstatten. Sie schien sich nicht entscheiden zu können, welche Hand sie verwenden sollte, und wechselte ständig. Ich mußte schließlich fast die ganze Arbeit alleine machen. Dorcas steuerte nur ein paar Farbflecke bei.

Immerhin, ich konnte von ihr ja nicht verlangen, daß sie sich binnen weniger Lehrstunden als Meisterin erwies. Im Grunde spielte das ja auch keine Rolle. Wenn Dorcas, künstlerisch gesehen, ein Versager war, mußte ich eben die Wahrheit ein bißchen mehr strapazieren, wenn ich behauptete, das Bild sei allein ihr Werk.

Ich hatte keine Eile; bei solchen Dingen ist Hast nur schädlich. Ein paar Monate später hatte die Dorcas-Schule ein Dutzend Bilder produziert, alle über sorgfältig

ausgewählte Themen, die einem Superschimpanse in Port Goddard vertraut sein konnten. Es gab da eine Studie der Lagune, einen Blick auf unser Haus, die Impression eines Nachtstarts, eine Fischerszene, einen Palmenhain – Klischees natürlich, aber alles andere hätte Verdacht erregt. Bevor Dorcas zu uns kam, hatte sie meiner Meinung nach von der Welt außerhalb des Labors, wo sie aufgezogen und ausgebildet worden war, nicht viel gesehen.

Die besten Bilder – und manche davon waren wirklich gut, das mußte ich ja schließlich beurteilen können – hing ich im Haus dort auf, wo meine Freundinnen sie nicht übersehen konnten. Alles lief wie am Schnürchen; Ausrufe wie ›Was du nicht sagst!‹ folgten bewundernden Fragen, sobald ich bescheiden jede Verantwortlichkeit von mir wies. Es ging nicht ohne skeptische Blicke ab, aber ich wurde ihrer schnell Herr, indem ich einigen bevorzugten Freundinnen Gelegenheit gab, Dorcas bei der Arbeit zu beobachten. Ich wählte die Zuschauer nach dem Grad ihrer Unkenntnis der Künste aus. Das Bild war eine abstrakte Darstellung in Rot, Gold und Schwarz, die niemand zu kritisieren wagte. Dorcas konnte inzwischen beachtlich schwindeln, wie ein Filmschauspieler, der vorgibt, ein Musikinstrument zu spielen.

Nur um die Neuigkeit zu verbreiten, verschenkte ich ein paar der besten Bilder. Ich tat so, als hielte ich sie nur für amüsante Spielereien, ließ aber gleichzeitig eine winzige Spur Eifersucht durchschimmern. »Ich habe Dorcas eingestellt, daß sie für mich arbeitet«, erklärte ich gereizt, »nicht für das Kunstmuseum.« Und ich achtete ganz besonders darauf, keinerlei Vergleiche zwischen ihren und Christines Gemälden zu ziehen; diesbezüglich konnte ich mich ganz auf unsere gemeinsamen Freundinnen verlassen.

Als mich Christine unter dem Vorwand, unseren Streit ›wie zwei vernünftige Menschen‹ zu besprechen, besuchte, wußte ich, daß sie die Flucht angetreten hatte. Ich kapitulierte also graziös, als wir im Empfangszimmer unter einem von Dorcas' eindrucksvollsten Werken den Tee nahmen. Es handelte sich um ›Vollmond, über der Lagune aufgehend‹ – sehr kalt, blau und geheimnisvoll, ich war wirklich sehr stolz darauf. Über das Bild und Dorcas fiel kein Wort, aber Christines Augen sagten mir alles, was ich wissen wollte. In der darauffolgenden Woche wurde eine Ausstellung, die sie schon seit längerer Zeit geplant hatte, still und heimlich abgesagt.

Bei den Glücksspielen heißt es, daß man aufhören soll, wenn man am Gewinnen ist. Hätte ich ein bißchen nachgedacht, dann wäre mir klargeworden, daß Christine die Sache nicht auf sich beruhen lassen würde. Früher oder später mußte sie zurückschlagen. Sie paßte einen günstigen Zeitpunkt ab und wartete, bis die Kinder in der Schule waren, Oma Freunde besuchte und ich im Einkaufszentrum der anderen Seite der Insel Besorgungen machte. Wahrscheinlich rief sie zuerst an, um sicherzugehen, daß niemand zu Hause war – kein Mensch jedenfalls. Wir hatten Dorcas aufgetragen, Telefonanrufe nicht entgegenzunehmen; obwohl sie anfangs dazu berechtigt gewesen war, hatte der Erfolg den Einsatz nicht gerechtfertigt. Ein Superschimpanse am Telefon klingt wie ein Betrunkener, und das führt zu den unglaublichsten Komplikationen.

Ich kann die Geschehnisse genau rekonstruieren: Christine muß zu unserem Haus gefahren sein, größte Enttäuschung über meine Abwesenheit bekundet und sich selbst eingeladen haben. Sie würde Dorcas ohne langes Zögern bearbeitet haben, aber zum Glück hatte ich meine anthropoide Kollegin auf solche Dinge vorbereitet. »Dorcas gemacht«, hatte ich ihr nach jedem Gemälde immer wieder eingeschärft. »Nicht Frau – Dorcas gemacht.« Und am Ende glaubte sie es wohl selbst, dessen bin ich sicher.

Wenn diese Gehirnwäsche und die Schranken eines Fünfzig-Worte-Vokabulars Christine verblüfften, so hielt dieser Gemütszustand jedenfalls nicht lange an. Christine war für schnelles Handeln, und Dorcas eine gehorsame, brave Seele.

Christine war entschlossen, Betrug und Verschwörung aufzudecken und mußte sich zu der Schnelligkeit beglückwünscht haben, mit der sie ins Garagen-Atelier geführt wurde; ein wenig überrascht wird sie wohl auch gewesen sein.

Ich kam etwa eine halbe Stunde danach heim und wußte sofort, daß sich Schreckliches zusammenbraute, als ich Christines Wagen am Randstein sah. Ich konnte nur hoffen, rechtzeitig eingetroffen zu sein, aber als ich das unheimlich stille Haus betrat, wußte ich – es war zu spät. Irgend etwas war bereits passiert; Christine würde gewiß reden, auch wenn sie nur eine Äffin als Zuhörerschaft hatte. Für sie war Stille eine ebenso große Herausforderung wie leere Leinwand; sie mußte mit dem Laut ihrer eigenen Stimme zugedeckt werden.

Im Haus rührte sich nichts. Mit wachsender Besorgnis ging ich auf Zehenspitzen durch Empfangszimmer, Speisezimmer, Küche und durch den Hinterausgang in den Garten. Die Garagentür war offen. Ich blickte vorsichtig hinein.

Es war ein bitterer Augenblick der Wahrheit. Von meinem Einfluß befreit, hatte Dorcas endlich einen eigenen Stil entwickelt. Sie malte schnell und selbstsicher – aber nicht, wie ich es ihr so sorgfältig beigebracht hatte. Und was das Thema betraf...

Ich war tief verletzt, als ich die Karikatur sah, die Christine derart offensichtliches Vergnügen bereitete. Nach allem, was ich für Dorcas getan hatte, mußte man das als krasse Undankbarkeit empfinden. Natürlich weiß ich jetzt, daß Bösartigkeit nichts damit zu tun hatte, daß sie sich nur irgendwie Ausdruck verschaffte. Die Psychologen und Kritiker, die jene absurden Begleitartikel für ihre Ausstellung im Guggenheim-Museum geschrieben haben, sagen, daß ihre Porträts neues Licht auf die Beziehung Mensch-Tier werfen und daß sie uns erstmals gestatteten, von außen her einen Blick auf die menschliche Rasse zu werfen. Aber als ich Dorcas in die Küche zurückschickte, sah ich es nicht mit diesen Augen.

Denn das Thema war nicht das einzig Störende: eigentlich ärgerte mich am meisten die Zeit, die ich vergeudet hatte, Dorcas' Technik – und ihr Benehmen zu verbessern. Sie mißachtete alles, was ich ihr je gesagt hatte, indem sie mit regungslos verschränkten Armen vor der Staffelei sitzen blieb.

Selbst damals, am Uranfang ihrer Karriere als unabhängige Künstlerin, war mit schmerzlicher Klarheit zu sehen, daß Dorcas in ihren beweglichen Füßen mehr Talent besaß als ich in beiden Händen.

DER VERHEXTE RAUMANZUG

Als mich die Satelliten-Leitstelle anrief, schrieb ich den Tagesbericht in der Beobachtungskuppel – dem glasüberwölbten Büro, das sich, einer Radnabe gleich, über der Achse der Raumstation erhebt. Für Arbeit war das eigentlich nicht der geeignetste Ort, weil die Aussicht zu sehr ablenkte. Nur wenige Meter entfernt konnte ich Konstruktionsteams beim Zeitlupenballett sehen; sie setzten die Station wie ein gigantisches Puzzlespiel zusammen. Und dreißigtausend Kilometer unter uns strahlte der blaugrüne Glanz der vollen Erde, die vor dem Hintergrund der Milchstraßen-Sternwolken im Weltraum schwebte.

»Hier Stationsinspektor«, meldete ich mich. »Was gibt's?«

»Der Radarschirm zeigt ein kleines, nahezu stillstehendes Echo in drei Kilometer Entfernung, etwa fünf Grad westlich des Sirius. Können Sie uns eine Sichtmeldung geben?«

Ein Objekt, dessen Weg unserer Kreisbahn so genau entsprach, konnte kaum ein Meteor sein; es mußte sich um einen Gegenstand handeln, den wir verloren hatten – vielleicht ein schlecht befestigtes Baustück, das von der Station abgetrieben worden war. So nahm ich an; als ich aber das Fernglas ansetzte und den Himmel in der Gegend des Orion absuchte, klärte sich mein Irrtum rasch auf. Obwohl dieses Raumobjekt von Menschenhand stammte, hatte es mit uns nichts zu tun.

»Schon gefunden«, erklärte ich der Leitstelle. »Das muß ein Testsatellit sein, kegelförmig, vier Antennen und ein Objektivsystem an der Unterseite. Wahrscheinlich US Air Force, frühe sechziger Jahre, der Konstruktion nach zu urteilen. Ich weiß, daß einige davon spurlos verschwunden waren, als die Sendegeräte ausfielen. Man versuchte damals ja zunächst mehrmals vergeblich, diese Kreisbahn zu erreichen.«

Nach kurzer Suche in den Archiven bestätigte die Leitstelle meine Vermutung. Es dauerte ein bißchen länger, bis man erfuhr, daß Washington an der Entdeckung des über zwanzig Jahre alten Satelliten nicht im geringsten interessiert war.

»Na, das geht nun aber doch nicht«, erklärte die Leitstelle. »Auch wenn niemand das Ding haben will, stört es die Navigation. Jemand muß hinaus und es an Bord ziehen.«

Dieser jemand würde ich sein müssen. Ich wagte nicht, einen Mann aus den Konstruktionsteams zu nehmen, weil wir bereits im Verzug waren – und ein einziger Tag hier kostete eine Million Dollar. Alle Funk- und Fernsehstationen der Erde warteten ungeduldig auf den Augenblick, von dem ab sie ihre Programme über uns leiten und damit zum erstenmal einen wirklich weltweiten Dienst von Pol zu Pol aufnehmen konnten.

»Ich hole das Ding herein«, sagte ich und schob ein Gummiband über meine Papiere, damit sie vom Luftstrom der Ventilatoren nicht im Zimmer herumgeweht wurden. Obwohl ich so tat, als erwiese ich jedermann einen riesigen Gefallen, war ich im Innern gar nicht unzufrieden. Seit zwei Wochen hatte ich mich nicht mehr im Freien aufgehalten; die Lagerlisten, Reparaturberichte und alle anderen glanzvollen Dinge im Leben eines Raumstation-Inspektors ermüdeten mich.

Das einzige Mitglied unserer Mannschaft, dem ich auf dem Weg zur Luftschleuse begegnete, war Tommy, unsere erst vor kurzem eingetroffenen Katze. Haustiere haben Tausende von Kilometern über der Erde große Bedeutung, aber es gibt nicht viele Tiere, die sich einer schwerelosen Umgebung anzupassen vermögen. Tommy mauzte mich kläglich an, als ich in meinen Raumanzug kletterte, aber ich hatte es eilig und konnte nicht mit ihm spielen.

An dieser Stelle sollte ich Sie vielleicht daran erinnern, daß sich die Anzüge, die wir auf der Station benützen, von den biegsamen für den Mond beträchtlich unterscheiden. Bei den unsrigen handelt es sich eigentlich um kleine Raumschiffe, die gerade einen einzelnen Mann aufnehmen können, stumpfe Zylinder von etwa zwei Meter Länge, ausgerüstet mit schwachen Rückstoßdüsen und einem Paar akkordeonähnlicher Manschetten am oberen Ende für die Arme des Insassen. Normalerweise behält man die Hände jedoch im Innern des Anzugs und betätigt die Handsteuerung vor dem Brustkorb.

Als ich mich in meinem exklusiven Raumfahrzeug etabliert hatte, schaltete ich den Antrieb ein und warf einen Blick auf die Skalen der winzigen Instrumententafel. Es gibt ein magisches Wort, das Raumfahrer immer vor sich hinmurmeln, wenn sie in ihre Anzüge steigen: ›TORB‹. Es erinnert sie daran, Treibstoff, Oxygen, Radio und Batterien zu überprüfen. Alle Zeiger standen im Sicherheitsbereich. Ich klappte die durchsichtige Kuppel herunter und schloß den Anzug luftdicht ab. Für diesen kurzen Ausflug nahm ich mir nicht die Mühe, die Innenfächer des Anzugs zu kontrollieren, die bei längerem Aufenthalt im Weltraum Nahrungsmittel und Spezialausrüstung aufzunehmen haben.

Ich kam mir vor wie ein auf dem Rücken seiner Mutter festgebundenes Indianerbaby, als mich das Gleitband in die Luftschleuse transportierte. Die Pumpen senkten den Druck auf Null, die Außentür öffnete sich, und die letzten Spuren Luft schoben mich hinaus zu den Sternen. Langsam drehte ich mich um mich selbst.

Ich hatte mich nur drei Meter von der Station entfernt, war aber zu einem unabhängigen Planeten – zu einer eigenen kleinen Welt geworden. Ich saß in einem winzigen, beweglichen Zylinder und genoß den grandiosen Ausblick auf das ganze Universum, nur blieb mir im Anzug sehr wenig Bewegungsfreiheit. Der gepolsterte Sitz und die Gurte bewahrten mich vor unbeabsichtigten Lageveränderungen, so daß ich alle Steuerorgane und Fächer mit Händen oder Füßen erreichen konnte.

Im Weltraum ist der allergefährlichste Feind die Sonne, deren Anblick binnen Sekunden Blindheit hervorruft. Vorsichtig klappte ich die Dunkelfilter an der ›Nachtseite‹ meines Anzugs hoch und drehte den Kopf, um zu den Sternen hinauszusehen. Gleichzeitig schaltete ich den Außen-Sonnenschutz des Helms auf Automatik, wodurch meine Augen vor dem unerträglichen Glanz geschützt wurden, wohin sich der Anzug auch drehen mochte.

Ohne Schwierigkeiten fand ich mein Ziel, einen hellen Silberpunkt, dessen metallischer Schimmer ihn klar von den Sternen unterschied. Ich trat auf das Düsenpedal und spürte die sanfte Beschleunigung, als die energiearmen Raketen mich von der Station forttrugen. Zehn Sekunden Antriebsleistung schienen mir ausreichende Geschwindigkeit verleihen zu haben, also schaltete ich wieder ab. Im Laufe von fünf Minuten würde ich den Rest des Weges schwebend zurückgelegt haben. Die Rückkehr mit meiner Beute durfte kaum längere Zeit in Anspruch nehmen.

Und in diesem Augenblick, als ich mich über den Abgrund wagte, begriff ich, daß Furchtbares geschah.

Im Innern eines Raumanzuges ist es niemals völlig still; man kann immer das sanfte Zischen des Sauerstoffs, das leise Surren von Ventilatoren und Motoren, das Wehen des eigenen Atems hören – wenn man genau aufpaßt, sogar das rhythmische Pochen des Herzens. Diese Geräusche hallen durch den Anzug, weil sie nicht in das Vakuum hinauszudringen vermögen; sie sind der unbemerkte Hintergrund des Lebens im Weltraum, denn man wird sich ihrer nur bewußt, wenn sie sich verändern.

Das war jetzt der Fall; ihnen gesellte sich ein Laut zu, den ich nicht identifizieren konnte. Es war ein in unregelmäßigen Abständen wiederkehrendes, dumpfes Pochen, manchmal von einem Kratzgeräusch begleitet, als scharre Metall gegen Metall.

Ich erstarrte augenblicklich, hielt den Atem an und versuchte das fremdartige Geräusch zu lokalisieren. Die Meßgeräte an der Kontrolltafel gaben mir keinen Hinweis; alle Zeiger standen unbeweglich, und keines der roten Warnlämpchen blinkte auf, die ein bevorstehendes Unglück anzuzeigen pflegten. Das war eine gewisse Beruhigung, aber viel half mir das nicht. Ich hatte längst gelernt, in solchen Dingen meinem Instinkt zu vertrauen. Seine Alarmsignale meldeten sich jetzt und rieten mir, zur Station zurückzukehren, bevor es zu spät war...

Selbst jetzt erinnere ich mich nicht gerne an die folgenden Minuten, als Panik wie eine langsam steigende Flut in meinem Verstand emporkroch, Dämme der Vernunft und Logik überbrandend, die jeder Mensch gegen die Rätselhaftigkeit des Universums errichten muß. Ich wußte in diesem Moment, was es bedeutete, vor dem Absturz in den Wahnsinn zu stehen; auf die Tatsachen paßt keine andere Erklärung.

Denn ich konnte mir nicht mehr vorspiegeln, der störende Laut rühre von irgendeinem defekten Mechanismus her. Obwohl ich völlig isoliert von anderen menschlichen Wesen und sogar von allen Objekten dahinschwebte, war ich nicht allein. Die lautlose Leere trug meinen Ohren die schwachen, aber unverwechselbaren Geräusche sich regenden Lebens zu.

In diesem ersten, herzverkrampfenden Augenblick hatte ich den Eindruck, als versuche etwas, in meinen Anzug einzudringen – etwas Unsichtbares, das Schutz vor dem grausamen und gnadenlosen Vakuum des Weltraums suchte. Ich drehte mich verzweifelt in meinen Gurten, suchte bis auf den grelleuchtenden, verbotenen Kegel in Richtung Sonne die ganze Umgebung ab. Natürlich gab es dort nichts zu sehen. Aber das Krabbeln ließ sich deutlicher als je zuvor vernehmen.

Trotz des Unsinns, den man über uns geschrieben hat, trifft es nicht zu, daß Raumfahrer abergläubisch sind. Aber kann man es mir übelnehmen, daß ich, am Ende meiner logischen Fähigkeiten, daran dachte, wie Bernie Summers ums Leben gekommen war, von der Station nicht weiter entfernt, als ich es in diesem Augenblick war?

Das war einer der sogenannten ›unmöglichen‹ Unfälle gewesen; so bezeichnet man das ja immer. Drei Dinge waren zur selben Zeit schiefgegangen. Bernies Sauerstoffregler hatte versagt und den Druck emporgetrieben, das Sicherheitsventil trat nicht in Aktion – statt dessen war ein defektes Gelenk geplatzt. Im Bruchteil einer Sekunde zerriß sein Anzug.

Ich hatte Bernie nicht gekannt, aber sein Geschick war plötzlich von ungeheurer Bedeutung für mich – denn eine entsetzliche Idee kroch in mein Gehirn. Man spricht nicht über diese Dinge, aber ein defekter Raumanzug ist zu wertvoll, daß man ihn wegwerfen dürfte, selbst wenn sein Träger in ihm ums Leben gekommen ist. Man repariert den Anzug, teilt ihm eine neue Nummer zu – und gibt ihn an eine andere Person weiter...

Was geschieht mit der Seele eines Mannes, der zwischen den Sternen stirbt, weit von seiner Welt entfernt? Bist du noch hier, Bernie, klammerst du dich an den letzten Gegenstand, der dich mit deiner fernen, endgültig entschwundenen Heimat verbindet?

Während ich mich diesen Alpträumen entgegenstemmte – denn jetzt schien es, als kämen die Scharr- und Kratzgeräusche aus allen Richtungen –, gab es eine letzte Hoffnung, an die ich mich klammerte. Um meines seelischen Gleichgewichts willen

mußte ich nachweisen, daß dies nicht Bernies Anzug war – daß diese Metallwände nie zum Sarg eines anderen geworden waren.

Es kostete mich einige Anstrengung, bis ich den richtigen Knopf drücken und mein Sendegerät auf die Notrufwelle umschalten konnte. »Station!« keuchte ich. »Ich bin in Schwierigkeiten! Archiv, Unterlagen über meinen Anzug nachsehen und – «

Ich sprach den Satz nie zu Ende; später hieß es, ich hätte das Mikrofon durch mein Schreien demoliert. Aber welcher Mann, der sich allein in der absoluten Isolierung eines Raumanzugs befindet, hätte nicht aufgeschrien, wenn ihm etwas sanft aufs Genick tappt?

Ich muß mich trotz der Sicherheitsgurte nach vorn geworfen haben und gegen den oberen Rand der Instrumententafel geprallt sein. Als mich die Rettungsmannschaft wenige Minuten später erreichte, war ich noch bewußtlos.

Und so erfuhr ich als letzter im ganzen Satelliten-Relais-System, was geschehen war. Als ich eine Stunde später zu mir kam, hatte sich das gesamte ärztliche Personal um mein Bett versammelt, aber es dauerte geraume Zeit, bis sich die Herren Mediziner um mich kümmerten. Sie spielten mit den drei süßen kleinen Kätzchen, die unser gänzlich falsch benamster Tommy in der Geborgenheit von Fach Fünf meines Raumanzugs aufgezogen hatte.

WIEGE IM ALL

Bevor wir anfangen, möchte ich auf etwas hinweisen, das die meisten Leute anscheinend übersehen haben. Das einundzwanzigste Jahrhundert beginnt nicht am morgigen Tag; es fängt ein Jahr später, am 1. Januar 2001, an. Obwohl von Mitternacht an auf dem Kalender 2000 steht, hat das alte Jahrhundert noch zwölf Monate vor sich. Alle hundert Jahre müssen wir Astronauten das von neuem erklären, aber es ändert nichts. Gefeierte wird, sobald sich die beiden Nullen zeigen...

Sie wollen also erfahren, welchen Augenblick ich nach fünfzig Jahren Raumforschung für den wichtigsten halte... Herrn von Braun haben Sie wohl schon interviewt? Wie geht es ihm denn? Fein. Ich habe ihn seit der Tagung in Astrograd zu Ehren seines achtzigsten Geburtstages nicht mehr gesehen, als er zum letztenmal vom Mond herunterflog.

Ja – ich war bei den bedeutsamsten Augenblicken in der Geschichte des Raumfluges zugegen, vom Start des ersten Satelliten an. Damals war ich fünfundzwanzig Jahre alt und frischgebackener Mathematiker in Kapustin Jar – nicht bedeutend genug, allerdings, um während der letzten Stunde im Kontrollzentrum dabeisein zu dürfen. Aber ich hörte den Start: es war das zweitwichtigste Geräusch, das ich in meinem ganzen Leben gehört habe. – Das wichtigste? Darauf komme ich noch zu sprechen. – Als wir wußten, daß der Satellit die gewünschte Kreisbahn erreicht hatte, ließ sich einer der leitenden Männer seinen Zis kommen, und wir fuhren nach Stalingrad, wo es eine tolle Party gab. Nur die maßgebenden Persönlichkeiten im Paradies der Werktätigen hatten Autos, wissen Sie. Wir schafften die hundert Kilometer in etwa der gleichen Zeit, in der Sputnik die Erde einmal umrundete, und das ist eine recht beachtliche Leistung. Manche Leute wollen errechnet haben, daß die am nächsten Tag verkonsumierte Wodka-Menge den Satelliten der Amerikaner hochgebracht hätte, aber das wird wohl nicht ganz stimmen.

In den meisten Geschichtsbüchern steht, daß damals, am 4. Oktober 1957, das Raumfahrtzeitalter begann; ich will nicht darüber streiten, wenn ich auch der Meinung bin, daß die wirklich aufregenden Dinge erst viel später geschahen. Urteilt man nach der Dramatik, so übertrifft nichts die Bemühungen der US-Marine, Dimitri Kalinin aus dem Südatlantik zu fischen, bevor seine Raumkapsel unterging. Dann kam Jerry Windgates Funkkommentar mit allen schmückenden Beiworten, die kein Sender wegzulassen wagte, als er den Mond umrundete und als erster Mensch die Rückseite erblickte. Und, nicht zu vergessen, nur fünf Jahre später, die Fernsehübertragung aus der ›Hermann Oberth‹, als sie auf dem Plateau in der Regenbogenbucht landete, wo sie heute noch steht, ein ewiges Monument den Männern, die neben ihr begraben liegen.

Das waren die großen Marksteine auf dem Weg in den Weltraum, aber Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß ich davon sprechen will. Was auf mich den größten Eindruck gemacht hat, war etwas völlig anderes. Ich weiß nicht einmal, ob diese Erfahrung mitteilbar ist, und Sie werden daraus sicherlich keinen Zeitungsartikel machen können. Keinen mit Neuheitswert jedenfalls, denn die Zeitungen befaßten sich damals sehr ausführlich damit. Aber den meisten entging das Entscheidende. Für sie handelte es sich um Material mit Rührungswert, sonst nichts.

Es war zwanzig Jahre nach dem Start des Sputnik I, und ich befand mich mit einer Menge anderer Leute auf dem Mond... Seit mindestens zwölf Jahren hatte ich keine Elektronenrechner mehr programmiert. Jetzt kämpfte ich mit den etwas schwierigeren Problemen, menschliche Wesen zu programmieren, da ich Chef-Koordinator für das Projekt Ares, der ersten bemannten Expedition zum Mars, war.

Wir starteten natürlich vom Mond aus, der geringen Schwerkraft wegen; es fällt, hinsichtlich des Brennstoffs, etwa fünfzigmal leichter, von dort aufzusteigen als von der Erde. Wir hatten uns auch überlegt, ob wir die Raumschiffe in einer Satelliten-Kreisbahn bauen sollten, wodurch der Treibstoffbedarf erheblich vermindert worden wäre, aber diese Idee erwies sich bei näherer Betrachtung als wenig sinnvoll. Es ist nicht einfach, Fabriken und Werkstätten im Weltraum zu errichten; das Fehlen der Schwerkraft ist in diesem Fall eher ein Ärgernis als ein Vorteil. Ende der siebziger Jahre war der erste Lunarstützpunkt schon beachtlich ausgebaut; er verfügte über Chemiefabriken und alle Arten von Industriebetrieben kleinen Maßstabes, die den Bedarf der Kolonie decken konnten. Wir beschlossen daher, lieber die vorhandenen Anlagen zu nutzen als draußen im Weltraum unter beträchtlichen Schwierigkeiten und Kosten neu aufzubauen.

›Alpha‹, ›Beta‹ und ›Gamma‹, die drei Expeditionsschiffe, baute man innerhalb der Wälle des Plato, der vermutlich vollkommensten aller Kraterebenen auf der vorderen Mondseite. Sie ist so groß, daß man, im Mittelpunkt stehend, nie auf den Gedanken käme, sich in einem Krater zu befinden; die Bergkette ringsumher ist tief unter dem Horizont verborgen. Die Druckkuppeln des Stützpunktes waren vom Startplatz etwa zehn Kilometer entfernt und mit ihm durch eines jener Freileitungskabelsysteme verbunden, auf denen die Touristen so gerne herumfahren, die aber auch einen großen Teil der Mondlandschaft verunzieren.

In diesen Pioniertagen war das Leben ziemlich ungemütlich, denn wir verfügten über keinerlei Luxus, wie man ihn heute für selbstverständlich hält. Die Zentralkuppel mit ihren Parks und Seen war noch ein Traum auf den Zeichenbrettern der Architekten; auch wenn es sie schon gegeben hätte, wären wir zu beschäftigt gewesen, denn das Projekt Ares nahm jede Minute in Anspruch. Der erste große Sprung des Menschen in den Weltraum stand bevor; den Mond sahen wir schon nur mehr als Vorort der Erde, als Vorstufe auf dem Weg zu wichtigeren Zielen. Unsere Ansichten drückte sehr genau Tsiolkowskis berühmter Ausspruch aus, den ich an die Wand gehängt hatte, damit ihn jeder sehen mußte, der mein Büro betrat:

›Die Erde ist die Wiege der Vernunft – aber man kann nicht ewig in der Wiege leben.‹

Wie bitte? Nein, Tsiolkowski habe ich natürlich nicht gekannt! Ich war ja erst vier Jahre alt, als er 1936 starb!

Nach einem halben Leben voller Geheimniskrämerei war es erfreulich, mit Menschen aller Nationen frei an einem Projekt arbeiten zu können, hinter dem die ganze Welt stand. Meine vier Gehilfen waren amerikanischer, indischer, chinesischer und russischer Nationalität. Wir beglückwünschten uns oft dazu, den Geheimdiensten und schlimmsten Exzessen des Nationalismus entronnen zu sein. Es gab zwar freundschaftliche Rivalität zwischen den Wissenschaftlern verschiedener Länder, aber das förderte nur die Arbeit. Manchmal prahlte ich vor Besuchern, die sich an die schlechte alte Zeit erinnerten: »Auf dem Mond gibt es keine Geheimnisse.«

Nun, ich irrte mich. Es gab ein Geheimnis, und zwar unter meiner eigenen Nase, in meinem Büro. Vielleicht hätte ich Verdacht geschöpft, wenn ich nicht bis über beide Ohren in den Einzelheiten des Projekts gesteckt hätte, so daß mir keine Gelegenheit zum Weitblick blieb. Im Nachhinein erkannte ich natürlich allerhand Hinweise und Warnzeichen, aber damals war mir nicht das Geringste aufgefallen.

Gewiß, ich spürte undeutlich, daß Jin Hutchins, mein junger amerikanischer Assistent, von Tag zu Tag geistesabwesender wurde. Ein- oder zweimal mußte ich ihn kleiner Nachlässigkeiten wegen rügen; er sah mich betroffen an und versprach, sich zu bessern. Er war einer jener typischen, überaus anständigen Collegeabsolventen,

die die Vereinigten Staaten in so großer Zahl hervorbrachten – gewöhnlich sehr zuverlässig, aber ohne den genialen Funken. Er befand sich seit drei Jahren auf dem Mond und holte als einer der ersten seine Frau von der Erde nach, sobald das Einreiseverbot für nicht am Projekt beteiligte Personen aufgehoben wurde. Ich hatte nie ganz begriffen, wie ihm das gelungen war; er mußte die richtigen Beziehungen gehabt haben, aber ganz gewiß war er der letzte Mensch, den man im Mittelpunkt einer weltweiten Verschwörung erwartet hätte. Weltweit, sagte ich? Nein – größer, denn sie erstreckte sich bis zur Erde. Dutzende von Leuten bis hinauf zu den obersten Rängen der Astronautikbehörde waren in sie verwickelt. Heute noch betrachtete man es als Wunder, daß es gelang, das Geheimnis bis zuletzt zu bewahren.

Der langsame Sonnenaufgang war seit zwei Tagen Erdzeit im Gange; bis zum Mittag fehlten noch fünf Tage, obwohl die nadelscharfen Schatten bereits kürzer wurden. Wir waren gerade so weit, daß wir die Motoren der ›Alpha‹ im Leerlauf-Dauerbetrieb prüfen konnten; das Kraftwerk war eingebaut, der Schiffsrahmen fertig. Er stand draußen auf der Ebene und glich weit eher einer halbfertigen Ölraffinerie als einem Raumschiff, aber wir fanden ihn schön. Es war ein nervenzerrender Augenblick; noch nie hatte man einen Thermonuklear-Antrieb von solcher Größe in Betrieb genommen. Trotz aller Vorkehrungen konnte man sich nie ganz sicher fühlen... Wenn jetzt etwas passierte, war Ares um Jahre zurückgeworfen.

Der Countdown hatte bereits begonnen, als Hutchins mit blassem Gesicht auf mich zukam. »Ich muß sofort zum Stützpunkt zurück«, sagte er. »Es ist sehr wichtig.«

»Wichtiger als das hier?« fragte ich sarkastisch. Er zögerte einen Augenblick, dann erwiderte er: »Ich glaube, ja.« – »Na schön«, sagte ich, und er verschwand wie der Blitz. Ich hätte ihn zur Rede stellen können, aber man muß seinen Untergebenen Vertrauen schenken. Als ich aufgebracht zur Zentral-Kontrollstelle zurückkehrte, beschloß ich, meinen übernervösen jungen Amerikaner bei nächster Gelegenheit ablösen zu lassen. Es war eigentlich merkwürdig – er hatte diesem Probelauf mit ebensoviel Spannung entgegengesehen wie alle anderen Beteiligten auch, aber jetzt raste er wie ein Verrückter mit dem Kabelwagen zum Stützpunkt zurück. Der stumpfe Zylinder hatte fast schon den nächsten Mast erreicht; er glitt auf den nahezu unsichtbaren Drähten wie ein seltsamer Vogel über der Mondoberfläche dahin.

Fünf Minuten später hatte sich meine Stimmung erheblich verschlechtert. Eine Reihe von wichtigen Instrumenten war plötzlich ausgefallen, und der ganze Test mußte um mindestens drei Stunden verschoben werden. Ich stürmte durch das Blockhaus und erklärte jedem, der zuhörte – und dazu waren natürlich alle verpflichtet –, daß wir in Kapustin Yar besser gearbeitet hatten. Ich beruhigte mich gerade ein bißchen und ließ eine zweite Runde Kaffee bringen, als aus den Lautsprechern das Sammelsignal ertönte. Es gibt nur ein Signal mit größerer Bedeutung – das Heulen der Alarmanlagen, das ich in all den Jahren auf dem Mond nur zweimal gehört habe und hoffentlich nie mehr hören werde.

Die Stimme, die durch jeden umschlossenen Raum auf dem Mond hallte, aus den Radios aller Arbeiter draußen auf den lautlosen Ebenen, gehörte General Moshe Stein, dem Vorsitzenden der Astronautik-Behörde. Damals gab es noch eine Menge solcher Höflichkeitstitel, obgleich sie nichts mehr zu bedeuten hatten.

»Ich spreche aus Genf«, sagte er, »und ich habe eine wichtige Ankündigung zu machen. Die letzten neun Monate war ein großartiges Experiment im Gange. Um der unmittelbar Beteiligten willen haben wir es geheimgehalten. Wir wollten auch keine falschen Hoffnungen oder Befürchtungen wecken. Noch vor nicht allzu langer Zeit glaubten viele Experten nicht, daß der Mensch im Weltraum überleben könne; es gab auch Pessimisten, die bezweifelten, ob uns der nächste Schritt zur Eroberung des Universums gelingen würde. Wir haben bewiesen, daß sie sich täuschten; denn jetzt

möchte ich Ihnen George Jonathan Hutchins – den ersten Weltraumbürger vorstellen.«

Man schaltete um, dann kam eine Pause, in der nur Geflüster zu hören war. Und dann tönte über den ganzen Mond und die halbe Erde hinweg der Laut, von dem zu erzählen ich Ihnen versprochen habe – der ehrfurchtgebietendste Laut, den ich je in meinem Leben gehört habe.

Es war der schwache Schrei eines neugeborenen Kindes, des ersten Kindes, das auf einer anderen Welt als der Erde ins Leben getreten war. Wir sahen einander in dem plötzlich ganz stillen Blockhaus an, dann blickten wir hinaus zu den Schiffen, die wir auf der schimmernden Mondebene bauten. Sie waren uns so wichtig erschienen, vor wenigen Minuten noch. Sie hatten ihre Bedeutung nicht verloren – aber sie verblaßte gegenüber dem Ereignis im Krankenhaus des Mondstützpunktes, gegenüber den Milliarden Ereignissen, die in Zukunft auf zahllosen Welten eintreten würden.

Denn dies war der Augenblick, meine Herren, in dem ich wußte, daß der Mensch den Weltraum wirklich erobert hatte.

DER LANGE WEG

Das erste Herbstlaub fiel, als Durven seinen Bruder auf der Landzunge neben der Goldenen Sphinx erwartete. Er ließ sein Schiff neben der Straße im Gebüsch stehen, ging den Hügel hinauf und sah zum Meer hinunter. Beißender Wind fegte über das Moor, frühen Frost androhend, aber drunten im Tal lag Shastar, die Herrliche, noch warm und geschützt zwischen ihren Hügeln. Die leeren Kais träumten im blassen, schwachen Sonnenlicht, das tiefe Blau des Meeres wogte sanft gegen ihre Marmorflanken. Während Durven wieder einmal auf die vertrauten Straßen und Gärten seiner Jugend hinabsah, wurde er in seinem Entschluß wieder schwankend. Zum Glück traf er Hannar hier zwei Kilometer vor der Stadt, nicht dort, wo ihm seine Kindheit plastisch vor Augen treten konnte.

Hannar war ein kleiner Punkt tief unten am Hang; ruhig und gelassen wie immer stieg er herauf. Durven hätte ihn mit dem Raumschiff in Augenblicken erreichen können, aber er wußte, daß er wenig Dank ernten würde. Er wartete also im Windschatten der großen Sphinx. Von Zeit zu Zeit ging er mit hastigen Schritten hin und her, um sich aufzuwärmen. Ein- oder zweimal trat er zum Schädel des Ungeheuers und starrte hinauf zu dem stillen Gesicht, das über Stadt und Meer vor sich hinbrütete. Er erinnerte sich, als Kind in den Gärten Shastars die kauernde Gestalt vor dem Hintergrund des Himmels gesehen und sich gefragt zu haben, ob sie lebte.

Hannar wirkte nicht älter als bei ihrem letzten Zusammentreffen vor zwanzig Jahren. Sein Haar war dicht und dunkel, sein Gesicht ohne Falten; nur wenig störte das ruhige Leben Shastars und seiner Bewohner. Durven, grauhaarig und überanstrengt durch Jahre der Mühe, durchzuckte der Neid.

Die Begrüßung war kurz, aber nicht ohne Wärme. Dann ging Hannar zum Schiff, das auf seinem Bett aus Heidekraut und zerdrückten Ginsterbüschen lag. Er klopfte mit dem Stock an den Rumpf und wandte sich Durven zu.

»Es ist sehr klein. Hast du damit den ganzen Weg zurückgelegt?«

»Nein. Nur vom Mond hierher. Ich kam mit einem Schiff, das hundertmal so groß ist, vom Projekt zurück.«

»Und wo ist das Projekt – oder dürfen wir das nicht erfahren?«

»Es ist kein Geheimnis. Wir bauen die Schiffe draußen jenseits des Saturns, wo der Schwerkraftgradient der Sonne beinahe völlig flach wird, so daß man verhältnismäßig wenig Kraft braucht, das Sonnensystem zu verlassen.«

Hannar wies mit seinem Stock auf das blaue Wasser, den farbigen Marmor der kleinen Türme und die breiten Straßen mit dem langsam dahinziehenden Verkehr.

»Fort von all dem hier, hinaus in Dunkelheit und Einsamkeit – auf der Suche wonach?«

Durvens Mund wurde zu einer schmalen, entschlossenen Linie.

»Vergiß nicht, daß ich bereits ein ganzes Leben fern von der Erde verbracht habe«, sagte er leise.

»Und warst du glücklich, bist du es?« fuhr Hannar unerbittlich fort.

Durven schwieg lange Zeit.

»Mehr als das«, erwiderte er schließlich. »Ich habe meine Kräfte bis zum Äußersten angespannt und Triumphe erfahren, die du dir nicht einmal vorstellen könntest. Der Tag, an dem die Erste Expedition in das Sonnensystem zurückkehrte, war ein volles Leben in Shastar wert.«

»Glaubst du, daß ihr schönere Städte als diese unter den fremden Sonnen bauen könnt, wenn ihr eure Welt für immer verlassen habt?« fragte Hannar.

»Wenn wir den Antrieb dazu spüren, ja. Wenn nicht, bauen wir andere Dinge. Aber bauen müssen wir. Was habt ihr in den letzten hundert Jahren geschaffen?«

»Du brauchst nicht zu meinen, wir seien völlig untätig gewesen, weil wir keine Maschinen gebaut, uns von den Sternen abgewandt haben und mit unserer kleinen Welt zufrieden waren. Hier in Shastar ist ein Lebensstil entwickelt worden, der seinesgleichen sucht. Wir haben die Lebenskunst studiert; bei uns gibt es zum erstenmal eine Aristokratie ohne Sklaven. Das ist unsere Leistung, an der uns die Geschichte messen wird.«

»Das gebe ich zu«, meinte Durven, »aber vergiß nicht, daß euer Paradies von Wissenschaftlern gebaut wurde, die wie wir kämpfen mußten, um ihre Träume Wahrheit werden zu lassen.«

»Es ist ihnen nicht immer gelungen. Die Planeten haben sie schon einmal besiegt. Warum sollten die Welten anderer Sonnen gastfreundlicher sein?«

Eine berechtigte Frage. Nach fünfhundert Jahren rief die Erinnerung an diesen ersten Fehlschlag noch immer Bitterkeit hervor. Mit welchen Hoffnungen und Plänen hatte sich der Mensch in den letzten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts auf den Weg zu den Planeten gemacht – um sie dann nicht nur unfruchtbar und ohne Leben, sondern von erbitterter Feindseligkeit zu finden! Von den trüben Feuern der merkurischen Lavaseen bis zu Plutos kriechenden Gletschern aus massivem Stickstoff konnte der Mensch außerhalb seiner eigenen Welt nirgends ungeschützt leben. Nach einem Jahrhundert fruchtloser Bemühungen war er zu ihr zurückgekehrt.

Aber die Vision starb nicht. Als man die Planeten aufgab, lebten immer noch einige Menschen, die von den Sternen zu träumen wagten. Aus diesem Traum war schließlich der Transzendental-Antrieb, die Erste Expedition – und der zu Kopf steigende Wein des lang erwarteten Erfolges hervorgegangen.

»Innerhalb eines Bereiches von zehn Flugjahren gibt es fünfzig Sterne vom Sonnentyp«, erwiderte Durven, »und beinahe alle besitzen auch Planeten. Wir vermuten heute, daß das Vorhandensein von Planeten für einen Stern der Klasse G beinahe ebenso charakteristisch ist wie sein Spektrum, obwohl wir den Grund dafür nicht kennen. Die Suche nach erdähnlichen Welten mußte also früher oder später zu einem Erfolg führen. Ich glaube nicht einmal, daß wir Eden durch besonderes Glück so schnell gefunden haben.«

»Eden? So nennt ihr eure neue Welt?«

»Ja. Es schien uns passend.«

»Was für unheilbare Romantiker ihr Wissenschaftler seid! Vielleicht ist der Name zu gut ausgewählt. Nicht alles Leben im ersten Eden war dem Menschen freundlich gesinnt, wenn du dich erinnerst.«

Durven lächelte schwach.

»Das hängt auch vom Standpunkt ab«, meinte er. Er deutete hinab auf Shastar, wo die ersten Lichter aufglommen. »Wenn unsere Vorfahren nicht vom Baum der Erkenntnis gegessen hätten, gäbe es auch das nicht.«

»Und was wird jetzt daraus werden?« fragte Hannar voll Bitterkeit. »Sobald ihr den Weg zu den Sternen geebnet habt, wird Kraft und Lebensmut der Menschheit wie aus einer offenen Wunde von der Erde hinwegströmen.«

»Das will ich nicht bestreiten. Es ist früher vorgekommen, und es wird wieder geschehen. Shastar wird den Weg Babylons, Karthagos und New Yorks gehen. Die Zukunft ersteht auf dem Schutt der Vergangenheit; Weisheit besteht darin, dieser Tatsache ins Gesicht zu sehen, nicht sie zu bekämpfen. Ich habe Shastar geliebt wie du – so sehr, daß ich die Straßen nicht mehr zu betreten wage, obwohl ich sie nie mehr wiedersehen werde. Du fragst, was aus all dem werden wird, und ich will es dir sagen. Was wir tun, beschleunigt nur das Ende. Schon vor zwanzig Jahren, als ich das letzte Mal hier gewesen bin, konnte ich spüren, wie das ziellose Ritual eurer Lebensweise meinen Willen schwächte. Bald wird es in allen Städten der Welt so sein, denn jede einzelne von ihnen öffnet Shastar nach. Ich glaube, der Antrieb ist keine Sekunde zu früh gekommen; vielleicht würdest sogar du mir glauben, wenn du mit den Männern gesprochen hättest, die von den Sternen zurückkamen, vielleicht würde auch das Blut in deinen Adern wieder rollen, nach diesem jahrhundertelangen Schlaf. Denn deine Welt stirbt, Hannar. Was du jetzt besitzt, kannst du vielleicht noch lange Zeit halten, aber am Ende gleitet es dir aus den Fingern. Die Zukunft gehört uns. Wir überlassen euch euren Träumen. Wir wollen darangehen, unsere Träume Wahrheit werden zu lassen.«

Das letzte Licht ruhte auf den Brauen der Sphinx, als die Sonne ins Meer glitt und Shastar der Nacht, nicht der Dunkelheit überließ. Die breiten Straßen waren leuchtende Ströme, die Myriaden glitzernder Punkte trugen; die Türme und Spitzen schmückten sich mit farbigen Lichtern, und der Wind trug Fetzen von Musik herüber, als ein Vergnügungsboot aufs offene Meer hinaussteuerte. Durven sah es lächelnd vom geschwungenen Kai sich entfernen. Vor über fünfhundert Jahren hatte das letzte Handelsschiff seine Ladung gelöscht, aber solange das Meer existierte, würden die Menschen hinausfahren.

Es gab nur noch wenig zu sagen. Kurze Zeit danach stand Hannar allein auf dem Hügel, das Gesicht zu den Sternen gewandt. Er würde seinen Bruder niemals wiedersehen; die Sonne, die seinem Blick nur einige Stunden entschwunden war, würde Durven für immer entgleiten, im Abgrund des Weltraums zusammenschrumpfend.

Shastar lag glitzernd in der Dunkelheit am Rand des Meeres. Hannar, dem das Herz schwer geworden war, schien den Untergang dieser Stadt schon vorauszusehen. Durven hatte die Wahrheit gesagt; der Exodus mußte bald beginnen.

Vor zehntausend Jahren hatten andere Forscher die ersten Städte der Menschheit verlassen, um neues Land zu entdecken. Sie hatten es gefunden und waren nie zurückgekehrt. Die Zeit hatte ihre verlassenen Heimstätten verschlungen. So mußte es auch Shastar, der Herrlichen, ergehen.

Hannar stützte sich schwer auf seinen Stock und wanderte langsam den Hügel hinunter, auf die Lichter der Stadt zu. Die Sphinx beobachtete ihn gleichgültig, als er in der Dunkelheit verschwand.

Fünftausend Jahre später wachte sie immer noch.

Brant war noch keine zwanzig Jahre alt, als seine Leute aus ihren Heimen ausgestoßen und über zwei Kontinente und einen Ozean westwärts getrieben wurden. Sie erfüllten den Äther mit den mitleidheischenden Schreien verletzter Unschuld. Von der übrigen Welt empfangen sie wenig Mitgefühl, weil sie sich das Ganze selbst zuzuschreiben hatten und nicht behaupten konnten, der Oberste Rat sei brutal vorgegangen. Er hatte ihnen ein Dutzend vorbereitender Warnungen und nicht weniger als vier endgültige Ultima geschickt, bevor man zögernd zur Aktion geschritten war. Dann war plötzlich eines Tages ein kleines Schiff mit einem sehr großen akustischen Strahler dreihundert Meter über dem Ort erschienen und hatte mehrere Kilowatt rohen Lärms

auszustrahlen begonnen. Nach einigen Stunden kapitulierten die Rebellen und packten ihre Habe zusammen. Die Transportflotte war eine Woche danach erschienen und hatte sie trotz schriller Proteste zu ihren neuen Heimen auf der anderen Seite der Welt gebracht.

Und somit war dem Gesetz Genüge getan, dem Gesetz, das vorschrieb, daß keine Gemeinde länger als drei Generationen an derselben Stelle bleiben durfte. Gehorsam bedeutete Veränderung, die Zerstörung von Traditionen und die Entwurzelung alter und verehrter Heimstätten. Genau war das die Absicht des Gesetzes, als man es vor viertausend Jahren aufgestellt hatte. Aber der Stillstand, den es zu verhindern versuchte, ließ sich nicht mehr lange aufhalten. Eines Tages würde es keine zentrale Organisation zur Durchsetzung mehr geben, und die verstreuten Dörfer konnten bleiben, wo sie sich befanden, bis die Zeit sie gleich den früheren Zivilisationen verschlang.

Die Leute von Chaldis hatten drei ganze Monate dazu gebraucht, neue Häuser zu errichten, ein paar Quadratkilometer Wald zu fällen, einige Felder mit exotischen und luxuriösen Früchten zu bepflanzen, einen Fluß umzuleiten und einen Hügel abzutragen, der ihr Schönheitsgefühl störte. Ein eindrucksvolles Schauspiel. Alles war vergebens, als der zuständige Aufseher kurz darauf zu einer Besichtigung eintraf. Chaldis sah mit großer Befriedigung die Transportschiffe mit allem Zubehör einer beweglichen und mechanisierten Zivilisation in den Himmel emporsteigen. Das Geräusch ihres Abfluges war kaum verklungen, als das Dorf wie ein Mann in die Faulheit zurückfiel, die in der Hoffnung aller wohl mindestens ein Jahrhundert lang nicht mehr gestört werden würde.

Brant hatte das ganze Abenteuer sehr genossen. Es tat ihm natürlich leid, das Heim zu verlieren, in dem er seine Kindheit verbracht hatte. Nie mehr würde er den stolzen, einsamen Berg besteigen, der auf das Dorf, in dem er geboren war, herunterblickte. Hier in diesem Land gab es keine Berge, nur niedrige, langgestreckte Hügel und fruchtbare Täler, in denen sich seit Jahrtausenden, seit dem Ende des Ackerbaus, ungehindert dichte Wälder ausbreiteten. Es war auch wärmer als im alten Land, denn sie befanden sich näher am Äquator und hatten die heftigen Winter des Nordens hinter sich gelassen. Beinahe in jeder Beziehung hatte die Veränderung Gutes gebracht, aber ein Jahr oder zwei hindurch konnten die Leute von Chaldis das angenehme Gefühl des Märtyrer-Daseins genießen.

Diese politischen Probleme störten Brant nicht im geringsten. Der gesamte Bereich der menschlichen Geschichte von den dunklen Zeitaltern bis zur unbekannten Zukunft war im Augenblick unwichtiger als die Frage, welche Gefühle Yradne ihm gegenüber hegte. Er hätte gerne gewußt, was Yradne in diesem Augenblick tat; er versuchte sich eine Ausrede für einen Besuch bei ihr auszudenken. Aber dort mußte er ihren Eltern begegnen, die ihn mit ihrer auffällig zur Schau getragenen Unterstellung, sein Besuch geschehe aus purer Höflichkeit, in Verlegenheit bringen würden.

Er beschloß, statt dessen zur Schmiede zu gehen, wenn auch nur, um Jons Absichten zu erkunden. Schade, Jon und er waren bis vor kurzer Zeit enge Freunde gewesen. Aber Liebe ist der Freundschaft tödlichster Feind, und bis Yradne sich zwischen den beiden entscheiden würde, verharrten sie in einem Zustand bewaffneter Neutralität.

Die Siedlung erstreckte sich eineinhalb Kilometer am Fluß entlang, die neuen, sauberen Häuser waren in absichtlicher Unordnung aufgestellt. Wenige Leute gingen ohne sonderliche Eile dahin oder plauderten in kleinen Gruppen unter den Bäumen. Brant schien es, als folgten ihm alle Augen, als spräche man nur über ihn – eine Annahme, die zufälligerweise in jeder Beziehung zutraf. In einer abgeschlossenen

Gemeinde von nicht einmal tausend überaus intelligenten Menschen konnte niemand auf ein Privatleben rechnen.

Die Schmiede befand sich in einer Lichtung am anderen Ende des Dorfes, wo Unordnung sowenig wie möglich störte. Das Gebäude war umgeben von beschädigten oder halbdemontierten Maschinen, die zu reparieren der alte Johan noch keine Zeit gefunden hatte. Eines von den drei kleinen Flugschiffen der Gemeinde lag mit offenem Gerippe in der Sonne, wo man es mit der Bitte um sofortige Reparatur vor Wochen abgestellt hatte. Der alte Johan würde es eines Tages flicken, aber erst, wenn er Lust dazu hatte.

Die breite Tür zur Schmiede stand offen, und aus dem hellerleuchteten Inneren drang das Knirschen von Metall, als die automatischen Maschinen nach dem Willen ihres Herrn irgendeine neue Form schufen. Brant tastete sich vorsichtig an den fleißigen Sklaven vorbei und trat in die Stille des rückwärtigen Teils der Werkstätte.

Der alte Johan lag in einem überaus bequemen Sessel, rauchte eine Pfeife und machte den Eindruck, als habe er sein ganzes Leben hindurch nicht einen Tag lang gearbeitet. Er war ein kleiner Mann mit sorgfältig gestutztem Bart; nur seine glänzenden, unaufhörlich hin und her gleitenden Augen zeigten Leben. Man hätte ihn für einen unbedeutenden Dichter halten können – für den er auch gerne galt –, nie aber für einen Dorfschmied.

»Du suchst Jon?« fragte er paffend. »Er muß hier irgendwo sein, weil er für Yradne etwas macht. Weiß der Teufel, was ihr in ihr seht.«

Brant wurde rot und wollte eben etwas erwidern, als eine der Maschinen lautstark auf sich aufmerksam machte. Blitzschnell verließ Johan das Zimmer; eine Weile drangen polternde und scheppernde Geräusche nebst derben Flüchen durch den Eingang. Bald saß Johan wieder in seinem Sessel.

»Laß dir etwas sagen, Brant«, fuhr er fort, als habe es keine Unterbrechung gegeben. »In zwanzig Jahren wird sie genau wie ihre Mutter sein. Hast du daran schon einmal gedacht?«

Brant war dieser Gedanke noch nie gekommen. Er erschrak ein wenig. Aber der Jugend sind zwanzig Jahre eine Ewigkeit; wenn er Yradne jetzt gewinnen konnte, ging ihn die Zukunft nichts an. Das sagte er Johan auch.

»Wie du meinst«, erwiderte der Schmied nicht unfreundlich. »Wenn wir alle so weit vorausblicken könnten, wäre die Menschheit wohl schon längst ausgestorben. Warum spielt ihr nicht Schach, wie die vernünftigen Leute, um zu entscheiden, wer sie zuerst bekommen soll?«

»Brant würde mogeln«, erwiderte Jon, der plötzlich unter der Tür erschien und beinahe den ganzen Rahmen ausfüllte. Er war ein großer, gutgebauter junger Mann, in allem das Gegenteil seines Vaters. Er hielt ein Blatt Papier mit technischen Skizzen in der Hand. Brant fragte sich, was für eine Art Geschenk er Yradne machen würde. »Was machst du da?« fragte er.

»Warum soll ich dir das sagen?« meinte Jon gutmütig. »Gib mir einen plausiblen Grund.«

Brant zuckte die Achseln.

»Es ist nicht wichtig – ich habe nur aus Höflichkeit gefragt.«

»Nur nicht übertreiben«, warf der Schmied ein. »Als du das letztemal höflich zu Jon warst, hattest du eine Woche lang ein blaues Auge. Erinnerst du dich?« Er wandte sich an seinen Sohn und sagte brüsk: »Zeig mir die Zeichnungen, damit ich dir erklären kann, warum es so nicht geht.«

Er studierte kritisch die Entwürfe, während Jon verlegen vor ihm stand. Dann schnaubte Johan mißbilligend und sagte: »Woher willst du denn die Teile nehmen? Sie sind alle nicht gebräuchlich, und die meisten sogar vom Sub-Mikro-Typ.« Jon sah sich hoffnungsvoll in der Werkstätte um.

»Es sind ja nicht viele«, meinte er. »Die Konstruktion ist ganz einfach, und ich dachte...«

»... daß ich dir erlauben würde, meine Integratoren zu demolieren? Na, wir werden sehen. Mein talentierter Sohn, Brant, versucht zu beweisen, daß er auch Gehirn, nicht nur Muskeln hat, indem er ein Spielzeug herstellt, das seit fünfzig Jahrhunderten nicht mehr gebräuchlich ist. Hoffentlich bringst du etwas Besseres zustande. Als ich in eurem Alter war...«

Seine Stimme und seine Erinnerungen verstummten. Yradne war hereingekommen und beobachtete sie mit leisem Lächeln.

Wenn man Brant und Jon aufgefordert hätte, Yradne zu beschreiben, wäre man vermutlich zu der Ansicht gekommen, daß sie von zwei verschiedenen Menschen sprachen. Gewiß hätte in manchen Punkten oberflächliche Übereinstimmung bestanden. Beide wären sich darin einig gewesen, daß sie kastanienbraunes Haar, große, blaue Augen und eine nahezu perlweiße Haut hatte. Aber Jon sah sie als zerbrechliches, kleines Geschöpf, das man zärtlich lieben und beschützen mußte. Brant dagegen empfand ihr Selbstvertrauen und ihre unerschütterliche Sicherheit so deutlich, daß er daran verzweifelte, ihr jemals zu Diensten sein zu können. Zum Teil beruhte diese verschiedenartige Ansicht auf Jons größerer und breiterer Gestalt, aber entscheidend waren tieferliegende psychologische Gründe. Die Person, die man liebt, existiert nicht in der Wirklichkeit, sie ist nur eine durch das Objekt der Seele projizierte Darstellung auf diejenige Leinwand, die geringste Verzerrungen bietet. Brant und Jon hatten verschiedene Ideale; jeder glaubte, in Yradne ihre Verkörperung zu erblicken.

»Ich gehe zum Fluß hinunter«, sagte sie. »Ich bin bei dir gewesen, Brant, aber du warst nicht zu Hause.«

Das war ein Schlag für Jon, aber sie stellte das Gleichgewicht sofort wieder her.

»Ich dachte, du wärest mit Lorayne oder einem anderen Mädchen weggegangen, aber ich wußte, daß ich Jon zu Hause finden würde.«

Jon machte bei diesem unverlangten und keineswegs verdienten Kompliment ein zufriedenes Gesicht. Er rollte die Zeichnungen zusammen und hastete ins Haus. Über die Schulter rief er fröhlich: »Warte auf mich – ich komme gleich wieder!«

Brant löste den Blick nicht von Yradne, während er unsicher von einem Bein aufs andere trat. Sie hatte eigentlich keinen der beiden eingeladen, sie zu begleiten; bis man ihn ausdrücklich zurückwies, gedachte er seine Stellung zu verteidigen. Er erinnerte sich aber an ein uraltes Sprichwort, wonach Dritte bei solchen Gelegenheiten alles andere als erwünscht waren.

Jon kam in einem verblüffenden grünen Gewand mit diagonal verlaufenden roten Streifen wieder. Nur ein sehr junger Mann konnte sich das leisten, und selbst Jon schaffte es nur um Haaresbreite. Brant fragte sich, ob ihm Zeit genug blieb, heimzulaufen und noch etwas Auffallenderes anzuziehen, aber das Risiko erschien ihm zu groß. Das wäre ein Schlag ins Gesicht des Feindes; der Kampf konnte beendet sein, bevor er Verstärkungen heranzurufen vermochte.

»Eine ganze Versammlung«, bemerkte Johan, als sie gingen. »Darf ich mich vielleicht auch noch anschließen?« Die jungen Männer machten verlegene Gesichter,

aber Yradne lachte fröhlich, so daß er ihr nicht böse sein konnte. Er stand lange Zeit lächelnd vor der Tür und sah ihnen nach, als sie zwischen den Bäumen den langen, grasbedeckten Hang zum Fluß hinunterliefen. Aber dann kehrte sich sein Blick nach innen, und er verlor sich in einen der leersten Träume, die dem Menschen möglich sind, in den Traum von seiner eigenen verlorenen Jugend. Bald wandte er der Sonne den Rücken zu und verschwand mit ernster Miene im geschäftigen Aufruhr der Werkstätte.

Die nordwärts steigende Sonne überquerte den Äquator, die Tage würden bald länger als die Nächte sein, und die Niederlage des Winters war endgültig. Die zahllosen Dörfer auf der nördlichen Halbkugel bereiteten sich darauf vor, den Frühling zu begrüßen. Mit dem Tod der großen Städte und der Rückkehr des Menschen zu Feld und Wald hatte er auch viele der alten Gebräuche wieder angenommen, die tausend Jahre städtischer Zivilisation hindurch geschlummert hatten. Manche dieser Gebräuche waren von den Anthropologen und Soziologen des dritten Jahrtausends bewußt wiedererweckt worden. Man begrüßte daher die Frühlings-Tag-und-Nacht-gleiche immer noch mit Riten, die trotz ihrer Weltklugheit dem primitiven Menschen verständlicher erschienen wären als den Bewohnern der Industriestädte, deren Rauch einst den Himmel der Erde verpestet hatte.

Die Vorbereitungen für das Frühlingsfest riefen zwischen benachbarten Dörfern stets Streitigkeiten und Eifersüchteleien hervor.

Jedes Dorf rechnete es sich zur Ehre an, als Veranstalter bestimmt zu werden. Niemand erwartete jedoch von einer neuangekommenen Gemeinde, die sich noch kaum eingewöhnt hatte, daß sie solche Verantwortung auf sich nahm. Brants Leute waren jedoch auf eine geschickte Idee verfallen, wieder in Gunst zu kommen und den Flecken der kürzlich erlittenen Schande zu tilgen. Im Umkreis von hundertfünfzig Kilometern gab es fünf Dörfer, und man hatte sie alle zum Fest nach Chaldis eingeladen. Kein Dorf sagte ab.

Im Tal gab es keine Nacht mehr und nur noch wenig Schlaf. Hoch über den Bäumen leuchteten in langer Reihe künstliche Sonnen mit gleichmäßigem, blauweißem Glanz, verbannten die Sterne und die Dunkelheit, störten den natürlichen Rhythmus aller wildlebenden Wesen im Umkreis von mehreren Kilometern. Menschen und Maschinen mühten sich die wachsenden Tage und schrumpfenden Nächte hindurch, das große Amphitheater für viertausend Personen fertigzustellen.

An dem großen Tag erwachte Brant sehr früh durch das Surren von landenden Flugzeugen. Er streckte sich müde und fragte sich, wann er wohl wieder ins Bett kommen würde. Dann zog er sich an. Ein Druck auf den verborgenen Schalter ließ eine starre Kunststoffplatte über die in den Boden eingelassene Schaumstoffmatratze gleiten. Bettdecken gab es nicht, da der Raum automatisch immer richtig erwärmt wurde. In mancher Beziehung war Brants Leben einfacher als das seiner Vorfahren – einfacher durch die unablässigen und beinahe vergessenen Bemühungen von fünftausend Jahren Wissenschaft.

Die durch eine durchsichtige Wand einfallende Helligkeit tauchte den Raum in sanftes Licht. Der Grad der Unordnung war verblüffend. Nur die Platte über dem Bett war noch leer, aber bis zum Abend würde man auch dort aufräumen müssen. Brant bewahrte alles auf, was in seine Hände kam. In einer Welt, wo nur wenige Dinge Wert besaßen, weil sie allzu leicht hergestellt werden konnten, war das eine Verschrobenheit, aber die von Brant gesammelten Dinge hatten auch nichts mit den Gegenständen gemein, die aus den Integratoren kamen. In einer Ecke lehnte ein kleiner Baumstamm, teilweise zu einer undeutlich anthropomorphen Form gebildet. Große Stücke Sandstein und Marmor lagen auf dem Boden verstreut, bis sich Brant eines Tages dazu entschloß, an ihnen zu arbeiten. Die Wände waren lückenlos mit Bildern

vorwiegend abstrakten Charakters bedeckt. Man brauchte kein Hellseher zu sein, um zu erkennen, daß Brant Künstler war; ob ein guter, ließ sich nicht so ohne weiteres entscheiden.

Er bahnte sich den Weg durch die Unordnung und machte sich auf Nahrungssuche. Es gab keine Küche; manche Historiker behaupteten zwar, sie habe sich bis um das Jahr 2500 gehalten, aber schon lange vor dieser Zeit kochten die meisten Familien ihre Mahlzeiten etwa ebenso oft selbst, wie sie Kleidung eigenhändig herstellten. Brant ging ins große Wohnzimmer und trat zu einem in Brusthöhe in der Wand eingelassenen Metallkasten. In der Mitte befand sich etwas, das jedem Menschen der vergangenen fünfzig Jahrhunderte vertraut gewesen war – eine Impuls-Wählscheibe mit zehn Ziffern. Brant wählte eine vierstellige Nummer und wartete. Nichts rührte sich. Mit verärgerter Miene drückte er einen Knopf. Die Türen der Maschinen glitten zur Seite und gaben den Blick ins Innere frei, das von Rechts wegen ein appetitanregendes Frühstück hätte enthalten müssen. Es war leer.

Brant hätte die Zentral-Nahrungsmaschine anrufen und eine Erklärung verlangen können, wahrscheinlich aber keine Antwort bekommen. Für den Vorfall gab es nur eine Erklärung – die Lebensmittelabteilung war so angestrengt damit beschäftigt, für die Überbeanspruchung dieses Tages gerüstet zu sein, daß er von Glück reden konnte, wenn er überhaupt ein Frühstück bekam. Er versuchte es von neuem mit einer selten benützten Nummer. Diesmal ertönte ein sanftes Surren, ein dumpfes Knacken, und die Türen öffneten sich. Die Maschine enthielt eine Tasse mit einem dunklen, dampfenden Getränk, ein paar wenig anregend belegte Brote und ein großes Stück Melone. Brant rümpfte die Nase und fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis die Menschheit in die Barbarei zurückgesunken war. Dann machte er sich über die Ersatzmahlzeit her und hatte bald darauf alles vertilgt.

Seine Eltern schliefen noch, als er leise das Haus verließ und auf den weiten, grasbedeckten Platz in der Mitte des Dorfes hinaustrat. Es war noch sehr früh und ein wenig kühl, aber der Tag war klar und strahlte jene Frische aus, die den letzten Tautropfen selten überlebt. Mehrere Flugschiffe lagen auf dem Rasen und spuckten Passagiere aus, die sich in Gruppen drängten oder davonspazierten, um Chaldis mit kritischen Augen zu besichtigen. Eine der Maschinen summte eilig davon, schwache Ionisationsspuren hinterlassend. Augenblicke später folgten die anderen; sie konnten nur einige Dutzend Passagiere aufnehmen und mußten die Strecke daher um so öfter zurücklegen.

Brant schlenderte zu den Besuchern hinüber, wobei er sich bemühte, einen selbstsicheren, aber keineswegs reservierten Eindruck zu machen. Die meisten Fremden waren etwa in seinem Alter.

Sie betrachteten ihn mit offener Neugier, die er mit Interesse erwiderte. Ihre Haut war wesentlich dunkler als die seine, ihre Stimmen waren sanfter und nicht so reich moduliert. Manche sprachen sogar mit der Spur eines Akzents, denn regionale Unterschiede gab es trotz einer gemeinsamen Sprache immer noch. Brant nahm wenigstens an, daß es die anderen waren, die mit Akzent sprachen; ab und zu sah er sie nämlich ein wenig lächeln, wenn er das Wort ergriff.

Den ganzen Vormittag hindurch versammelten sich die Besucher auf dem Hauptplatz, um dann die große Arena aufzusuchen, die man aus dem Wald herausgestampft hatte. Hier gab es Zelte und farbenfrohe Fahnen, Geschrei und Gelächter, denn der Vormittag war dem Vergnügen der Jugend gewidmet. Obgleich Athen zehntausend Jahre hindurch gleich einem schrumpfen enden, aber nie verlöschenden Leitstern den Strom der Zeit hinabgeglitten war, hatte sich seit Olympia der Sport kaum verändert. Immer noch liefen, sprangen, rangen und schwammen die Männer, aber alle leisteten bedeutend mehr als ihre Vorfahren. Brant war ein guter Kurzstreckenläufer. Im

Hundert-Meter-Lauf wurde er Dritter. Seine Zeit betrug knapp über acht Sekunden, was als nicht besonders gut galt, weil der Rekord unter sieben Sekunden lag.

Jon amüsierte sich großartig und schleuderte junge Männer jeder Größe und Statur auf den geduldigen Rasen; als man die Ergebnisse des Vormittags addierte, hatte Chaldis mehr Punkte als irgendein Konkurrent errungen, obwohl es nur in wenigen Sportarten den Sieger stellte.

Als die Mittagszeit herankam, begann die Menge amöbengleich zum Fünf-Eichen-Hain zu strömen, wo die Molekular-Synthese-Geräte seit den frühen Morgenstunden Hunderte von Tafeln mit Speisen versorgt hatten. Die Vorbereitung der Prototypen, bis zum letzten Atom mit absoluter Genauigkeit reproduziert, hatte große Geschicklichkeit erfordert. Die Technik der Nahrungsmittelherstellung hatte sich zwar völlig gewandelt, aber die Kunst des Kochens war bewahrt geblieben.

Das Hauptereignis des Nachmittags war ein langes Poesiedrama – aus Werken längst vergessener Dichter kunstvoll zusammengestellt.

Brant fand es im großen und ganzen langweilig, wenn auch hier und da ein paar herrliche Zeilen aufklangen, die im Gedächtnis haftenblieben:

»Des Winters Ungemach ist überstanden, und all der Schnee und Sünden Jahreszeit...«

Brant kannte den Schnee und war froh, ihn nie mehr sehen zu müssen. Sünde jedoch war ein archaisches Wort, das vor drei- oder viertausend Jahren außer Gebrauch gekommen war; trotzdem klang es erregend und unheimlich.

Erst bei Einbruch der Dunkelheit, als der Tanz begonnen hatte, fand er Yradne. Hoch über dem Tal hatten schwebende Lichter zu schimmern begonnen, die den Wald mit dahinhuschenden Blau-, Rot- und Goldstreifen überfluteten. Zu zweien und dreien, dann zu Dutzenden und Hunderten erreichten die Tänzer das große Oval des Amphitheaters und verwandelten sich in ein Meer lachender, wirbelnder Gestalten. Hier endlich konnte Brant seine Überlegenheit ausspielen; er ließ sich von der Flutwelle körperlichen Vergnügens davontragen.

Die Musik durchmaß das gesamte Spektrum menschlicher Kultur. Einmal pulsierte die Luft zu dem Dröhnen von Trommeln, die aus einem Urdschungel in der Jugendzeit der Erde aufzuklingen schienen, dann wieder woben elektronische Apparaturen komplizierte Vierteltongobelins. Die Sterne glommen trübe bei ihrer Wanderung über den Himmel, aber niemand sah sie.

Brant hatte mit vielen Mädchen getanzt, bevor er Yradne fand. Sie sah bezaubernd aus und schien es nicht eilig zu haben, sich ihm anzuschließen. Aber endlich drehten sie sich miteinander im Mittelpunkt des wirbelnden Treibens, und Brant dachte mit Vergnügen daran, daß Jon wohl aus der Ferne bedrückt zusah.

In einer Musikpause lösten sie sich aus der Menge, weil Yradne erklärte, sie sei ein wenig müde. Das paßte Brant gut ins Konzept, und bald saßen sie gemeinsam unter einem der großen Bäume und beobachteten das wilde Treiben mit jener Überlegenheit, die nur völliger Gelöstheit entspringt.

Es war Brant, der den Zauber durchbrach. Es mußte sein; vielleicht kehrte eine solche Gelegenheit so bald nicht wieder.

»Yradne«, sagte er, »warum bist du mir ausgewichen?«

Sie sah ihn mit großen, unschuldigen Augen an.

»O Brant, das ist aber nicht lieb von dir«, erwiderte sie. »Du weißt, daß das nicht wahr ist! Warum kannst du diese Eifersucht nicht loswerden? Schließlich wirst du nicht verlangen wollen, daß ich die ganze Zeit hinter dir herlaufe!«

»Na schön!« seufzte Brant. »Weißt du, eines Tages wirst du dich entscheiden müssen. Wenn du es immer wieder hinausschiebst, bleibst du schließlich sitzen, wie deine beiden Tanten.«

Yradne lachte hell und schüttelte amüsiert den Kopf bei dem Gedanken, sie könnte jemals alt und häßlich sein.

»Auf Jon kann ich mich immer verlassen«, meinte sie, »auch wenn du zu ungeduldig bist. Hast du schon gesehen, was er mir geschenkt hat?«

»Nein«, sagte Brant bedrückt.

»Du bist aber sehr aufmerksam, das muß ich schon sagen! Ist dir diese Halskette noch nicht aufgefallen?«

Yradne trug auf der Brust große Juwelen, die an einer dünnen Goldkette um ihren Hals hingen. Das Schmuckstück war sehr hübsch, aber in keiner Weise ungewöhnlich, worauf Brant auch sofort hinwies. Yradne lächelte geheimnisvoll, und ihre Finger glitten an ihren Hals. Augenblicklich ertönte Musik, die sich zuerst mit dem Hintergrund der Tanzmusik vermischte und ihn dann völlig zurückdrängte.

»Siehst du«, sagte sie stolz, »wohin ich jetzt auch gehe, kann ich Musik hören. Jon sagt, daß so viele tausend Stunden Musik darin enthalten sind, daß ich eine Wiederholung niemals bemerken werde. Ist das nicht großartig?«

»Na ja«, sagte Brant mürrisch, »aber nicht neu. Früher hatte jeder Mensch so ein Ding, bis es auf der ganzen Erde keinen stillen Fleck mehr gab und man die Apparate verbieten mußte. Stell dir nur vor, was es für ein Chaos gäbe, wenn wir alle mit dieser Maschine herumliefen!«

Yradne sprang wütend auf. »Jetzt fängst du wieder an – immer eifersüchtig auf Dinge, die du selbst nicht fertigbringst. Hast du mir schon je etwas gegeben, was nur halb so schön oder nützlich war? Ich gehe jetzt – und du läßt mich in Ruhe!«

Brant starrte ihr mit offenem Mund nach. Ihr Ausbruch hatte ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel überrascht. Er rief ihr nach: »Aber, Yradne, ich habe doch nicht...« Sie war verschwunden.

Mißgestimmt verließ er das Amphitheater. Sich den Grund für Yradnes Ausbruch logisch zu verdeutlichen, half nicht das geringste. Manchmal ist nichts ärgerlicher als die Wahrheit. Jons Geschenk war ein ausgeklügeltes, aber unwichtiges Spielzeug, das nur seiner Einmaligkeit wegen Interesse beanspruchen durfte.

Eine von Yradnes Bemerkungen schmerzte ihn tief. Was hatte er Yradne denn nun wirklich geschenkt? Er besaß nichts als seine Bilder, und die taugten nicht viel. Als er ihr die besten davon einmal angeboten hatte, bekundete sie nicht das geringste Interesse, und es war ihm sehr schwergefallen, ihr zu erklären, daß er kein Porträtist war und lieber nicht versuchen wollte, ihr Bild zu malen. Das hatte sie nie begriffen. Brant ließ sich gerne von der Natur inspirieren, aber er kopierte das Gesehene nicht. Sobald eines seiner Bilder fertig war, was gelegentlich vorkam, bot oft nur der Titel einen Hinweis auf die Quelle.

Die Tanzmusik pulsierte immer noch um ihn, aber er hatte alles Interesse verloren; er konnte das Vergnügtsein anderer Leute nicht mehr ertragen. Er beschloß, sich aus dem Staub zu machen. Als einzig friedlicher Platz fiel ihm das Flußufer ein, am Ende des schimmernden Teppichs frischgepflanzten Glühmooses, der durch den Wald führte.

Er saß am Wasser, warf Zweige in den Strom und sah sie flußabwärts treiben. Von Zeit zu Zeit spazierten andere Müßiggänger vorbei, aber sie waren gewöhnlich zu zweit und beachteten ihn nicht. Er beäugte sie neidvoll und brütete über den unbefriedigenden Stand seiner Sache nach.

Es wäre beinahe besser, dachte er, wenn Yradne sich für Jon entschiede und ihn damit aus seiner Betrübniß erlöste. Aber sie zeigte keine Vorliebe für einen der beiden jungen Männer. Vielleicht amüsierte sie sich nur auf ihre Kosten, wie manche Leute – vor allem der alte Johan – behaupteten; ebensoviel sprach aber auch dafür, daß sie sich wirklich nicht entschließen konnte. Einer von uns beiden müßte etwas Grandioses tun, dachte Brant bedrückt, das den anderen für immer aus dem Rennen wirft.

»Hallo«, sagte eine dünne Stimme hinter ihm. Er wandte den Kopf. Ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren starrte ihn an, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt.

»Hallo«, sagte er. »Warum schaust du nicht beim Tanzen zu?«

»Warum bist du denn nicht dabei?« erwiderte sie sofort.

»Ich bin müde«, behauptete er, »du solltest nicht allein herumlaufen. Du könntest dich verirren.«

»Ich hab' mich schon verirrt«, sagte sie zufrieden und setzte sich neben ihn ans Ufer. »Das gefällt mir.« Brant fragte sich, aus welchem Dorf sie kam; sie war ein hübsches kleines Ding, hatte allerdings allzuviel Schokolade ins Gesicht geschmiert.

Sie starrte ihn mit der Unverblümtheit an, die, vielleicht zum Glück, selten das Ende der Kindheit übersteht. »Ich weiß, was mit dir los ist«, sagte sie plötzlich.

»So?« meinte Brant mit höflicher Skepsis.

»Du bist verliebt!«

Brant ließ den Zweig fallen, den er gerade ins Wasser hatte werfen wollen, und starrte die Kleine an. Sie betrachtete ihn mit solch ernstem Mitgefühl, daß sein morbides Selbstmitleid von einem Lachsturm hinweggefegt wurde. Sie schien tief verletzt zu sein, und er nahm sich hastig zusammen.

»Woran hast du das gemerkt?« fragte er ernsthaft.

»Ich habe alles darüber gelesen«, gab sie ebenso ernsthaft zurück. »Und einmal habe ich ein Bildstück gesehen, da gab es einen Mann, der zu einem Fluß hinunterging und sich genau wie du ans Ufer setzte, und nach einer Weile sprang er hinein. Dazu spielte man ganz traurige Musik.«

Brant sah die Kleine nachdenklich an und registrierte Erleichterung bei dem Gedanken, daß sie nicht aus Chaldis war.

»Tut mir leid, daß ich nicht die richtige Musik liefern kann«, erklärte er feierlich, »aber der Fluß wäre sowieso nicht tief genug.«

»Das kommt erst später«, sagte sie hilfreich. »Hier ist der Fluß noch ganz jung – er wird erst groß, wenn er den Wald hinter sich läßt. Ich habe es vom Flugzeug aus gesehen.«

»Und was wird dann aus ihm?« fragte Brant, der nicht im geringsten daran interessiert war, den Themawechsel aber dankbar begrüßte. »Er fließt wohl ins Meer?«

Sie schnaubte mißbilligend, »Natürlich nicht. Alle Flüsse auf dieser Seite der Hügelkette fließen in den großen See. Ich weiß, daß er so groß wie ein Meer ist, aber der wirkliche Ozean liegt auf der anderen Seite.«

Brant hatte über die geographischen Einzelheiten seiner neuen Heimat nur sehr wenig in Erfahrung gebracht, aber er wußte, daß das Kind recht hatte. Der Ozean lag nicht einmal dreißig Kilometer nördlich und war von ihnen nur durch eine Schranke niedriger Hügel getrennt. Hundertfünfzig Kilometer landeinwärts kam man zum großen See; er schenkte Landstrichen Leben, die vor der Umformung dieses Kontinents durch die Geologen Wüste gewesen waren.

Das Wunderkind formte aus Zweigen eine Landkarte und erklärte dem wenig aufmerksamen Schüler alle Einzelheiten.

»Hier sind wir«, sagte es, »und hier ist der Fluß, da sind die Berge, und dort bei deinem Fuß liegt der See. Das Meer beginnt dort – und ich will dir ein Geheimnis verraten.«

»So?«

»Du kommst nie dahinter!«

»Bestimmt nicht.«

Die Kleine senkte die Stimme zu vertraulichem Flüstern. »Wenn man an der Küste entlanggeht, die gar nicht weit ist, kommt man nach Shastar.«

Brant versuchte sich beeindruckt zu zeigen, was ihm mißlang.

»Ich glaube, daß du noch nie etwas davon gehört hast?« rief sie tief enttäuscht.

»Entschuldige«, erwiderte Brant. »Ich glaube, Shastar war eine Stadt, und ich muß auch schon einmal etwas darüber gehört haben. Aber es gab so viele, weißt du – Karthago und Babylon und Berlin – man kann sie sich einfach nicht alle merken. Außerdem sind sie ja längst alle verschwunden.«

»Shastar nicht. Es steht noch.«

»Nun ja, von den späteren Städten stehen noch einige, und viele Leute suchen sie auf. Etwa siebenhundert Kilometer von meiner alten Heimat entfernt, gab es einmal eine große Stadt namens...«

»Shastar ist nicht einfach irgendeine alte Stadt«, unterbrach ihn das Kind geheimnisvoll. »Mein Großvater hat mir davon erzählt; er ist dort gewesen. Die Stadt sieht ganz unberührt aus. Es gibt noch viele wunderbare Dinge, die kein Mensch mehr hat.«

Brant unterdrückte ein Lächeln. Die verlassenen Städte der Erde waren zahllose Jahrhunderte hindurch Brutstätten von Legenden gewesen. Seit Shastar aufgegeben worden war, mußten vier-, nein, nahezu fünftausend Jahre vergangen sein. Wenn die Gebäude noch standen, was natürlich möglich war, würde man sie sicher schon vor urdenklicher Zeit aller Schätze beraubt haben. Großvater schien also einige Märchen erfunden zu haben, um das Kind zu unterhalten. Brants Mitgefühl war ihm sicher.

Ungeachtet seiner Skepsis plauderte die Kleine weiter. Brant schenkte ihren Worten kaum Aufmerksamkeit. Von Zeit zu Zeit murmelte er ein »Ja« oder »Tatsächlich?« Plötzlich wurde es still.

Er sah auf und stellte fest, daß seine Begleiterin ärgerlich zu den Bäumen hinübersah.

»Auf Wiedersehen«, sagte sie abrupt. »Ich muß mich anderswo verstecken, da kommt meine Schwester.«

Sie verschwand so plötzlich, wie sie gekommen war. Ihre Familie mußte Mühe genug haben, ihr auf den Fersen zu bleiben, dachte Brant, aber immerhin verdankte er ihr bessere Laune.

Binnen weniger Stunden erkannte er, daß sie ihm weit mehr gegeben hatte.

Simon lehnte am Türpfosten und sah in die Welt hinaus, als Brant erschien. Die Welt beschleunigte gewöhnlich ihr Tempo ein wenig, wenn sie an Simons Tür vorbei mußte, denn er war ein unaufhaltsamer Redner und hielt seine Opfer stundenlang fest. Es kam kaum vor, daß jemand sich freiwillig in seine Klauen begab, wie es Brant jetzt wagte.

Das Problem bei Simon war, daß er einen erstklassigen Verstand besaß und nur zu faul war, ihn zu benutzen. Vielleicht wäre er in einem energischeren Zeitalter glücklicher gewesen. In Chaldis hatte er nie mehr getan, als seinen Witz auf Kosten anderer Leute zu schärfen und dadurch mehr an Ruhm als an Beliebtheit zu gewinnen. Aber er war eigentlich unentbehrlich, weil er unübertroffenes Wissen besaß.

»Simon«, sagte Brant ohne jede Vorrede, »ich möchte über dieses Land etwas erfahren. Die Landkarten nützen mir nicht viel – sie sind zu neu. Was war hier in der alten Zeit?«

Simon kratzte sich am Bart.

»Viel Unterschied wird da wohl nicht gewesen sein. Welche Zeit meinst du?«

»Oh, die Zeit, als die Städte noch standen.«

»Es gab natürlich nicht so viel Wald. Vermutlich war das alles hier Agrarland. Hast du den Pflug gesehen, den man beim Bau des Amphitheaters ausgrub? Er muß sehr alt gewesen sein; er war nicht einmal elektrisch.«

»Ja«, sagte Brant ungeduldig, »ich habe ihn gesehen. Aber erzähl mir von den Städten, die es hier gab. Der Karte zufolge befand sich ein paar hundert Kilometer westlich von hier an der Küste eine Stadt namens Shastar. Weißt du etwas darüber?«

»Ah, Shastar«, murmelte Simon, um Zeit zu gewinnen. »Ein sehr interessanter Ort. Ich muß sogar irgendwo ein Bild davon haben. Warte einen Augenblick. Ich will einmal nachsehen.«

Er verschwand im Haus und blieb nahezu fünf Minuten fort. In dieser Zeit durchsuchte er die Bibliothek, obwohl ein Mensch aus dem Zeitalter der Bücher das nicht geglaubt hätte. Alle im Besitz von Chaldis befindlichen Aufzeichnungen waren in einem 1 Kubikmeter großen Metallkasten untergebracht; er enthielt, in subatomaren Strukturen festgehalten, das Äquivalent einer Milliarde Bände. Beinahe das gesamte Wissen der Menschheit und die ganze überlebende Literatur waren dort verwahrt.

Es war nicht nur ein passives Wissens-Lagerhaus, denn es besaß einen Bibliothekar. Als Simon seinen Wunsch an die unermüdliche Maschine weitergab, ging die Suche Schicht um Schicht tiefer durch die nahezu unendliche Zahl von Stromkreisen. Die gewünschte Information zu finden, nahm nur den Bruchteil einer Sekunde in Anspruch, denn er hatte den Namen und das ungefähre Datum angegeben. Er lehnte sich zurück, als die Eindrücke in sein Gehirn fluteten, wozu man lediglich einer leichten Selbsthypnose bedurfte. Das Wissen würde nur einige Stunden lang in seinem Besitz bleiben – lange genug für diesen Anlaß –, um dann wieder zu verblassen. Simon hatte nicht den Wunsch, seinen wohlorganisierten Verstand mit unwichtigen Dingen zu beladen. Für ihn war die ganze Geschichte vom Aufstieg und Untergang der großen Städte eine Abschweifung minderer Bedeutung, eine interessante, wenn auch bedauerliche Episode, die der unwiederbringlichen Vergangenheit angehörte.

Brant wartete immer noch geduldig, als Simon mit weiser Miene zurückkehrte.

»Ich konnte kein Bild finden«, sagte er. »Meine Frau hat wieder einmal aufgeräumt. Aber ich will dir sagen, was ich über Shastar noch weiß.«

Brant lehnte sich bequem zurück. Er würde hier einige Zeit verbringen müssen.

»Shastar war eine der allerletzten Städte, die der Mensch gebaut hat. Du weißt natürlich, daß die Städte in der menschlichen Kultur ziemlich spät auftauchten – erst vor ungefähr zwölftausend Jahren. Sie wuchsen an Zahl und Bedeutung mehrere tausend Jahre, bis sie schließlich viele Millionen Menschen umfaßten. Wir können uns sehr schwer vorstellen, wie das Leben dort gewesen sein muß -Wüsten aus Stahl und Stein, in denen es kilometerweit nicht einmal einen Grashalm gab. Aber sie waren notwendig, bevor man Transport- und Nachrichtenverbindungen vervollkommen hatte. Die Leute mußten nahe beieinander wohnen, um die komplizierten Handels- und Herstellungsprozesse durchführen zu können, von denen ihr Leben abhing.

Die wirklich großen Städte begannen zu verschwinden, als der Luftverkehr allgemein wurde. Die Bedrohung durch einen Angriff in diesen fernen, barbarischen Tagen trug ebenfalls zu ihrer Auflösung bei. Aber lange Zeit...«

»Ich habe die Geschichte dieser Periode studiert«, warf Brant ein. »Ich weiß alles über...«

»... lange Zeit gab es noch viele kleine Städte, die mehr durch kulturelle als wirtschaftliche Interessen zusammengehalten wurden. Sie hatten eine Bevölkerung von zwanzig- bis achtzigtausend und hielten sich nach dem Untergang der Riesen noch Jahrhunderte. Deswegen bedeuten uns Oxford, Princeton und Heidelberg heute noch etwas, während weitaus größere Städte nicht mehr als Namen sind. Aber auch sie waren zum Untergang verurteilt, als die Erfindung der Integratoren es jeder auch noch so kleinen Gemeinde ermöglichte, alles zum zivilisierten Leben Notwendige selbst herzustellen.

Shastar wurde erbaut, als, technisch gesehen, Städte längst nicht mehr nötig waren, aber bevor die Leute begriffen, daß die Stadtkultur ihrem Ende entgegenging. Shastar war ein bewußt geschaffenes Kunstwerk, geplant und entworfen als Ganzes, und die meisten der Bewohner dürften Künstler gewesen sein. Aber es hielt sich nicht lange. Seinen Tod führte schließlich der Exodus herbei.«

Simon schwieg plötzlich, als brüte er über diese unruhigen Jahrhunderte nach, da der Weg zu den Sternen geöffnet und die Welt entzweigerissen worden war. Die Elite der Menschheit hatte diesen Weg beschritten und die anderen zurückgelassen. Danach schien die Geschichte auf der Erde enden zu wollen. Tausend Jahre und länger waren die Emigrierten vorübergehend ins Sonnensystem zurückgekehrt, von seltsamen Sonnen und fernen Planeten, von dem großen Imperium berichtend, das eines Tages die Galaxis umfassen würde. Aber es gibt Abgründe, die nicht einmal das schnellste Schiff überspringen kann; und eine solche Kluft tat sich jetzt zwischen der Erde und ihren wandernden Kindern auf. Sie hatten immer weniger miteinander gemein; die zurückkehrenden Schiffe wurden immer seltener, bis endlich zwischen den Besuchen Generationen lagen. Simon hatte seit nahezu dreihundert Jahren von keinem mehr gehört.

Es war ungewöhnlich, Simon zum Reden zwingen zu müssen, aber nach einer Weile meinte Brant: »Ich bin übrigens mehr an der Stadt selbst als an ihrer Geschichte interessiert. Glaubst du, daß Shastar noch steht?«

»Darauf komme ich gerade«, erklärte Simon, aus seiner Versunkenheit erwachend. »Natürlich steht sie noch. Damals baute man gut. Aber warum interessiert dich das, wenn ich fragen darf? Hast du plötzlich eine Leidenschaft für Archäologie in dir entdeckt? Oh, jetzt verstehe ich!«

Brant wußte sehr wohl, wie nutzlos es war, vor einem berufsmäßigen Schwätzer wie Simon etwas verbergen zu wollen.

»Ich hoffte, daß es dort selbst nach dieser langen Zeit noch Dinge gibt, die zu finden sich lohnt«, verteidigte er sich.

»Vielleicht«, meinte Simon zweifelnd. »Ich muß Shastar einmal besuchen. Es liegt sozusagen vor der Tür. Aber wie willst du das anstellen? Im Dorf dürfte man dir kaum eine Flugmaschine anvertrauen, und gehen kannst du nicht. Du würdest allein für den Hinweg mindestens eine Woche brauchen.«

Genau das hatte Brant aber vor. Wie er allen Leuten im Dorf während der nächsten Tage immer wieder erklärte, sollte man nur Dinge tun, die schwierig waren. Es ging nichts über die Gelegenheit, aus der Not eine Tugend zu machen.

Brant traf seine Vorbereitungen unter dem Schleier tiefster Geheimnisse. Er wollte seine Pläne nicht preisgeben, um zu verhindern, daß eine der zehn bis zwölf Personen, die in Chaldis ein Flugzeug benutzen durften, Shastar einen Besuch abzustatten beschlossen. Früher oder später würde es natürlich auf jeden Fall dazu kommen; nur die fieberhafte Tätigkeit der vergangenen Monate hatte solche Ausflüge unterbunden. Brant konnte sich nichts Demütigenderes vorstellen, als nach einwöchiger Reise erschöpft Shastar zu betreten und dort frostig von einem Nachbarn begrüßt zu werden, der die Strecke in zehn Minuten zurückgelegt hatte.

Andererseits war es aber ebenso wichtig, dem Dorf im allgemeinen und Yradne im besonderen den Eindruck zu vermitteln, er gehe ein außergewöhnliches Wagnis ein. Nur Simon kannte die Wahrheit; er hatte sich jedoch zögernd bereit erklärt, zunächst den Mund zu halten. Brant glaubte, ihn von seinem wirklichen Ziel abgelenkt zu haben, indem er großes Interesse an der Landschaft westlich Chaldis' bekundete, wo man ebenfalls mehrere archäologisch bedeutsame Überbleibsel vermutete.

Es war wirklich erstaunlich, welche Mengen Nahrung und Ausrüstung man für eine zwei- oder dreiwöchige Abwesenheit benötigte; die ersten Berechnungen hatten Brant in einen Zustand auffälliger Bedrückung versetzt. Einige Zeit dachte er sogar daran, ein Flugzeug zu erbitten oder auszuborgen, aber man würde seine Bitte sicherlich nicht erfüllen – und damit nur sein ganzes Unternehmen ins Wanken bringen. Auf keinen Fall konnte er jedoch all das tragen, was er für die Reise benötigte.

Die Lösung wäre jedem Menschen aus einem nicht vollmechanisierten Zeitalter klar gewesen, aber Brant brauchte eine Weile, bis er darauf kam. Die Flugmaschine hatte alle Formen des Landtransportes bis auf eine, die älteste und vielseitigste, beseitigt – die einzige, die auch, wie früher schon, gänzlich ohne die Hilfe des Menschen auszukommen vermochte.

Chaldis besaß sechs Pferde, für eine Gemeinde ihrer Größe eine unverhältnismäßig niedrige Zahl. In manchen Dörfern gab es mehr Pferde als Menschen, aber Brants Leute, die aus einer wilden und gebirgigen Gegend stammten, hatten bislang kaum Gelegenheit zum Reiten gehabt. Brant selbst hatte nur zwei- oder dreimal in seinem Leben auf einem Pferd gesessen, und auch da nur für ganz kurze Zeit.

Der Hengst und fünf Stuten waren Treggor anvertraut, einem hageren, kleinen Mann, den außer seinen Tieren am Leben nichts interessierte. Er gehörte nicht zu den klügsten Leuten von Chaldis, aber mit seinem Privatzoo, in dem es Hunde aller Größen und Rassen, ein paar Biber, mehrere Affen, ein Löwenjunges, zwei Bären, ein junges Krokodil und andere Bestien gab, die man normalerweise aus sicherer Entfernung zu betrachten pflegte, war er völlig glücklich.

Brant fand Treggor am Gatter zur Pferdekoppel. Ein Fremder unterhielt sich mit ihm, der Brant als Pferdeliebhaber aus einem benachbarten Ort vorgestellt wurde. Die seltsame Übereinstimmung zwischen den beiden Männern, von der Kleidung bis zum Gesichtsausdruck, machte diese Erklärung recht überflüssig.

In Gegenwart ausgesprochener Fachleute wird man leicht nervös, und Brant fiel es nicht leicht, sein Problem darzulegen. Treggor lauschte ernsthaft und schwieg geraume Zeit, bevor er zu einer Antwort ansetzte.

»Ja«, sagte er gedehnt und wies mit dem Daumen auf die Stuten, »da paßt jede – wenn du mit ihnen umgehen könntest.« Er sah Brant zweifelnd an. »Sie sind wie menschliche Wesen, weißt du. Wenn sie dich nicht mögen, kannst du gar nichts mit ihnen anfangen.«

»Nicht das geringste«, bestätigte der Fremde selbstzufrieden.

»Aber du kannst mir doch beibringen, wie man mit ihnen umgeht?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich kann mich an einen jungen Burschen in deinem Alter erinnern, der reiten lernen wollte. Kein Pferd ließ ihn an sich heran. Sie konnten ihn nicht leiden – da war nichts zu machen.«

»Pferde wissen Bescheid«, warf der andere bedeutungsvoll ein.

»Richtig«, stimmte Treggor zu, »man muß das richtige Gefühl haben, dann klappt alles wie am Schnürchen.«

Für die mit Temperament nicht geschlagenen Maschinen sprach also doch einiges, dachte Brant.

»Ich will gar nicht reiten«, erwiderte er lebhaft. »Ich brauche nur ein Pferd, das meine Ausrüstung trägt. Oder hätte es dagegen auch etwas einzuwenden?«

Sein bescheidener Sarkasmus blieb unbemerkt. Treggor nickte ernsthaft.

»Da gäbe es keine Schwierigkeiten«, meinte er. »Mit Halfter lassen sie sich alle führen – außer Daisy. Die erwischst du nie.«

»Dann könnte ich mir also eines der – äh, friedlicheren Tiere für eine Weile ausleihen?«

Treggor scharrte mit den Füßen. Er freute sich darüber, daß jemand seine geliebten Tiere benützen wollte, gleichzeitig fürchtete er aber auch, es könnte ihnen etwas zustoßen. Erst in zweiter Linie interessierte ihn, was Brant dabei abbekommen würde.

»Tja«, begann er zweifelnd, »im Augenblick ist es ein bißchen ungünstig...«

Brant sah sich die Stuten näher an und erkannte den Grund. Nur eine von ihnen war von einem Fohlen begleitet, aber man sah, daß diesem Zustand bald abgeholfen sein würde. Auch diese Art Komplikationen hatte er nicht bedacht.

»Wie lange wirst du denn unterwegs sein?« erkundigte sich Treggor.

»Höchstens drei Wochen, vielleicht auch nur zwei!«

Treggor begann hastig nachzurechnen.

»Dann kannst du Sunbeam haben«, meinte er schließlich. »Sie macht keine Schwierigkeiten – sie ist das gutmütigste Tier, das ich jemals gehabt habe.«

»Recht vielen Dank«, sagte Brant. »Ich verspreche, gut auf sie aufzupassen. Vielleicht stellst du sie mir jetzt einmal vor?«

»Ich weiß gar nicht, warum ich mich anstreng«, brummte Jon gutmütig, als er die Tragkörbe an beiden Seiten der Stute befestigte, »zumal du mir nicht einmal sagen willst, wohin du gehst oder was du zu finden hoffst.«

Brant hätte die letzte Frage nicht einmal beantworten können, wenn er gewollt hätte. In klaren Augenblicken wußte er, daß er in Shastar nichts Wertvolles entdecken konnte. Es fiel ihm ja auch nichts ein, was seine Leute nicht bereits besaßen oder

augenblicklich beschaffen konnten, wann immer der Sinn danach stand. Die Reise selbst würde jedoch der Beweis – und zwar der überzeugendste, den er sich vorstellen konnte – für seine Liebe zu Yradne sein.

Sie war ohne jeden Zweifel von seinen Vorbereitungen sehr beeindruckt. Er hatte auch nicht versäumt, sie auf die drohenden Gefahren hinzuweisen. Im Freien zu schlafen brachte allerlei Unbequemlichkeiten mit sich, außerdem mußte er sich auf höchst eintönige Mahlzeiten einrichten. Es konnte sogar sein, daß er sich verirrt und nie mehr wiederkehrte. Angenommen, es gab oben in den Hügeln oder in den Wäldern noch wilde, gefährliche Tiere?

Der alte Johan, dem jedes Gefühl für historische Traditionen abging, hatte gegen die Demütigung protestiert, sich als Schmied mit etwas derart Vorsintflutlichem wie einem Pferd abgeben zu müssen. Sunbeam verpaßte ihm dafür mit großer Geschicklichkeit und Präzision einen Tritt, als er sich bückte, um ihre Hufe zu untersuchen. Er hatte jedoch schnell zwei Tragkörbe hergestellt, in denen Brant alles für seine Reise Notwendige unterbringen konnte – sogar sein Malgerät, von dem er sich nicht trennen wollte. Treggor hatte Ratschläge hinsichtlich der technischen Einzelheiten des Zaumzeugs gegeben und uralte Prototypen, die zum größten Teil aus Schnüren bestanden, vorgewiesen.

Es war noch früh am Morgen, als man die letzten Riemen befestigte. Brant hatte vorgehabt, so unauffällig wie möglich auszureiten, und der unerwartete Erfolg machte ihn ein wenig unsicher. Nur Jon und Yradne verabschiedeten ihn.

Schweigend gingen sie am Ende des Dorfes und überquerten den Fluß auf der schlanken Metallbrücke. Jon sagte rauh: »Brich dir wenigstens nicht das Genick«, drückte ihm die Hand und ging davon, ihn mit Yradne alleinlassend. Brant war ihm für diese nette Geste sehr dankbar.

Sunbeam nützte die Unaufmerksamkeit ihres Herrn und begann, am Flußufer zu grasen. Brant trat eine Weile vergebens von einem Fuß auf den anderen, dann sagte er unentschlossen: »Ich muß ja jetzt wohl losziehen.«

»Wie lange wirst du fort sein?« fragte Yradne. Sie trug Jons Geschenk heute nicht; vielleicht hatte sie schon genug davon. Brant hoffte es – aber dann fiel ihm ein, daß sie der Dinge, die er vielleicht für sie mitbrachte, ebenso schnell überdrüssig werden würde.

»Oh, ungefähr vierzehn Tage – wenn alles gut geht«, fügte er düster hinzu.

»Sei vorsichtig«, sagte Yradne, »und mach keine Dummheiten.«

»Ich werde mich bemühen«, erwiderte Brant, ohne sich zum Gehen entschließen zu können, »aber man muß doch manchmal Risiken eingehen.«

Dieses seltsame Gespräch hätte noch wesentlich länger dauern können, wenn Sunbeam nicht eingeschritten wäre. Brant spürte plötzlich einen scharfen Ruck am Arm, dann wurde er im flotten Trab davongezerrt. Er hatte eben sein Gleichgewicht wiedergewonnen und wollte zum Abschied winken, als Yradne herangeflogen kam, ihm einen langen Kuß gab und in Richtung Dorf verschwand, bevor er sich von seiner Überraschung erholt hatte.

Sie verlangsamte ihr Tempo, als Brant sie nicht mehr sehen konnte. Jon war noch ein gutes Stück voraus, aber sie versuchte nicht, ihn einzuholen. Eine seltsam ernsthafte Stimmung überfiel sie, die zu dem herrlichen Frühlingsmorgen nicht zu passen schien. Es war sehr schön, geliebt zu werden, aber es hatte auch seine Nachteile, wenn man einmal über den nächsten Augenblick hinausdachte. Für eine Sekunde fragte sich Yradne, ob sie Jon, Brant und vor allem auch sich gegenüber fair

gewesen war. Eines Tages mußte die Entscheidung fallen, sie ließ sich nicht ewig hinausschieben. Aber sie konnte nicht um alles in der Welt sagen, welchen der jungen Männer sie lieber hatte; und sie wußte auch nicht, ob sie den einen oder anderen wirklich liebte.

Niemand hatte ihr gesagt, und sie war auch noch nicht selbst dahintergekommen, daß die Antwort immer ›nein‹ lauten muß, wenn man sich zu fragen hat, ›bin ich wirklich verliebt‹?

Hinter Chaldis erstreckte sich der Wald acht Kilometer nach Osten, dann ging er in die große Ebene über, die den Rest des Kontinents ausmachte. Sechstausend Jahre zuvor war dieses Land eine der riesigsten Wüsten der Welt gewesen; ihre Fruchtbarmachung hatte zu den ersten Leistungen des Atomzeitalters gezählt.

Brant gedachte nach Westen zu ziehen, bis er den Wald hinter sich hatte, um dann in Richtung Hochland zu wandern. Den Landkarten zufolge hatte es auf dem Hügelgrat früher eine Straße gegeben, die alle Küstenstädte zu einer in Shastar endenden Kette verband. Den Spuren zu folgen konnte nicht schwer sein, obwohl Brant nicht damit rechnete, daß von der Straße selbst etwas die Jahrhunderte überdauert hatte.

Er blieb in der Nähe des Flusses, der Führer sowohl als auch Straße durch den Wald war. Standen die Bäume zu dicht, dann konnte er mit Sunbeam durch das seichte Wasser waten. Sunbeam erwies sich als sehr gehorsam; hier gab es kein Gras, das sie ablenken konnte, also stapfte sie gleichmütig dahin.

Bald nach Mittag begann der Wald lichter zu werden. Brant hatte die Grenze erreicht, die Jahrhundert um Jahrhundert über Landstriche hinweg, die der Mensch nicht mehr zu behalten wünschte, auf dem Marsch gewesen war. Etwas später lag der Wald hinter ihm, und er befand sich auf der weiten, offenen Ebene.

Er überprüfte seine Position anhand der Karte und stellte fest, daß die Bäume eine beträchtliche Strecke westwärts vorgedrungen waren. Aber nach Norden, den sanften Hügeln entgegen, über die jene alte Straße verlaufen war, gab es eine deutliche Route. Noch vor dem Abend mußte er die Hügel erreichen.

An diesem Punkt stellten sich unvorhergesehene Schwierigkeiten technischer Natur ein. Sunbeam, die sich vom herrlichsten Gras umgeben sah, konnte der Verlockung nicht widerstehen, alle drei bis vier Schritte stehenzubleiben und ein Maulvoll abzurupfen. Da Brant mit einem ziemlich kurzen Strick an ihrem Zügel hing, riß ihm jeder Ruck beinahe den Arm aus dem Gelenk. Die Verlagerung des Stricks machte alles nur noch schlimmer, weil Brant das Tier nun überhaupt nicht mehr unter Kontrolle hatte.

Brant liebte Tiere, aber er merkte bald, daß Sunbeam seine Gutmütigkeit ausnützte. Er ließ sich das einen Kilometer lang gefallen, dann steuerte er auf einen Baum zu, der wunderbar schmale und kräftige Zweige besaß. Sunbeam beobachtete ihn vorsichtig mit ihren sanften braunen Augen, als er eine lange, elastische Gerte abschnitt und sie in seinen Gürtel steckte. Sie machte sich so eilig auf den Weg, daß er kaum mit ihr Schritt halten konnte.

Sie war unzweifelhaft ein außerordentlich intelligentes Tier.

Die Hügelkette, Brants erstes Ziel, war nicht einmal sechshundert Meter hoch; die Hänge stiegen sehr sanft an. Aber es gab zahlreiche ärgerliche Vorberge und kleine Täler, die auf dem Weg zum Gipfel überwunden werden mußten, und der Abend war längst hereingebrochen, als sie auf dem höchsten Punkt standen. Im Süden sah Brant den Forst, durch den er hierher gekommen war. Chaldis lag irgendwo in seiner Mitte, obwohl er die Lage nur ungenau kannte; überrascht vermerkte er, daß die großen, von seinen Leuten geschaffenen Lichtungen nicht zu erkennen waren. Im Südwesten

erstreckte sich die Ebene endlos dahin, ein Grasmeer, durchsetzt mit kleinen Baumgruppen. Nahe dem Horizont sah Brant winzige, dahinkriechende Punkte; dort wanderte wohl eine große Herde wilder Tiere dahin.

Im Norden lag das Meer, über den langen Abhang und das Flachland hinweg nur zwanzig Kilometer entfernt. Im schräg einfallenden Sonnenlicht wirkte es beinahe schwarz, bis auf die Stellen, wo winzige Brecher sich mit Schaumpünktchen schmückten.

Vor dem Einbruch der Dunkelheit fand Brant eine windgeschützte Stelle, band Sunbeam an einen starken Strauch und stellte das kleine Zelt auf, das der alte Johan gemacht hatte. Im Prinzip eine sehr einfache Aufgabe, die aber Geschicklichkeit und Laune bis zum äußersten zu strapazieren vermochte. Endlich war alles fertig, und er richtete sich für die Nacht ein.

Manche Dinge müssen durch bittere Erfahrung erlernt werden; kein noch so großer Intellekt vermag sie sich vorzustellen. Wer konnte ahnen, daß der menschliche Körper die kaum merkliche Hangneigung derart kraß empfinden würde? Noch unbequemer waren die winzigen Wärmeunterschiede, hervorgerufen durch den nach Gutdünken durchs Zelt wandernden Luftzug. Brant hätte eine gleichmäßig tiefe Temperatur ertragen, aber die unvorhersehbaren Schwankungen machten ihn verrückt.

Ein dutzendmal erwachte er aus dem unruhigen Schlaf, und kurz vor der Morgendämmerung hatte seine Stimmung den Tiefpunkt erreicht. Er fror und konnte sich kaum mehr bewegen, als hätte er tagelang nicht geschlafen; es hätte geringer Überredungskunst bedurft, ihn zur Aufgabe seines Unternehmens zu bringen. Er war bereit, für seine Liebe Gefahren zu bestehen; ein Hexenschuß war wieder etwas ganz anderes.

Die Unbequemlichkeiten der Nacht waren bald vergessen. Hier auf den Hügeln wehte frische salzige Luft, vom Küstenwind herübergetragen. Tau in dicken Tropfen lag auf jedem gebeugten Grashalm, nur um der steil aufsteigenden Sonne bald zum Opfer zu fallen. Es war, dachte er, herrlich zu leben; es war besser, jung zu sein; am schönsten war es, zu lieben.

Sie erreichten bald nach dem Aufbruch die Straße. Brant hatte sie vorher übersehen, weil sie auf dem südwärts gelegenen Hang verlief, während er sie auf dem Hügelkamm vermutet hatte. Sie war großartig gebaut und von den Jahrtausenden nur wenig beschädigt worden. Vergeblich hatte die Natur versucht, sie zu begraben; hier und dort war es ihr gelungen, ein paar Meter mit einer leichten Erddecke zu versehen, aber dann hatten sich ihre Diener gegen sie erhoben, Wind und Regen fegten sie wieder weg. Als großes, endloses Band über eineinhalbtausend Kilometer am Meer verlaufend, verband die Straße immer noch jene Städte miteinander, die der Mensch in der Kindheit geliebt hatte.

Es war eine der großen Straßen der Welt, einst nicht mehr als ein Pfad, über den wilde Stämme zum Meer hinunterkamen, um mit raffinierten, helläugigen Kaufleuten aus fernen Ländern Tauschhandel zu treiben. Dann kamen neue, strengere Herren; die Soldaten eines mächtigen Imperiums hatten die Straße so kühn an die Hügel geschmiegt, daß ihr Lauf durch alle Zeiten unverändert blieb. Sie hatten sie mit Stein gepflastert, damit ihre Armeen schneller als alle anderen der Welt vorrücken konnten; auf Befehl der Stadt, deren Namen sie trugen, waren die Legionen wie Blitze geschleudert worden. Jahrhunderte später hatte die Stadt sie in letzter Not heimgerufen, und die Straße war fünfhundert Jahre lang unberührt geblieben.

Aber andere Kriege kamen; unter Halbmondbanner sollten die Armeen des Propheten nach Westen in die Christenheit stürmen. Noch später – Jahrhunderte später –

sollte hier der letzte und größte aller Konflikte ausgetragen werden, als stählerne Ungetüme in der Wüste aufeinanderprallten und der Himmel Tod regnete.

Die Zenturionen, die Paladine, die Panzerdivisionen – auch die Wüste selbst war verschwunden. Aber die Straße blieb, von allen menschlichen Schöpfungen die dauerndste. Jahrtausende hindurch hatte sie des Menschen Lasten getragen; jetzt bewegte sich auf den ganzen eineinhalbtausend Kilometern nur ein Junge mit seinem Pferd.

Brant folgte der Straße drei Tage, wobei er nie das Meer aus den Augen verlor. Er hatte sich an die Unbequemlichkeiten eines Nomadendaseins gewöhnt, auch die Nächte waren nicht mehr unerträglich. Das Wetter war herrlich – lange, warme Tage und milde Nächte –, aber die schöne Periode schien sich ihrem Ende zuzuneigen.

Am Abend des vierten Tages befand er sich nach seiner Schätzung nicht einmal mehr acht Kilometer von Shastar entfernt. Die Straße bog jetzt von der Küste landeinwärts, um eine steile Landzunge zu umgehen, die sich ins Meer hinausschob. Dahinter lag die geschützte Bucht, an deren Ufern die Stadt erbaut worden war; sobald sie die Klippen umgangen hatte, würde sich die Straße in weitem Bogen nordwärts schwingen und von den Hügeln auf Shastar hinabstürmen.

Beim Eintritt der Dämmerung stand fest, daß Brant sein Ziel an diesem Tag nicht erreichen konnte. Das Wetter schlug um, und massive, grimmige Wolken hatten sich von Westen her schnell aufgetürmt. Er mußte die jetzt langsam ansteigende Straße vor dem herandrängenden Sturm ersteigen. An einer geschützten Stelle hätte er sein Zelt für die Nacht aufgestellt, aber der Hügel war meilenweit dem Wind ausgesetzt; er mußte also weitergehen.

Weit voraus, auf dem Kamm des Hügel, tauchte eine niedrige dunkle Silhouette am drohenden Himmel auf. Die Hoffnung, dort Schutz zu finden, trieb Brant vorwärts. Sunbeam trabte mit derselben Entschlossenheit neben ihm her.

Sie waren noch eineinhalb Kilometer vom Gipfel entfernt, als es zu regnen begann, zuerst einzelne, peitschende Tropfen, dann mit landschaftverhüllenden Güssen. Man konnte nur ein paar Schritte weit sehen, wenn es überhaupt gelang, die Augen im peitschenden Regen zu öffnen. Brant war völlig durchnäßt; er hatte jenen Zustand erreicht, in dem der anhaltende Regen eine Art masochistisches Vergnügen verschafft. Aber die körperliche Anstrengung des Kampfes gegen den Sturm zehrte seine Kräfte rasch auf.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis sich die Straße ebnete und er den Kamm erreichte. Er starrte angestrengt in die Düsternis und sah nicht weit entfernt einen großen dunklen Umriß, den er einen Augenblick lang für ein Gebäude hielt. Selbst wenn es in sich zusammengestürzt war, würde es ihm Schutz vor dem Sturm gewähren.

Der Regen begann nachzulassen, als er dem Objekt näher kam; über ihm rissen die Wolken auf und ließen das letzte trübe Licht des westlichen Himmels aufschimmern. Es genügte, um Brant zu zeigen, daß vor ihm kein Haus, sondern ein großes steinernes Tier auf dem Hügel kauerte und aufs Meer hinausstarrte. Er hatte keine Zeit, es näher in Augenschein zu nehmen. Hastig errichtete er im Windschatten sein Zelt.

Es war völlig dunkel geworden, als er sich abtrocknete und eine Mahlzeit zubereitete. Eine Weile ruhte er sich in seiner warmen kleinen Oase aus, in jener herrlichen Erschöpfung, die schwerer, erfolgreicher Anstrengung entspringt. Dann raffte er sich auf, nahm eine Handlampe mit und trat in die Nacht hinaus.

Der Sturm hatte die Wolken verjagt; am klaren Nachthimmel glitzerten zahllose Sterne. Im Westen sank ein schmaler Sichelmond auf den Horizont hinab, der Sonne knapp auf den Fersen. Im Norden spürte Brant die schlaflose Gegenwart des Meeres. Dort unten im Dunkel lag Shastar, gegen das unaufhörlich die Wellen brandeten. So sehr er seine Augen anstrengte, er sah nichts.

Er ging an den Flanken der großen Statue entlang und betrachtete das Steingebilde im Licht seiner Lampe. Es war glatt und ohne Risse oder Spalten. Obgleich die Zeit es befleckt und verfärbt hatte, ließ sich keinerlei Abnützung erkennen. Das Alter war nicht zu schätzen. Es mochte älter als Shastar oder auch erst vor wenigen Jahrhunderten errichtet worden sein. Niemand vermochte das zu sagen.

Der harte, blauweiße Lichtstrahl zuckte über die feuchtschimmernden Seiten des Ungeheuers und kam auf dem großen, stillen Gesicht und den leeren Augen zur Ruhe. Man hätte es ein menschliches Angesicht nennen können, aber danach verblaßten alle Worte. Weder männlich noch weiblich, schien es zuerst allen Leidenschaften der Menschheit gegenüber gleichgültig; dann sah Brant, daß die Stürme von Jahrtausenden ihre Zeichen hinterlassen hatten. Zahllose Regentropfen waren an diesen diamantharten Wangen heruntergelaufen, bis sie die Runen olympischer Tränen trugen – Tränen vielleicht für die Stadt, deren Geburt und Tod jetzt ebenso fern schien.

Brant war so müde, daß er erst wach wurde, als die Sonne hoch am Himmel stand. Er lag eine Weile im gedämpften Licht des Zelt; dann stand er auf und trat blinzeln ins Tageslicht hinaus, die Augen vor dem schimmernden Glanz schirmend.

Die Sphinx wirkte jetzt kleiner als nichts, obgleich sie noch eindrucksvoll genug war. Sie hatte, wie Brant zum erstenmal bemerkte, die Farbe satten, herbstlichen Goldes, die keinem Stein von Natur gegeben war. Er schloß daraus, daß sie nicht, wie er ursprünglich angenommen hatte, einer prähistorischen Kultur angehörte. Aus irgendeinem unvorstellbar widerstandsfähigen, synthetischen Stoff hatte die Wissenschaft sie herausgemeißelt; Brant vermutete, daß ihre Entstehung beinahe in der Mitte zwischen seiner Zeit und jener des Original-Fabeltiers liegen mußte.

Langsam, halb in Angst vor dem, was ihn erwartete, wandte er der Sphinx den Rücken zu und schaute nach Norden. Der Hügel sank vor seinen Füßen ab, und die Straße schwang sich den langen Hang hinunter, voll Ungeduld zum Meer strebend, und dort, an ihrem Ende, lag Shastar.

Es fing das Licht der Sonne auf und warf es zu ihm zurück, getönt in allen Farben des Traums ihrer Schöpfer. Die weiträumigen Gebäude zu beiden Seiten der Straße schienen von der Zeit unberührt, das große Marmorband, dem Meer Trotz bietend, war unbeschädigt; die Parks und Gärten hatten sich nicht in Dschungel verwandelt, wenn auch Unkraut sie überwucherte. Die Stadt schmiegte sich etwa drei Kilometer weit dem Bogen der Bucht an und erstreckte sich die Hälfte dieser Entfernung landeinwärts; am Maßstab der Vergangenheit gemessen war sie wirklich sehr klein. Aber Brant erschien sie gewaltig, ein Labyrinth von Straßen und Plätzen, in unentwirrbarem Geflecht. Dann begann er die tieferliegende Symmetrie des Entwurfs zu durchschauen, die Hauptstraßen zu erkennen und die Geschicklichkeit zu begreifen, mit der die Schöpfer dieser Stadt sowohl Monotonie als auch Dissonanz vermieden hatten.

Lange Zeit stand Brant dort regungslos auf dem Hügelkamm; er war sich nur des vor seinen Augen ausgebreiteten Wunders bewußt. Allein stand er in der Landschaft, eine winzige Gestalt, verloren und demütig vor den Schöpfungen großer Männer. Das geschichtliche Gefühl, die Vision des langen, steilen Weges, den der Mensch seit einer Million Jahre oder länger mühsam erklommen hatte, überwältigte ihn. In diesem

Augenblick schien es Brant, als überblicke er von seinem Hügel aus die Zeit mehr denn den Raum, und in seinen Ohren flüsterten die Winde der Ewigkeit.

Sunbeam reagierte nervös, als sie sich an den Außenbezirken der Stadt befanden. Sie hatte solche Dinge nie zuvor gesehen, und Brant empfand ähnliche Unruhe. So phantasielos man auch sein mag, Gebäude, die seit Jahrhunderten verlassen sind, wirken unheimlich, und Shastar war seit nahezu fünftausend Jahren leer und öde.

Die Straße verlief pfeilgerade zwischen zwei großen Säulen aus weißlichem Metall dahin; der Sphinx gleich waren sie befleckt, aber unverschlissen. Brant und Sunbeam gingen unter diesen stummen Wächtern hindurch und standen vor einem langen, niederen Gebäude, das früher als eine Art Empfangsstätte für Besucher gedient haben mochte.

Aus einiger Entfernung hatte man den Eindruck gewonnen, Shastar sei erst gestern aufgegeben worden, aber jetzt entdeckte Brant tausend Anzeichen von Verwüstung und Vernachlässigung. Das farbige Gestein der Häuser war mit Altersspatina bedeckt; die Fenster zeigten sich als leere Totenschädelaugen; hier und dort fand sich ein Glasfragment.

Brant band Sunbeam am ersten Gebäude fest und stieg über Schmutz und hochaufgetürmten Schutt zum Eingang. Es gab keine Tür, und er betrat durch den hohen gewölbten Gang eine Halle, die an der gesamten Front des Gebäudes zu verlaufen schien. In regelmäßigen Abständen gab es Öffnungen, die zu anderen Räumen führten; unmittelbar vor ihm schwang sich eine breite Freitreppe zum einzigen Oberstockwerk hinauf.

Die Erforschung des Gebäudes nahm beinahe eine Stunde in Anspruch. Als er es verließ, war er bedrückt. Seine Suche hatte nichts, aber auch gar nichts zutage gefördert. Alle Räume, groß oder klein, waren vollkommen leer; er war sich wie eine Ameise vorgekommen, die durch die Knochen eines abgenagten Skeletts kriecht.

Draußen im Sonnenschein hob sich seine Stimmung wieder ein wenig. Dieses Haus war wohl nur eine Art Verwaltungsbüro gewesen und konnte nie etwas anderes als Akten und Informationsmaschinen enthalten haben. In der Stadt mochte es sich anders verhalten. Schon bei diesem Gedanken ließ ihn der Umfang einer solchen Suche blaß werden.

Langsam setzte er seinen Weg zum Meer fort, ehrfürchtig durch die breiten Straßen schreitend und die hochragenden Fassaden zu beiden Seiten bewundernd. Nahe dem Stadtzentrum stieß er auf einen der vielen Parks. Er war von Unkraut und Büschen überwachsen, aber es gab noch größere Grasflächen, und er beschloß, Sunbeam hierzulassen, während er seine Nachforschungen fortsetzte. Sie würde sich nicht allzuweit entfernen, solange es etwas zu fressen gab.

Im Park war es so friedlich, daß Brant eine Weile davor zurückschreckte, sich wieder in die Trostlosigkeit der Stadt zu stürzen. Hier gab es Pflanzen, die er noch nie gesehen hatte, wilde Nachkommen der bei den Leuten Shastars vor Jahrtausenden beliebten Exemplare. Während er im hohen Gras zwischen den unbekannten Blumen stand, hörte Brant zum erstenmal den Laut, der ihn immer an Shastar erinnern sollte. Er kam vom Meer, und obwohl er ihn noch nie gehört hatte, flutete ein Gefühl schmerzenden Wiedererkennens durch sein Herz. Wo keine andere Stimme tönte, riefen die Möwen immer noch traurig über die Wellen.

Es war ganz klar, daß selbst eine oberflächliche Durchforschung der Stadt viele Tage in Anspruch nehmen würde. Zuerst mußte man einen Ort finden, an dem man wohnen konnte. Brant verbrachte mehrere Stunden damit, die Wohnbezirke zu suchen, bevor ihm zu dämmern begann, das Shastar eine merkwürdige Eigenschaft hatte. Alle

Gebäude, die er betrat, waren ausnahmslos für Arbeit, Unterhaltung oder ähnliche Zwecke bestimmt; nicht eines davon diente dem Wohnen. Er kam nur langsam auf die Lösung. Als er sich den Plan der Stadt einprägte, bemerkte er, daß es beinahe an jeder Kreuzung niedere einstöckige Gebäude von nahezu identischem Aussehen gab. Sie waren kreisrund oder oval und besaßen viele Öffnungen in alle Richtungen. Als Brant eines davon betrat, stand er einer Reihe großer Metalltüren gegenüber, neben jeder davon war eine vertikale Reihe von Hinweislampen angebracht. Und jetzt wußte er, wo die Leute von Shastar gewohnt hatten.

Zuerst widerstrebte ihm der Gedanke an Wohnstätten unter der Erde, aber er überwand sein Vorurteil und sah ein, wie vernünftig, ja, wie unausweichlich das war. Es bestand keine Notwendigkeit, die Oberfläche zu überfüllen und das Sonnenlicht mit Gebäuden einzudämmen, die nur den rein mechanischen Prozessen des Schlafens und Essens dienen sollten. Indem man all dies unter die Erde verlegt hatte, war es den Leuten von Shastar möglich geworden, eine schöne, weiträumige Stadt zu bauen – und sie trotzdem klein zu halten, so daß sie in einer Stunde zu durchmessen war.

Die Lifte funktionierten natürlich nicht mehr, aber es gab Nottreppen, die in die Dunkelheit hinabführten. Einstmals mußte diese Unterwelt ein Lichtermeer gewesen sein, aber Brant zögerte, bevor er die Treppe hinabschritt. Er hatte seine Lampe, aber er war noch nie in seinem Leben unter der Erde gewesen; er hatte einen Horror davor, sich in unterirdischen Katakomben zu verirren. Er zuckte plötzlich die Achseln und ging die Stufen hinunter; schließlich bestand keine Gefahr, wenn er die elementarsten Vorsichtsmaßnahmen beachtete – und sollte er sich wirklich verirren, dann gab es ja Hunderte von anderen Ausgängen.

Er stieg ins erste unterirdische Stockwerk hinab und stand in einem langen, breiten Korridor, der sich vor ihm erstreckte, so weit der Lampenstrahl reichte. Zu beiden Seiten befanden sich Reihen numerierter Türen. Brant fand erst nach über zehn Versuchen eine Tür, die sich öffnete. Langsam, ja beinahe ehrfürchtig, betrat er die kleine Wohnung, die seit nahezu der Hälfte der geschriebenen Geschichte verlassen lag.

Sie war sauber und ordentlich, denn hier konnte sich weder Schmutz noch Staub niederlassen. Die wunderbar proportionierten Räume enthielten nicht ein einziges Möbelstück; bei dem nicht von Hast diktierten Exodus war nichts Wertvolles zurückgelassen worden. Einige der ständigen Einrichtungen waren noch vorhanden; die Lebensmittelmachine mit der vertrauten Wählscheibe glich derjenigen in Brants eigenem Heim so sehr, daß ihr Anblick die dazwischenliegenden Jahre beinahe aufzuheben schien. Die Wählscheibe drehte sich, wenn auch langsam, und er wäre über das Auftauchen einer Mahlzeit in der Produktionskammer kaum erstaunt gewesen.

Brant besichtigte mehrere Wohnungen, ehe er an die Oberfläche zurückkehrte. Obgleich er nichts von Wert fand, spürte er immer mehr die Verwandtschaft mit den Menschen, die hier gelebt hatten. Aber immer noch hielt er sie für Tieferstehende, denn in einer Stadt gelebt zu haben – so schön, so klug entworfen sie auch sein mochte –, war für Brant ein Symbol der Barbarei.

In der letzten Wohnung, die er betrat, stieß er auf einen in leuchtenden Farben gehaltenen Raum, dessen Wände mit einem Fresko tanzender Tiere verziert waren. Die Bilder zeigten einen wunderlichen Humor, der die Herzen der Kinder, für die sie geschaffen worden waren, bezaubert haben mußte. Brant besichtigte die Gemälde mit großem Interesse, denn sie stellten die ersten wichtigen Kunstwerke dar, die er in Shastar gefunden hatte. Er wollte eben gehen, als ihm in einer Ecke ein kleines Staubhäufchen auffiel. Er bückte sich und sah die Fragmente einer Puppe. Bis auf einige der farbigen Knöpfe, die zerfielen, als er sie aufhob, waren nur die Umrisse

erhalten geblieben. Er fragte sich, warum dieses traurige kleine Ding vom Eigentümer zurückgelassen worden war; auf Zehenspitzen entfernte er sich und kehrte an die Oberfläche, zu den einsamen, sonnenerhellten Straßen zurück. Die Stadt unter der Erde betrat er nie mehr.

Gegen Abend besuchte er den Park wieder, um zu sehen, was Sunbeam angestellt hatte. Die Nacht verbrachte er in einem der zahllosen, in den Gärten verstreuten kleinen Häusern. Hier war er von Blumen und Bäumen umgeben, als sei er zu Hause. Er schlief zum erstenmal gut. Seine letzten Gedanken vor dem Einschlafen galten diesmal nicht Yradne. Der Zauber Shastars nahm ihn gefangen; die unendliche Kompliziertheit der Zivilisation, die zu verachten er sich angewöhnt hatte, veränderte ihn schneller, als er wahrhaben wollte. Je länger er in der Stadt blieb, desto eher würde er sich von dem naiven und doch selbstsicheren jungen Mann lösen, als der er wenige Stunden zuvor die Stadt betreten hatte.

Der zweite Tag bestätigte die Eindrücke des ersten. Shastar war nicht in einem Jahr, nicht einmal im Laufe einer Generation gestorben. Langsam hatten sich seine Bewohner von ihr gelöst, als die neue – und doch so alte! – Gesellschaft entstand und die Menschheit zu den Wiesen und Wäldern zurückkehrte. Sie hatten nichts zurückgelassen außer den marmornen Denkmälern eines Lebensstils, der für immer dahin war. Selbst wenn Wertvolles zurückgeblieben wäre, hätten die Tausende neugieriger Besucher im Laufe der fünfzig Jahrhunderte seither sicher längst alles mitgenommen. Brant fand viele Spuren seiner Vorgänger; ihre Namen waren überall in der Stadt an die Wände gekritzelt. Dieser Art von Unsterblichkeit vermag kaum ein Mensch zu widerstehen.

Ermüdet durch seine fruchtlose Suche ging er zum Wasser hinunter und setzte sich auf die breite Kaimauer. Das Meer unter ihm war völlig still und von himmelblauer Farbe; es war so ruhig und klar, daß er die Fische in den Tiefen schwimmen sah und sogar ein Wrack entdeckte, von dem der Tang wie allzu langes, grünes Haar emporströmte. Aber es mußte Zeiten geben, da die Wellen über diesen massiven Mauern hochschlugen, denn hinter ihm war der Boden mit einem dicken Teppich von Steinen und Muscheln übersät, den die Stürme über Jahrhunderte hinweg hier aufgehäuft hatten.

Die beruhigende Friedlichkeit der Szene und die unvergeßliche Lektion über die Zwecklosigkeit des Ehrgeizes, der er sich überall gegenüber sah, nahm jedes Gefühl von Enttäuschung oder Niederlage hinweg. Obwohl ihm Shastar nichts materiell Wertvolles gegeben hatte, bedauerte Brant seine Reise nicht. Auf der Kaimauer sitzend, dem Land den Rücken kehrend, die Augen vom grellen Blau geblendet, spürte er, wie unwichtig all seine Probleme waren. Er konnte ohne Schmerz, mit leidenschaftsloser Neugier auf all das Herzweh und die Sorgen der letzten Monate zurückblicken.

Langsam kehrte er in die Stadt zurück, nachdem er eine kurze Strecke entlang der Küste zurückgelegt hatte, um auf neuer Route einzutreten. Bald fand er sich vor einem großen, kreisrunden Gebäude, das eine niedrige Kuppel aus durchsichtigem Material trug. Er schenkte ihm wenig Beachtung, weil er seelisch erschöpft war.

Vermutlich handelte es sich um eines von vielen Theater- oder Konzertgebäuden. Er hatte den Eingang schon hinter sich, als ihn irgend etwas umkehren und eintreten ließ.

Im Innern strömte das Licht so ungehindert durch die Decke, daß Brant beinahe den Eindruck hatte, im Freien zu stehen. Das ganze Gebäude war in zahlreiche große Hallen aufgeteilt, deren Zweck er in plötzlicher Erregung begriff. Die auffällig hervortretenden Rechtecke zeigten, daß die Wände früher einmal von Bildern bedeckt

gewesen waren; es bestand die vage Möglichkeit, daß man einiges zurückgelassen hatte. Was Shastar als ernste Kunst vorzuweisen vermochte, wäre des Sehens wert gewesen. Brant, der sich immer noch weit überlegen dünkte, erwartete allerdings nicht allzuviel; um so größer war dann der Schock.

Das Flammenspiel der Farben entlang der gesamten Wand überfiel ihn wie ein Fanfarenstoß. Einen Augenblick lang stand er wie gelähmt unter der Tür, ohne Gefüge oder Bedeutung des Gesehenen zu erfassen. Dann erkannte er langsam die Einzelheiten des riesigen und vielfältigen Wandgemäldes.

Die Länge des Gemäldes betrug etwa dreißig Meter. Es war ohne Vergleich das Herrlichste, was Brant je in seinem Leben gesehen hatte. Shastar hatte ihn erstaunt und überwältigt, aber die Tragödie der Stadt ließ ihn seltsam unberührt. Dieser Anblick jedoch traf ihn tief ins Herz; es war eine Sprache, die er verstand. Dabei verwehten die letzten Spuren seiner Herablassung gegenüber der Vergangenheit wie Herbstlaub vor dem Sturm.

Das Auge bewegte sich ganz natürlich von rechts nach links über das Gemälde, der Spannungskurve bis zum entscheidenden Augenblick folgend. Zur Linken lag das Meer, tiefblau wie das gegen Shastar schwellende Wasser; auf ihm rückte eine Flotte von seltsamen Schiffen heran, angetrieben mit langen Ruderreihen und geblähten Segeln, die dem fernen Land entgegenstrebten. Das Gemälde umfaßte nicht nur kilometerweiten Raum, sondern vielleicht auch Jahre; denn nun hatten die Schiffe Land erreicht, und dort auf der weiten Ebene schlug eine Armee ihr Lager auf; ihre Banner, Zelte und Wagen überragten riesige Mauern der belagerten Festung. Das Auge erklimmte die noch unerstürmten Wälle und kam auf der Frau zur Ruhe, die auf jene Armee, die ihr über den Ozean hinweg gefolgt war, von der Brustwehr hinabsah.

Sie beugte sich vor, und der Wind erfaßte ihr Haar, das sich, einem goldenen Nebel gleich, um ihren Kopf breitete. Auf ihrem Gesicht stand eine Traurigkeit geschrieben, die jedes Wort verblasen ließ, aber ihre unglaubliche Schönheit blieb unberührt – eine Schönheit, die Brant so sehr im Bann hielt, daß er die Augen nicht loszureißen vermochte. Als es ihm schließlich doch gelang, folgte er ihrem Blick an jenen scheinbar unüberwindlichen Wällen hinab zu der Gruppe von Soldaten, die in ihrem Schatten arbeitete. Sie waren um ein durch die Perspektive derart verkürztes Objekt versammelt, daß es eine Weile dauerte, bis Brant es erkannte. Dann sah er, daß es ein riesiges, auf Rollen erbautes Holzpferd war. Es weckte keine Erinnerung in ihm, und schnell kehrte er zu der einsamen Gestalt auf der Mauer zurück, um die sich das ganze Bild gruppierte, wie er jetzt begriff. Denn als das Auge weiterglitt und den Verstand mit in die Zukunft führte, stieß es auf zerstörte Wälle, den Rauch der brennenden Stadt und die heimkehrende Flotte.

Brant ging erst, als es so dunkel geworden war, daß er nichts mehr sah. Nach dem Abklingen des ersten Schocks hatte er das Bild genau untersucht. Lange Zeit forschte er vergeblich nach dem Namenszug des Künstlers. Er suchte auch einen Titel, aber offensichtlich hatte es nie einen solchen gegeben – vielleicht, weil die Geschichte zu bekannt war. In den Jahrhunderten dazwischen hatte ein Besucher Shastars zwei Gedichtzeilen an die Wand gekritzelt: >Ist dies das Gesicht, dem tausend Schiffe folgten, die hohen Mauern Iliums in Flammen werfend.<

Ilium! Ein seltsamer, magischer Name, aber Brant bedeutete er nichts. Er fragte sich, ob er der Geschichte oder der Legende angehörte, ohne zu wissen, wie viele Menschen vor ihm mit diesem Problem gerungen hatten.

Als er in das leuchtende Zwielflicht hinaustrat, trug er immer noch die Vision jener traurigen, ätherischen Lieblichkeit mit sich. Wenn Brant selbst nicht Künstler gewesen und sich in weniger aufnahmefähigem Zustand befunden hätte, wäre der Eindruck

vielleicht nicht so überwältigend gewesen. Aber gerade jenen Eindruck hatte der unbekannte Meister aus den erlöschenden Funken einer großen Legende prägen wollen. Er hatte für alle Zeiten jene Schönheit eingefangen, der zu dienen der Sinn des Lebens und seine einzige Rechtfertigung ist.

Lange saß Brant unter den Sternen, sah den Sichelmond hinter den Türmen der Stadt versinken und fühlte sich von Fragen gepeinigt, auf die er keine Antwort finden konnte. All die anderen Bilder in diesen Galerien waren verschwunden, spurlos, für immer, nicht nur auf der Welt, sondern im ganzen Universum. Wie waren sie mit dem einzigen Werk eines Genies, das jetzt Shastars Kunst allein vertreten mußte, zu vergleichen?

Am nächsten Morgen kehrte Brant, eine Nacht seltsamer Träume hinter sich, in das Museum zurück. Ein Plan war in ihm entstanden, so ausgefallen und ehrgeizig, daß er ihn zuerst durch Lachen verscheuchen wollte, aber er ließ ihn nicht in Frieden. Beinahe widerstrebend stellte er seine kleine Faltstaffelei auf und bereitete seine Farben zu. Er hatte in Shastar etwas Einmaliges und Wunderschönes entdeckt. Vielleicht besaß er die Geschicklichkeit, ein schwaches Abbild davon nach Chaldis zurückzubringen.

Es war natürlich ausgeschlossen, mehr als ein Fragment des riesigen Gemäldes zu kopieren, aber die Wahl fiel nicht schwer. Obgleich er nie ein Porträt Yradnes gewagt hatte, würde er jetzt eine Frau malen, die, wenn sie je gelebt haben sollte, seit fünftausend Jahren Staub war.

Mehrmals hielt er inne, um dieses Paradox zu bedenken; endlich glaubte er die Lösung gefunden zu haben. Er hatte Yradne nie gemalt, weil er an seinem eigenen Talent zweifelte und ihre Kritik fürchtete. Dieses Problem bestand hier nicht, sagte sich Brant. Er dachte nicht daran, wie Yradne reagieren würde, wenn er nach Chaldis zurückkehrte und als einziges Geschenk das Bild einer anderen Frau mitbrachte.

In Wahrheit malte er für sich selbst, für niemanden sonst. Zum erstenmal in seinem Leben war er mit einem großen Werk klassischer Kunst in Berührung gekommen, das ihm den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Bisher war er Dilettant gewesen. Vielleicht würde er nie ein Maler sein, aber er wollte sich wenigstens einmal bemühen.

Ohne Pause arbeitete er den ganzen Tag hindurch, und die intensive Konzentration seiner Arbeit brachte ihm innere Ruhe. Bis zum Abend hatte er die Palastwände und die Brustwehren skizziert und wollte sich nun an das Frauenbildnis machen. In dieser Nacht schlief er tief und fest.

Am nächsten Morgen war sein Optimismus wie weggeblasen. Sein Nahrungsvorrat ging zur Neige, und vielleicht machte ihn der Gedanke, gegen die Zeit arbeiten zu müssen, unsicher. Alles schien sich gegen ihn zu verschwören; die Farben paßten nicht zueinander, und das Gemälde, das tags zuvor so vielversprechend ausgesehen hatte, machte ihn von Minute zu Minute unzufriedener.

Schlimmer noch, das Licht trübte sich, obwohl es erst Mittag war. Brant nahm an, der Himmel habe sich bewölkt. Er ruhte sich eine Weile aus, aber da sich nichts veränderte, setzte er schließlich die Arbeit fort. Jetzt oder überhaupt nie; wenn er dieses Haar nicht malen konnte, würde er den ganzen Plan aufgeben.

Der Nachmittag verrann schnell, aber Brant merkte kaum etwas davon. Ein- oder zweimal glaubte er in der Ferne Geräusche zu hören. Zog ein Sturm herauf? Der Himmel war immer noch sehr dunkel.

Es gibt nichts Entsetzlicheres als das plötzliche, völlig unerwartete Wissen, daß man nicht mehr allein ist. Schwer zu sagen, was Brant veranlaßte, langsam den Pinsel wegzulegen und sich noch langsamer umzudrehen. Zehn Meter hinter ihm stand ein

Mann unter der Tür. Er mußte lautlos hereingekommen sein; Brant wußte nicht, wie lange er schon beobachtet wurde. Einen Augenblick später tauchten zwei Männer auf, die ebenfalls an der Tür stehenblieben.

Brant erhob sich wie benommen. Vorübergehend glaubte er, die Geister aus Shastars Vergangenheit seien auferstanden. Dann gewann wieder Vernunft die Oberhand. Warum sollte er hier schließlich nicht anderen Besuchern begegnen, wo er doch selbst einer war?

Er trat ein paar Schritte vor, und einer der Fremden folgte seinem Beispiel. Als sie nur noch wenige Meter voneinander entfernt waren, erklärte der andere mit klarer Stimme: »Hoffentlich haben wir Sie nicht gestört.«

Keine sehr dramatische Eröffnung; Brant wunderte sich ein wenig über den Akzent des Mannes – oder vielmehr über die allzu genaue Art seiner Aussprache. Anscheinend glaubte er, Brant könne ihn sonst nicht verstehen.

»Halb so schlimm«, erwiderte Brant, ebenso langsam sprechend, »aber Sie haben mich überrascht – ich rechnete eigentlich nicht damit, hier jemandem zu begegnen.«

»Wir auch nicht«, meinte der andere mit schwachem Lächeln. »Wir hatten keine Ahnung, daß in Shastar noch jemand lebt.«

»Ich lebe nicht hier«, erklärte Brant. »Ich bin Besucher wie Sie.«

Die drei wechselten bedeutsame Blicke. Dann nahm einer von ihnen einen kleinen Metallgegenstand aus seinem Gürtel und sprach ein paar Worte hinein, zu leise, als daß Brant sie verstehen konnte. Er nahm an, daß weitere Mitglieder der Expedition unterwegs waren, und ärgerte sich über die Störung seiner Einsamkeit.

Zwei der Fremden waren vor das große Wandgemälde getreten und betrachteten es kritisch. Brant fragte sich, was sie wohl dachten; aus irgendeinem Grund widerstrebte es ihm, seinen Schatz mit anderen teilen zu müssen, die nicht dieselbe Ehrfurcht empfanden – Leute, die nicht mehr als ein hübsches Bild sahen. Der dritte Mann blieb bei ihm stehen und verglich so unauffällig wie möglich Brants Kopie mit dem Original. Alle drei schienen absichtlich jedes weitere Gespräch zu vermeiden. Lange Zeit herrschte verlegenes Schweigen; dann kamen die anderen beiden Männer zurück.

»Nun, Erlyn, was halten Sie davon?« fragte der eine und deutete auf das Bild. Sie schienen für den Augenblick jedes Interesse an Brant verloren zu haben.

»Ein sehr schönes primitives Werk aus dem späten dritten Jahrtausend, den Bildern in unserem Besitz mindestens ebenbürtig. Meinen Sie nicht, Latvar?«

»Nicht ganz. Ich würde nicht ›spätes drittes‹ sagen. Einmal ist das Thema...«

»Ach, Sie mit Ihren Theorien! Aber vielleicht haben Sie recht. Für die letzte Periode ist es zu gut. Bei einiger Überlegung würde ich es um 2500 datieren. Was sagen Sie, Trescon?«

»Richtig. Wahrscheinlich Aroon oder einer seiner Schüler.«

»Quatsch!« schnaubte Latvar.

»Unsinn!« sagte Erlyn.

»Na ja, wie ihr wollt«, erwiderte Trescon gutmütig. »Ich habe diese Periode ja erst dreißig Jahre studiert, während ihr euch seit dem Start damit befaßt. Ich beuge mich also eurem überlegenen Wissen.«

Brant hatte das Gespräch mit wachsendem Staunen verfolgt. »Seid ihr alle drei Künstler?« entfuhr es ihm.

»Natürlich«, gab Trescon zurück. »Warum wären wir sonst hier?«

»Lügen Sie doch nicht«, sagte Erlyn, ohne die Stimme zu erheben. »Sie werden kein Künstler, und wenn Sie tausend Jahre leben. Sie sind nur Experte, das wissen Sie genau. Leute, die etwas können, tun es; die anderen kritisieren nur.«

»Woher kommt ihr?« fragte Brant kleinlaut. Er hatte solche außergewöhnlichen Menschen noch nie gesehen. Sie waren in mittlerem Alter, schienen aber von beinahe jugendhafter Lebensfreude erfüllt. Alle ihre Bewegungen und Gesten waren ein bißchen übertrieben, und wenn sie miteinander sprachen, konnte Brant kaum folgen. Bevor jemand etwas erwidern konnte, gab es wieder eine Störung. Zehn oder zwölf Männer erschienen unter der Tür – und blieben beim Anblick des großen Gemäldes abrupt stehen. Dann hasteten sie zu der kleinen Gruppe, die sich um Brant gebildet hatte.

»Das ist er, Kondar«, sagte Trescon und wies auf Brant. »Wir haben jemanden gefunden, der Ihre Fragen beantworten kann.«

Der Angesprochene sah Brant lange scharf an, betrachtete das halbfertige Bild und lächelte ein wenig. Dann wandte er sich an Trescon und hob fragend die Brauen.

»Nein«, sagte Trescon laut.

Brant begann sich zu ärgern. Hier ging etwas vor, wovon er nichts begriff.

»Würden Sie mir vielleicht sagen, worum es hier eigentlich geht?« beschwerte er sich.

Kondar sah ihn mit unergründlicher Miene an und sagte ruhig: »Vielleicht läßt sich das besser erklären, wenn Sie mit hinauskommen.«

Er sprach, als brauche er nie zweimal zu bitten, und Brant folgte ihm wortlos. Die anderen drängten hinterher. Am Eingang zum Gebäude trat Kondar zur Seite und ließ Brant vorbeigehen.

Es war immer noch unnatürlich dunkel, als sei die Sonne hinter einer Gewitterwolke verschwunden; der über ganz Shastar liegende Schatten stammte aber nicht von einer Wolke.

Ein Dutzend Augenpaare beobachteten Brant, als er zum Himmel emporstarrte und die wahre Größe des über der Stadt schwebenden Schiffes abzumessen sich mühte. Es war so nah, daß jede Perspektive verlorenging; man wurde sich nur weitgezogener Metallkurven bewußt, die am Horizont endeten. Man hätte irgendeinen Laut hören müssen, einen Hinweis auf die Energie, die diese Masse über Shastar in Ruhe hielt; aber Brant hatte noch nie eine so tiefe Stille erlebt. Selbst das Schreien der Möwen hatte aufgehört, als seien auch sie von diesem Eindringlich eingeschüchtert.

Endlich wandte sich Brant den um ihn versammelten Männern zu. Sie warteten auf seine Reaktion, und der Grund für ihr seltsam überlegenes, aber nicht unfreundliches Verhalten wurde plötzlich klar. Diesen Männern, die Göttermacht in den Händen hielten, war er wenig mehr als ein Wilder, der zufällig die gleiche Sprache verstand – ein Überbleibsel aus ihrer halb schon vergessenen Vergangenheit, das sie an die Tage erinnerte, als ihre Vorfahren zusammen mit den seinigen die Erde bewohnt hatten.

»Wissen Sie jetzt, wer wir sind?« fragte Kondar.

Brant nickte. »Ihr seid lange fortgeblieben«, sagte er. »Wir hatten euch beinahe schon vergessen.«

Er sah wieder zu dem gigantischen Raumschiff am Himmel empor und fand es merkwürdig, daß die erste Berührung nach so vielen Jahrhunderten hier in dieser

verlorenen Stadt zustande kam. Aber anscheinend erinnerte man sich im Weltraum Shastars gut, denn Trescon und seine Freunde kannten sich hier offensichtlich aus.

Und dann sah Brant im Norden etwas aufblitzen. Am Himmel schwebte ein zweites Schiff, das nur durch die Entfernung klein wirkte. Es flog rasch über den Horizont und war nach Sekunden verschwunden.

Dies war also nicht das einzige Raumschiff. Wie viele gab es davon? Irgendwie erinnerte der Gedanke Brant an das große Gemälde, an die Invasionsflotte, die mit solch tödlicher Entschlossenheit der dem Untergang geweihten Stadt entgegengefahren war. Und mit diesem Gedanken tauchte aus den verborgenen Höhlen der Menschheitsgeschichte die Furcht vor Fremdem auf, einst der Fluch des Menschen. Brant wandte sich Kondar zu und rief anklagend: »Ihr wollt die Erde erobern!«

Eine Weile blieb es still. Dann sagte Trescon mit einem Unterton von Boshaftigkeit: »Los, Kommodore – früher oder später müssen Sie es ihnen doch beibringen. Jetzt können Sie sich üben.«

Kommodore Kondar lächelte besorgt, was Brant ein wenig aufrichtete, ihm aber auch Angst einjagte.

»Sie tun uns unrecht, junger Mann«, sagte er ernsthaft. »Wir erobern die Erde nicht. Wir evakuieren sie.«

»Hoffentlich haben die Wissenschaftler diesmal ihre Lektion gelernt.« Trescon wandte sich an Brant, für den er eine Art herablassendes Interesse bewies. »Man muß allerdings daran zweifeln. Sie sagen einfach ›Unfälle kommen vor‹, und wenn sie einen Fehler wiedergutmacht haben, machen sie den nächsten. Das Sigmafeld ist sicherlich ihr größter Mißerfolg bisher, aber der Fortschritt läßt sich nicht aufhalten.«

»Und wenn es die Erde erreicht – was geschieht dann?«

»Das gleiche, was mit den Kontrollgeräten passierte, als ich das Feld frei machte – sie wird gleichmäßig durch den Kosmos verstreut werden. Und ihr dazu, wenn wir euch nicht rechtzeitig herausholen.«

»Warum?« fragte Brant.

»Eine technische Antwort werden Sie doch nicht hören wollen, oder? Es hat etwas mit der Unsicherheit zu tun. Die alten Griechen – oder vielleicht waren es die Ägypter – entdeckten, daß man die Lage eines Atoms nicht mit absoluter Sicherheit bestimmen kann; immer besteht die geringe, aber meßbare Wahrscheinlichkeit, daß es sich im Universum an einem anderen Ort befindet. Die Leute, die dieses Feld erzeugt haben, wollten es für Antriebszwecke benützen. Es sollte die Wahrscheinlichkeitslage der Atome verändern, so daß ein Raumschiff in einer Kreisbahn um Wega plötzlich entscheiden könnte, es würde lieber Beteigeuze umkreisen.

Nun, es hat den Anschein, als könne das Sigmafeld nur die halbe Arbeit leisten. Es vervielfacht die Wahrscheinlichkeit nur – es organisiert sie nicht. Und jetzt wandert es nach Gutdünken zwischen den Sternen umher und nährt sich von Interstellarstaub und den gelegentlich seinen Weg kreuzenden Sonnen. Niemand hat bisher einen Weg gefunden, es zu neutralisieren – obgleich jemand auf die entsetzliche Idee kam, ein zweites Feld zu schaffen und die beiden zusammenprallen zu lassen. Wenn sie das versuchen, weiß ich genau, was passiert.«

»Ich wüßte nicht, warum wir uns Sorgen machen sollten«, meinte Brant. »Es ist doch noch zehn Lichtjahre entfernt.«

»Zehn Lichtjahre ist für das Sigmafeld keine Entfernung. Es zieht unvorhersehbar im Zickzack durchs Universum. Die Mathematiker nennen das den ›Säufertaumel‹. Wenn wir Pech haben, wird es morgen hier sein. Aber die Chancen stehen zwanzig zu eins,

daß die Erde verschont bleibt. In ein paar Jahren könnt ihr wieder nach Hause, als wäre nie etwas gewesen.«

»Als wäre nichts gewesen!« Was immer die Zukunft auch bringen mochte, die alte Lebensweise ging unter. Was jetzt in Shastar geschah, mußte sich in der einen oder anderen Form auf der ganzen Welt abspielen. Brant sah mit großen Augen zu, als seltsame Maschinen die herrlichen Straßen hinunterrollten, den Schutt der Äonen wegräumten und die Stadt wieder bewohnbar machten. Wie ein nahezu erloschener Stern in einer grandiosen Stunde noch einmal aufglühen mag, würde Shastar für wenige Monate zu den Hauptstädten der Welt gehören, jene Armee von Wissenschaftlern, Technikern und Verwaltungsbeamten beherbergen, die vom Weltraum auf sie herabgestoßen war.

Brant lernte die Invasoren sehr gut kennen. Ihre Lebenskraft, der Überschwang, mit dem sie jede Arbeit anpackten, und die beinahe kindliche Freude an ihren übermenschlichen Kräften setzten ihn immer wieder in Erstaunen. Diese Männer waren die Erben des ganzen Universums. Sie hatten seine Wunder nicht erschöpft, waren seiner Rätselhaftigkeit noch nicht überdrüssig geworden. Trotz ihres Wissens herrschte immer noch ein Gefühl des Experimentierens, ja fröhlicher Verantwortungslosigkeit vor. Das Sigmafeld selbst war ein Beispiel dafür; sie hatten einen Fehler begangen, aber das schien ihnen nicht allzuviel auszumachen. Sie waren überzeugt, daß sich das früher oder später bereinigen ließ.

Trotz der Unruhe, die auf Shastar wie auf den ganzen Planeten losgelassen worden war, blieb Brant hartnäckig bei seiner Arbeit. Sie verlieh ihm in einer Welt schwankender, veränderlicher Werte festen Boden unter den Füßen. Von Zeit zu Zeit besuchten ihn Trescon oder seine Kollegen und gaben ihm Ratschläge – gewöhnlich sehr gute, die er aber nicht immer befolgte. Gelegentlich, wenn er müde war und Hirn oder Augen ausruhen wollte, verließ er die großen, leeren Galerien und trat hinaus auf die verwandelten Straßen der Stadt. Es war typisch für die neuen Bewohner, daß sie trotz der kurzen Aufenthaltsdauer keine Mühe sparten, Shastar umzugestalten und ihm eine krasse Schönheit mitzugeben, die den ersten Erbauern unheimlich vorgekommen wäre.

Nach vier Tagen – der längsten Zeit, die er jemals in eine einzelne Arbeit vertieft war – hörte Brant zu malen auf. Er hätte in alle Ewigkeit daran herumbosseln können, glaubte aber, das Bild dadurch nur zu verschlechtern. Mit seiner Arbeit keineswegs unzufrieden, suchte er Trescon auf.

Er fand den Kritiker, wie üblich, bei einer Diskussion mit seinen Freunden über das Thema, was von den aufgehäuften Kunstschatzen der Menschheit gerettet werden müsse. Latvar und Erlyn hatten mit Gewalttätigkeit gedroht, wenn noch ein einziger Picasso an Bord getragen oder ein einziger Fra Angelico zurückgewiesen werde. Brant, der von beiden Namen noch nie etwas gehört hatte, fühlte sich nicht gehindert, seinen eigenen Wunsch vorzutragen.

Trescon stand schweigend vor dem Bild und warf von Zeit zu Zeit einen Blick aufs Original. Seine erste Bemerkung überraschte Brant sehr.

»Wer ist das Mädchen?« fragte er.

»Sie haben mir doch gesagt, es hieße Helena –«, begann Brant.

»Ich meine das Mädchen, das Sie in Wirklichkeit gemalt haben.«

Brant starrte seine Leinwand, dann wieder das Original an. Merkwürdig, daß er diese Unterschiede bisher nicht bemerkt hatte, aber die Frau, die er auf den Wällen der Festung gemalt hatte, hatte wirklich Ähnlichkeit mit Yradne. Sein Verstand und sein Herz hatten sich seiner Finger bemächtigt.

»Ich sehe, was Sie meinen«, sagte er langsam. »In meinem Dorf lebt ein Mädchen. Ich kam eigentlich hierher, um ein Geschenk für sie zu finden – etwas, das sie beeindrucken sollte.«

»Dann haben Sie Ihre Zeit vergeudet«, erwiderte Trescon ohne Umschweife. »Wenn sie Sie wirklich liebt, wird sie Ihnen das früh genug sagen. Wenn nicht, dann können Sie sie nicht dazu zwingen. So einfach ist das.«

Brant hielt es bei weitem nicht für so einfach, wollte aber über dieses Thema nicht diskutieren.

»Sie haben mir noch nicht gesagt, was Sie davon halten«, beklagte er sich.

»Es verspricht einiges«, meinte Trescon vorsichtig. »In weiteren dreißig – na, sagen wir zwanzig – Jahren können Sie etwas erreichen, wenn Sie nicht aufgeben. Die Pinseltechnik ist ziemlich primitiv, und diese Hand sieht wie eine Bananenstaupe aus, aber Sie haben einen schönen, kühnen Strich, und ich schätze Sie um so höher ein, weil Sie keine billige Nachahmung geschaffen haben. Das kann jeder Narr – Ihr Bild zeigt, daß Sie nicht ohne Originalität sind. Sie brauchen mehr Übung – und vor allem mehr Erfahrung. Nun, die können wir Ihnen verschaffen.«

»Wenn Sie damit meinen, daß ich von der Erde fort soll«, sagte Brant, »kann ich auf diese Art von Erfahrung verzichten.«

»Es wird Ihnen guttun. Erregt Sie denn der Gedanke, zu den Sternen hinauszufiegen, gar nicht?«

»Nein, er macht mir nur Angst. Aber ich nehme das nicht ernst, weil ich nicht glaube, daß Sie uns zum Fortgehen zwingen können.«

Trescon lächelte grimmig.

»Sie werden sich schnell genug auf die Beine machen, wenn das Sigmafeld das Sternenlicht vom Himmel saugt. Und wenn es kommt, mag das gar nicht einmal so nachteilig sein. Ich habe das Gefühl, daß wir gerade zur rechten Zeit gekommen sind. Obwohl ich mich über die Wissenschaftler oft lustig mache, haben sie uns für immer aus der Stagnation befreit, die unsere Rasse gefangenhielt.

Ihr müßt von der Erde fort, Brant. Niemand, der ein ganzes Leben auf der Oberfläche eines Planeten verbringt, sieht jemals die Sterne, nur ihre schwachen Schatten. Können Sie sich vorstellen, was es bedeutet, inmitten eines der großen Systeme im Weltraum zu schweben, umgeben von farbigen Sonnen? Ich habe es erlebt, und ich sah Sterne in Ringen aus purpurrotem Feuer schweben, gleich eurem Saturn, aber tausendmal größer. Und können Sie sich die Nacht auf einer Welt nahe des Zentrums der Galaxis vorstellen, wo die Sternennebel leuchten? Eure Milchstraße ist nur eine Handvoll drittklassiger Sonnen; warten Sie nur, bis Sie den Zentralnebel sehen!

Das sind die großen Dinge, aber die kleinen können ebenso wunderbar sein. Trinken Sie sich satt an allem, was das Universum zu bieten hat, und kehren Sie dann, wenn Sie wollen, mit Ihren Erinnerungen zur Erde zurück. Dann können Sie zu arbeiten anfangen; dann, und nicht früher, werden Sie wissen, ob Sie ein Künstler sind.«

Brant war beeindruckt, aber nicht überzeugt.

»Wenn man diesem Argument folgen wollte, könnte es vor der Raumfahrt echte Kunst nicht gegeben haben«, wandte er ein.

»Auf diese These gründet sich eine ganze Schule der Kritik. Sicherlich war die Raumfahrt einer der grandiosesten Einflüsse auf die gesamte Kunst. Reisen, Forschung, Kontakt mit anderen Kulturen – das ist der größte Anreiz für intellektuelle Tätigkeit.« Trescon wies auf das große, flammende Gemälde an der Wand. »Die

Leute, die diese Legende geschaffen haben, waren Seefahrer; durch ihre Häfen lief der Verkehr einer halben Welt. Aber nach einigen tausend Jahren war die See zu klein für Inspiration und Abenteuer, und es war Zeit, in den Weltraum hinauszufiegen. Nun, und jetzt ist die Zeit auch für Sie gekommen, ob es Ihnen gefällt oder nicht.«

»Es gefällt mir nicht. Ich möchte mit Yradne hier in Ruhe leben.«

»Die Dinge, die der Mensch mochte, und jene, die gut für ihn sind, waren nie dieselben. Ich wünsche Ihnen Glück mit Ihrer Malerei. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen für Ihre anderen Vorhaben auch Glück wünschen soll. Große Kunst und häusliches Glück passen nicht zusammen. Früher oder später werden Sie wählen müssen.«

Früher oder später werden Sie wählen müssen! Diese Worte hallten immer noch in Brant nach, als er zum Hügel hinaufstapfte und der Wind die große Straße herabfegte. Sunbeam war über das Ende ihrer Ferien verärgert, so daß sie noch langsamer vorankamen, als es die Steigung eigentlich bedingte. Aber langsam weitete sich die Landschaft, der Horizont wich aufs Meer, und die Stadt begann immer mehr wie ein Spielzeug aus farbigen Klötzen auszusehen.

Zum erstenmal konnte Brant das Raumschiff als Ganzes sehen, denn es schwebte jetzt beinahe auf gleicher Ebene mit seinen Augen; er vermochte es mit einem Blick zu umfassen. Es war von annähernd zylindrischer Form, endete aber in komplizierten polyedrischen Strukturen, deren Funktion ihm unerklärlich blieb. Der große geschwungene Rücken zeigte ebenso geheimnisvolle Erhebungen, Auswüchse und Spitzen. Hier herrschten Energie und Zweckbestimmtheit, aber von Schönheit konnte keine Rede sein. Brant beäugte es mit Widerwillen.

Dieses brütende Ungeheuer am Himmel – wenn es nur verschwände wie die Wolken, die an seinen Flanken entlangglitten! Aber es würde nicht verschwinden, nur weil er es wünschte. Gegen die Kräfte, die jetzt herandrängten, verblaßten Brant und seine Probleme zu Bedeutungslosigkeit. Jetzt kam die Pause, in der die Geschichte den Atem anhielt, der lautlose Augenblick zwischen dem Blitz und dem ersten Donnerschlag. Bald würde der Donner um die Welt rollen, bald gab es vielleicht keine Welt mehr, während er und seine Leute Exil unter den Sternen suchten. Das war die Zukunft, mit der er nichts zu schaffen haben wollte – jene Zukunft, die er mehr fürchtete, als Trescon und seine Kameraden, denen das Universum fünftausend Jahre lang ein Spielzeug gewesen war, je verstehen würden.

Es war unfair, daß dies in seiner Zeit geschehen mußte, nach all diesen Jahrhunderten der Ruhe. Aber mit dem Schicksal läßt sich nicht feilschen, man kann nicht nach Wunsch Frieden und Abenteuer haben. Abenteuer und Wandel hatten die Welt wieder erreicht, und Brant mußte sich damit abfinden – wie es seine Vorfahren getan hatten, als das Zeitalter der Weltraumfahrt begann und die ersten zerbrechlichen Schiffe gegen die Sterne anstürmten.

Zum letztenmal grüßte er Shastar, dann wandte er der See den Rücken zu. Die Sonne schien ihm in die Augen, und die Straße vor ihm war wie von hellem, schimmerndem Nebel überdeckt. Sie flirrte einer Fata Morgana gleich, wie die Spur des Mondes auf zitterndem Wasser. Einen Augenblick lang glaubte Brant, seine Augen ließen ihn im Stich, dann erkannte er, daß er keinen Halluzinationen erlegen war.

So weit das Auge sehen konnte, waren Straße und Land mit zahllosen Altweibersommerfäden übersät, so zart und fein, daß nur das Sonnenlicht ihr Dasein verriet. Den letzten halben Kilometer war er durch sie hindurchgegangen, und sie hatten seinen Weg nicht mehr behindert als Rauchkringel.

Den ganzen Morgen hindurch mußten die vom Wind dahergetragenen Spinnen zu Millionen vom Himmel gefallen sein. Als er in das Blau hinaufstarrte, sah Brant immer

wieder die Sonne auf schwebender Seite blitzen, wenn verspätete Nachzügler langsam herabsegelten. Ohne zu wissen, wohin sie flogen, hatten diese winzigen Wesen sich in einen unergründlicheren und abweisenderen Abgrund gewagt, als jemals von ihm verlangt werden würde, wenn es Zeit war, der Erde Lebewohl zu sagen. In den folgenden Wochen und Monaten sollte er diese Lehre nicht vergessen.

Langsam sank die Sphinx unter den Horizont hinab, sich Shastar zugesellend. Nur einmal blickte Brant auf das kauernde Ungeheuer zurück, dessen äonenlange Wacht nun ihr Ende fand. Dann ging er langsam in die Sonne hinein, während immer wieder seidene Finger über sein Gesicht strichen, herangetragen vom Wind seiner Heimat.

VERGELTUNG AUF DEM MEERESGRUND

An Deck war nur Joey wach, in der kühlen Stille vor der Morgendämmerung, als der Meteor am Himmel über Neuguinea seine Flammenbahn zog. Er sah ihn fliegen, bis er unmittelbar über ihren Köpfen zwischen den Sternen dahinzog, fliehende Schatten über das Deck werfend. Das scharfe Licht ließ die Takelage, die aufgerollten Tauten und Luftschläuche, die kupfernen Taucherhelme deutlich hervortreten, sogar die kleine, einen Kilometer entfernte Insel. Als er nach Südwesten zog, hinaus über die Leere des Pazifik, begann er zu zerfallen. Weißglühende Kugeln lösten sich ab, lohten in einer Feuerspur, die ein Viertel des Himmelsgewölbes überzog. Er ging bereits zugrunde, als er außer Sicht kam, aber Joey erlebte sein Ende nicht mit. Grell schimmernd versank der Meteor unter dem Horizont, als gedenke er sich in die verborgene Sonne zu stürzen.

Bei diesem überwältigenden Anblick war vor allem die völlige Stille unerklärlich. Joey wartete und wartete, aber vom zerrissenen Himmel drang kein Laut herab. Als Minuten später ein lautes Aufklatschen zu hören war, schrak er unwillkürlich zusammen – um sich dann über die lächerliche Angst vor einem Manta zu ärgern. Er mußte aber sehr groß gewesen sein, bei diesem Geräusch. Dann blieb es still. Nach einer Weile schlief Joey wieder ein.

Tibor hörte in der kleinen Koje hinter dem Luftkompressor nichts. Er schlief nach der harten Arbeit so fest, daß ihm kaum Energie für Träume blieb – fanden sie sich trotzdem ein, so waren es nie erwünschte Träume. In den Stunden der Dunkelheit kam seine Seele, in der Vergangenheit umherirrend, nie bei Erinnerungen freundlicher Art zur Ruhe. Er hatte Frauen in Sydney, Brisbane, Darwin und auf Thursday Island – aber nicht in seinen Träumen. Wenn er in der schwülen Stille seiner Kabine erwachte, erinnerte er sich immer nur an Staub, an Feuer und Blut, als die russischen Tanks nach Budapest hereingerollt waren. Seine Träume kannten nur den Haß.

Als ihn Nick weckte, war er gerade vor den Wachen an der österreichischen Grenze auf der Flucht. Er brauchte einige Sekunden, bis er den Fünftehtausend-Kilometer-Sprung zum großen Barriere-Riff gemacht hatte; dann gähnte er, schüttelte die Schaben ab, die an seinen Füßen herumliefen, und kletterte aus der Koje.

Das Frühstück bestand wie immer aus Reis, Schildkröteneiern und Pökelfleisch, dazu gab es starken, süßen Tee. Für Joeys Kochkunst sprach eigentlich nur die Menge des Gebotenen. Tibor war die eintönige Nahrung gewohnt; er hielt sich dafür – und auch für andere Entbehrungen – schadlos, wenn er an Land ging.

Die Sonne hatte den Horizont kaum überschritten, als die Teller schon wieder in der Kombüse standen. Der Logger setzte sich in Bewegung. Nick stand wohlgelaunt am Ruder und steuerte das Boot aufs offene Meer hinaus; der alte Perlenschiffer war mit Recht guter Laune, denn die Muschelbank, an der sie arbeiteten, war die reichste, die Tibor je gesehen hatte. Mit ein bißchen Glück konnten sie in ein, zwei Tagen den Laderaum füllen und mit einer halben Tonne Muscheln an Bord nach Thursday Island zurücksegeln. Und dann würde er diesen gefährlichen Job aufgeben und in die Zivilisation zurückkehren. Er bereute nichts; der Grieche behandelte ihn anständig, und er hatte einige gute Perlen gefunden, als die Muscheln geöffnet worden waren. Aber nach neun Monaten am Riff sah er ein, warum sich die weißen Taucher an einer Hand abzählen ließen. Japaner, Kanaken und Inselbewohner hielten das aus – ein Europäer kaum.

Der Dieselmotor verstummte keuchend, und die »Arafura« kam langsam zum Stillstand. Sie waren jetzt etwa drei Kilometer von der Insel entfernt, die geduckt und grün auf dem Wasser lag, durch das schmale Band glitzernden Strands vom Meer streng geschieden. Sie war nicht mehr als eine namenlose Sandbank, auf der sich ein

winziger Wald ausgebreitet hatte, bewohnt von Myriaden stupider Sturmtaucher, die ihre Nester in den weichen Boden gruben und die Nächte mit ihrem Geschrei erfüllten.

Man sprach wenig, als sich die drei Taucher ankleideten. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Während Tibor seine dicke Körperjacke zuknöpfte, spülte Blanco, sein Betreuer, die Sichtscheibe mit Essig aus, um ein Anlaufen zu verhindern. Dann kletterte Tibor die Strickleiter hinunter und ließ sich den schweren Helm und den Bleigürtel über den Kopf streifen. Abgesehen von der Jacke, deren Polsterung das Gewicht gleichmäßig auf die Schultern verteilte, trug er normale Kleidung. In diesen warmen Gewässern bedurfte es keiner Gummianzüge; der Helm fungierte als kleine Taucherglocke, die allein durch ihr Gewicht in der richtigen Lage gehalten wurde. Im Notfall konnte man – wenn man Glück hatte – unter dem Helm hervortauchen und ungehindert zur Oberfläche emporschweben. Tibor hatte das bereits miterlebt, verzichtete aber lieber auf solche Experimente.

Jedesmal, wenn er auf der untersten Sprosse stand, in der einen Hand den Muschelbeutel, in der anderen die Rettungsleine, zuckte der gleiche Gedanke durch sein Gehirn. Er verließ die vertraute Welt – für eine Stunde oder für immer? Unten auf dem Meeresboden warteten Reichtum und Tod, und man durfte sich beider nicht sicher sein. Die Chancen standen gut dafür, daß ein weiterer Tag ereignisloser Schufterei bevorstand. Aber Tibor hatte einen seiner Kameraden sterben sehen, als sich sein Luftschauch im Propeller der ›Arafura‹ verfing – und er hatte den Todeskampf eines anderen beobachtet, dessen Körper sich unter den Qualen der Taucherkrankheit wand. Im Meer gab es keine Sicherheit, keine Gewißheit. Man nahm die Risiken mit offenen Augen auf sich – und wenn man verlor, durfte man sich nicht beklagen.

Er trat einen Schritt zurück, und die Welt der Sonne und des Himmels hörte auf zu existieren. Da das Gewicht des Helms schwer auf seinem Kopf lastete, mußte er angestrengt strampeln, um den Körper aufrecht zu halten. Er konnte nichts als bläulichen Nebel erkennen, während er zum Boden hinabsank. Hoffentlich spulte Blanco die Rettungsleine nicht zu schnell ab. Schluckend und schnaubend versuchte er den steigenden Druck auszugleichen. Das rechte Ohr ›löste‹ sich schnell, aber im linken zuckte ein schneidender, unerträglicher Schmerz auf, der ihn schon ein paar Tage lang behinderte. Er zwängte seine Hand unter den Helm, preßte die Nasenflügel zusammen und blies mit aller Macht. Irgendwo in seinem Schädel gab es eine lautlose Explosion, und der Schmerz verschwand augenblicklich. Bei diesem Tauchgang würde er keine Schwierigkeiten mehr haben.

Tibor spürte den Boden, bevor er ihn sah. Da er sich nicht tief bücken konnte, wenn er den offenen Helm nicht fluten wollte, war die Sichtmöglichkeit nach unten stark begrenzt. Er konnte sich im ganzen Umkreis orientieren, aber nicht senkrecht nach unten sehen. Was er sah, war in seiner trüben Monotonie beruhigend – eine sanft wallende, schlammige Ebene, die in etwa drei Meter Entfernung zu verschwimmen begann. Einen Meter zu seiner Linken nagte ein winziger Fisch an einer Koralle von Größe und Form eines Fächers. Das war alles: keine Schönheit, kein Unterwasser-Märchenland. Aber hier gab es Geld, und darauf kam es an.

Die Rettungsleine zuckte ein wenig, als der Logger breitseits über die Muschelbank zu treiben begann. Tibor setzte sich mit dem federnden Zeitlupenschritt in Bewegung, den ihm die Schwerelosigkeit und der Widerstand des Wassers aufzwangen. Als Zweiter Taucher arbeitete er vom Bug aus; mittschiffs war Stephan, noch ziemlich unerfahren, während der Erste Taucher, Bill, vom Heck aus vorwärtsschritt. Die drei Männer sahen einander bei der Arbeit fast nie; jeder mußte seine eigene Gasse absuchen, während die ›Arafura‹ langsam vor dem Wind dahintrieb. Nur an den äußersten Stellen ihres Zickzackweges entdeckten sie einander manchmal als trübe Schatten.

Man brauchte ein geschultes Auge, um die Muscheln unter ihrer Tarnung aus Algen und Tang zu erkennen, aber oft verrieten sich die Mollusken selbst. Wenn der Boden unter den Schritten des Tauchers vibrierte, schlossen sie sich abrupt – und in der Düsternis zuckte für den Bruchteil einer Sekunde perlmuttener Glanz auf. Selbst dann entkamen sie jedoch häufig, weil das treibende Schiff den Taucher mitzog, bevor er den knapp außer Reichweite liegenden Preis erhaschen konnte. In der ersten Zeit waren Tibor ziemlich viele der großen Silbermuscheln entgangen, von denen vielleicht manche wunderbare Perlen barg. So hatte er es sich jedenfalls vorgestellt, bevor der Glanz des Taucherlebens verblaßt war und ihm klar wurde, daß Perlen zu rar waren, als daß man sich überhaupt damit beschäftigen dürfte. Die wertvollste Perle, die er jemals heraufgebracht hatte, war für sechshundert Dollar verkauft worden. Die Muscheln, die er an einem erfolgreichen Vormittag aberntete, besaßen allein schon größeren Wert. Wenn die Industrie auf Perlen statt auf Perlmutt angewiesen gewesen wäre, hätte sie vor Jahren Konkurs anmelden müssen.

In dieser nebelhaften Welt gab es kein Zeitgefühl. Man schritt unter dem unsichtbar dahintreibenden Schiff aus, das Dröhnen des Kompressors in den Ohren. In langen Abständen entdeckte man eine Muschel, riß sie vom Meeresboden los und warf sie in den Beutel. Wenn man Glück hatte, fand man ein paar Dutzend in einem schmalen Bereich, es kam aber auch vor, daß man leer ausging.

Man war der Gefahr gegenüber wachsam, machte sich aber keine Sorgen. Die echten Risiken waren einfache, unauffällige Dinge wie abgerissene Luftschläuche oder Rettungsleinen – nicht Haie, Großbarsche oder Oktopusse. Haie huschten davon, wenn sie aufsteigende Luftbläschen sahen, und in den vielen Stunden unter Wasser hatte Tibor nur einen einzigen Oktopus gesehen, mit einer Länge von ganzen sechzig Zentimetern. Was die Barsche anlangte – nun, man mußte sie ernst nehmen, weil sie einen Taucher mit einem Biß hinunterschlucken konnten, wenn sie hungrig genug waren. Aber auf dieser flachen, öden Ebene würde man ihnen kaum begegnen; hier gab es keine Korallenhöhlen, in denen sie sich häuslich einrichten konnten.

Der Schock wäre daher nicht so groß gewesen, wenn die Eintönigkeit ihm nicht ein Gefühl falscher Sicherheit verliehen hätte. In jenem Augenblick ging er, ohne zu zögern, auf eine unerreichbare Nebelwand los, die sich so schnell zurückzog, wie er herankam. Und dann tauchte ohne jede Warnung sein Alptraum über ihm auf.

Tibor haßte Spinnen. Im Meer gab es jedoch ein Wesen, das nur dazu geschaffen schien, diese Furcht auszuloten. Er war ihm zwar noch nie begegnet. Sein Verstand hatte den Gedanken an ein Zusammentreffen immer beiseite geschoben, aber Tibor wußte, daß die japanische Spinnenkrabbe es mit ihren spindeldürren Beinen auf Durchmesser bis zu vier Metern bringt; daß sie dabei harmlos war, spielte keine Rolle. Eine Spinne von Mannsgröße hatte einfach kein Recht zu leben.

Als er diese schlanken, gelenkigen Glieder aus dem grauen Dunst hervorzucken sah, begann Tibor in namenlosem Entsetzen zu schreien. Er wußte nicht, daß er an seiner Rettungsleine zerrte, aber Blanco reagierte mit der blitzschnellen Intuition des idealen Tauchergehilfen. Während in seinem Helm noch die Schreie widerhallten, spürte Tibor, wie er vom Meeresboden hochgezogen wurde, dem Licht, der Luft – der Sicherheit entgegen. Als er nach oben schwebte, sah er ein, wie merkwürdig und absurd sein Fehler gewesen war; teilweise gewann er seine Beherrschung wieder. Aber er zitterte immer noch so heftig, als Blanco ihm den Helm abnahm, daß es eine Weile dauerte, bis er sprechen konnte.

»Was zum Teufel ist denn los?« fuhr ihn Nick an. »Ihr macht wohl alle schon früh Schluß, was?«

Erst jetzt sah Tibor, daß er nicht als erster heraufgekommen war. Stephan saß auf dem Deck und rauchte mit unbewegter Miene eine Zigarette. Der Hecktaucher wurde ungefragt von seinem Gehilfen emporgehievt, da die ›Arafura‹ zum Stillstand gekommen war und die Arbeit abgebrochen werden mußte.

»Unten liegt irgendein Wrack«, sagte Tibor. »Ich bin dagegengerannt. Alles, was ich sehen konnte, waren Drähte und Stäbe.«

Zu seinem Ärger begann er bei der Erinnerung daran wieder zu zittern.

»Ich weiß nur nicht, warum dich das so aus der Ruhe bringt«, knurrte Nick. Tibor konnte es auch nicht erklären; hier auf dem sonnenüberfluteten Deck ließ sich nicht auseinandersetzen, wie ein harmloser Blick durch den Nebel fassungsloses Entsetzen hervorzurufen vermochte.

»Ich hätte mich beinahe erhängt daran«, log er. »Blanco zog mich gerade noch zur rechten Zeit weg.«

»Hmm«, sagte Nick, offensichtlich unüberzeugt. »Jedenfalls ist es kein Schiff.« Er wies auf den Mittschiffstaucher. »Steve lief in ein Durcheinander aus Tauen und Stoff – wie dickes Nylon kam es ihm vor. Anscheinend eine Art Fallschirm.« Der alte Grieche betrachtete mürrisch seine zerknautschte Zigarre und warf sie dann über Bord. »Sobald Billy oben ist, sehen wir nach. Vielleicht ist das Zeug etwas wert – erinnert euch an Jo Chambers.«

Tibor entsann sich. Die Geschichte war rings um das ganze Barriere-Riff bekannt. Jo war ein Fischer gewesen, der in den letzten Monaten des Krieges in seichtem Wasser wenige Kilometer vor der Küste Queenslands eine DC-3 entdeckt hatte. Nach wahren Wundertaten eigenhändiger Bergungsarbeit drang er in den Rumpf ein und lud kistenweise Werkzeuge aus. Eine Weile gelangen ihm großartige Geschäfte, aber er verriet den Fundort schnell, als die Polizei ihm auf die Schliche kam. Australische Polizisten verfügen über einige Überredungskunst.

Und dann, nach wochenlanger, mühsamer Arbeit unter Wasser hatte Jo erfahren, was seine DC-3 außer Werkzeug im Wert von einigen hundert Pfund, das er an Garagen und Werkstätten an der Küste verkauft hatte, noch barg: In den großen Holzkisten, die zu öffnen er sich nie die Zeit genommen hatte, befanden sich Löhne und Gehälter für die amerikanischen Pazifik-Streitkräfte – das meiste davon in Zwanzig-Dollar-Goldstücken.

Mit soviel Glück durfte man hier nicht rechnen, sagte sich Tibor, als er wieder unter der Wasseroberfläche versank. Das Flugzeug – oder was immer es sonst sein mochte – konnte aber immerhin wertvolle Instrumente enthalten. Vielleicht war eine Belohnung darauf ausgesetzt. Außerdem war er sich das schuldig. Er wollte aus der Nähe betrachten, was ihm solchen Schrecken eingejagt hatte.

Zehn Minuten später wußte er, daß es sich um kein Flugzeug handelte. Es hatte eine gänzlich andere Form und war auch viel zu klein – nur etwa acht Meter lang und halb so breit. Hier und dort fanden sich auf dem konisch zulaufenden Rumpf Einstiegluken und winzige Bullaugen, durch die unbekannte Instrumente auf die Welt hinausstarrten. Es schien unbeschädigt, obgleich es an einem Ende zusammengeschmolzen war. Vom anderen Ende sprossen zahlreiche Antennen hoch, die durch den Aufprall aufs Wasser abgebrochen oder verbogen waren. Selbst jetzt wirkten sie noch wie die Beine eines riesigen Insekts.

Tibor war kein Dummkopf. Er erriet sofort, was er vor sich hatte. Nur ein Problem stellte sich noch, und auch das löste er ohne große Schwierigkeiten. Auf den Einstiegluken zeigten sich Buchstaben, die zum Teil durch die Hitze abgesengt worden

waren. Es waren kyrillische Schriftzeichen, und Tibor konnte so viel Russisch, um Hinweise auf elektrische Leitungen und Drucksysteme zu erkennen.

»Sie haben also einen Sputnik verloren«, sagte er sich mit tiefer Befriedigung. Er konnte sich vorstellen, was geschehen war. Der Satellit war zu schnell und an der falschen Stelle abgestürzt. Rings um ein Ende des Sputniks hingen die zerfetzten Überreste von Schwimmpolstern. Sie waren beim Aufprall geplatzt und hatten das Raumfahrzeug wie einen Stein versinken lassen. Die Besatzung der ›Arafura‹ mußte sich bei Joey entschuldigen; er hatte also doch nicht zuviel Grog erwischt gehabt. Was er an den Sternen entlangglühen gesehen hatte, mußte der Raketenträger gewesen sein, der, getrennt von seiner Nutzlast, ungebremst in die Erdatmosphäre eingetreten war.

Lange Zeit kauerte Tibor auf dem Meeresboden und betrachtete dieses Raumwesen, das in einem fremden Element gefangen lag. Halbfertige Pläne durchzuckten sein Gehirn, aber Deutliches hatte sich noch nicht herausgeschält. Das Bergungsgeld interessierte ihn nicht mehr. Viel wichtiger waren jetzt die Aussichten auf Rache. Hier lag eine der stolzesten Schöpfungen sowjetischer Technologie – und Szabo Tibor aus Budapest wußte als einziger Mensch der Erde davon.

Es mußte doch eine Möglichkeit geben, die Situation zu nutzen – dem Land und der Idee Schaden zuzufügen, die er jetzt mit so grenzenlosem Haß verfolgte. In den wachen Stunden wurde er sich dieses Hasses kaum bewußt. Er forschte auch nie den wahren Ursachen nach. Hier in dieser einsamen Welt aus Meer und Himmel, aus dampfenden Mangrovensümpfen und glitzernden Korallen gab es nichts, was die Vergangenheit zurückgerufen hatte. Aber er konnte ihr nie entfliehen; manchmal erwachten die Dämonen in seinem Inneren, trieben ihn zu sinnloser oder brutaler, wollüstiger Zerstörungswut. Bislang hatte er Glück gehabt; er hatte noch keinen Menschen getötet. Aber eines Tages...

Ein besorgter Ruck Blancos riß ihn aus seinen Racheträumen. Er schickte ein beruhigendes Antwortsignal hinauf und begann, die Kapsel genauer zu untersuchen. Wieviel wog sie? Ließ sie sich hochziehen? Er mußte noch vieles klären, bevor er Pläne schmieden konnte.

Er stemmte sich gegen den Metallrumpf. Die Kapsel schwankte. Vielleicht ließ sie sich heben, sogar mit den bescheidenen Geräten der ›Arafura‹. Vermutlich war der Satellit leichter, als er aussah.

Tibor preßte seinen Helm gegen ein flaches Stück des Rumpfes und lauschte angestrengt. Er hatte halb erwartet, irgendein mechanisches Geräusch, wie das Surren von elektronischen Motoren, zu hören. Statt dessen herrschte völlige Stille. Mit dem Griff seines Messers klopfte er kräftig gegen das Metall, um die Dicke abzuschätzen und schwache Stellen entdecken zu können. Beim dritten Versuch zeigte sich ein Resultat, aber es entsprach nicht seinen Erwartungen.

Hastig und verzweifelt drangen Klopfschläge aus der Raumkapsel.

Bis zu diesem Augenblick hatte Tibor auch nicht im Traum daran gedacht, jemand könne in der Kapsel sein. Sie war ihm zu klein erschienen. Dann begriff er, daß er dabei an konventionelle Flugzeuge gedacht hatte; für eine kleine Druckkabine war Platz genug, und dort konnte ein entschlossener Kosmonaut sehr wohl ein paar Stunden verbringen.

Wie ein Kaleidoskop binnen eines einzigen Augenblicks ein völlig neues Muster zu zeigen vermag, lösten sich die halbfertigen Pläne in Tibors Gehirn auf, formten sich zu einer neuen Gestalt. Hinter dem dicken Glas seines Helms fuhr seine Zunge sanft über die Lippen. Wenn Nick ihn jetzt hätte sehen können, hatte er sich – wie schon zuvor

manchmal – gefragt, ob sein Zweiter Taucher noch ganz bei Verstand war. Vorbei alle Gedanken an eine unpersönliche Rache an etwas derart Abstraktem wie einer Nation oder einer Maschine. Jetzt stand Mann gegen Mann.

»Das hat aber gedauert!« sagte Nick. »Was hast du gefunden?«

»Es gehört den Russen«, sagte Tibor. »Es ist ein Sputnik. Wenn wir ein Tau herumlegen, müßten wir es heben können. Aber es ist zu schwer, um an Bord gehievt zu werden.«

Nick kaute nachdenklich an seiner Zigarre. Der Perlenfischer machte sich Sorgen, an die Tibor nicht einmal gedacht hatte. Wenn hier Bergungsarbeiten durchgeführt wurden, würde jedermann erfahren, daß die ›Arafura‹ hier nach Muscheln suchte. Sobald die Neuigkeit nach Thursday Island kam, würde man die Muschelbank binnen kurzer Zeit abräumen.

Man mußte die gesamte Sache geheimhalten oder das verdamnte Ding selbst hochhieven, ohne zu erzählen, wo man es gefunden hatte. Was auch immer passieren mochte, der Ärger würde größer sein als jeder mögliche Gewinn. Nick, der wie die meisten Australier den Behörden mißtraute, hatte bereits entschieden, daß er für seine Mühe im besten Falle einen Dankbrief bekommen würde.

»Die anderen wollen nicht hinunter«, sagte er. »Sie halten das Ding für eine Bombe. Sie wollen nichts damit zu tun haben.«

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, erwiderte Tibor. »Das schaffe ich schon.« Er bemühte sich, mit leidenschaftsloser Stimme zu sprechen. Wenn die anderen Taucher die Klopfeichen aus der Kapsel gehört hätten, wären seine Pläne vereitelt worden, aber so war die Situation doch zu schön, um wahr zu sein.

Er deutete auf die grüne Insel hinüber.

»Da bleibt nur eines übrig. Wenn wir das Ding einen Meter hochziehen, schleppen wir es zum Ufer. Sobald wir in seichtem Wasser sind, wird es nicht so schwer sein, es an den Strand zu ziehen. Wir können die Boote nehmen und vielleicht an einem der Bäume einen Flaschenzug befestigen.«

Nick bedachte den Vorschlag ohne sonderliche Begeisterung. Er bezweifelte, daß sie den Sputnik durch das Riff zu schleppen vermochten, obwohl sie sich auf der Leeseite der Insel befanden. Aber er war auf jeden Fall dafür, ihn von dieser Muschelbank fortzuschaffen. Sie konnten ihn dann immer noch an anderer Stelle absetzen, eine Boje auslegen und die Belohnung einstreichen.

»Einverstanden«, sagte er. »Hinunter mit dir. Das Fünf-Zentimeter-Tau ist das stärkste, das wir haben – nimm es mit. Bleib aber nicht den ganzen Tag unten. Wir haben Zeit genug verloren.«

Tibor hatte nicht die Absicht, den ganzen Tag unten zu bleiben. Sechs Stunden würden genügen. Das hatte er schon zu Anfang den Klopfeichen entnommen.

Es war bedauerlich, daß er die russische Stimme nicht hören konnte; aber der Russe hörte ihn, und darauf kam es an. Wenn er den Helm gegen das Metall preßte und schrie, vermochte ihn der Kosmonaut zu verstehen. Bislang war das Gespräch freundlicher Natur gewesen. Tibor wollte seine Trümpfe erst im psychologisch richtigen Augenblick ausspielen.

Als erstes war ein Code nötig gewesen – ein Klopfeichen für ›ja‹, zwei für ›nein‹. Danach kam es nur noch darauf an, passende Fragen zu formulieren. Es gab keine Tatsache oder Idee, die sich mit Hilfe dieser beiden Signale nicht mitteilen ließ. Weitaus schwieriger wäre es gewesen, wenn Tibor sein mangelhaftes Russisch hätte

gebrauchen müssen. Erfreut, aber nicht allzusehr überrascht, hatte er festgestellt, daß der gefangene Raumpilot ausgezeichnet Englisch verstand.

Die Luft in der Kapsel reichte noch fünf Stunden. Der Kosmonaut war unverletzt. Ja, der Russe wußte, wo er abgestürzt war. Diese Antwort machte Tibor nachdenklich. Vielleicht log der Pilot, aber darin lag ein Risiko. Obwohl die Rückkehr auf die Erde nicht planmäßig verlaufen war, mußten die Radarschiffe im Pazifik die Aufschlagstelle geortet haben – mit welcher Genauigkeit allerdings, vermochte er nicht zu sagen. Fiel das überhaupt ins Gewicht? Es mochte Tage dauern, bis sie hier eintrafen, selbst wenn sie in australische Gewässer einliefen, ohne eine Genehmigung aus Canberra abzuwarten. Er war Herr der Lage. Die gesamte Macht der UdSSR konnte seine Pläne nicht durchkreuzen – bis es zu spät war.

Das schwere Tau fiel auf den Meeresboden und trieb eine Sandwolke hoch, die wie Rauch in der langsamen Strömung dahinzog. Nun, da die Sonne höher am Himmel stand, lag die Unterwasserwelt nicht mehr in grauer, zwielichtiger Düsternis. Das Meeresbett war farblos, aber hell, und die Sichtweite betrug jetzt nahezu fünf Meter. Zum erstenmal konnte Tibor die Raumkapsel in ihrer Gesamtheit sehen. Sie hatte ein so seltsames Aussehen, daß man seinen Augen kaum zu trauen wagte. Vergeblich suchte man nach dem vorderen oder hinteren Ende. Es ließ sich nicht bestimmen, in welche Richtung sie zeigte, wenn sie sich in der Kreisbahn befand.

Tibor preßte den Helm gegen das Metall und begann zu schreien.

»Ich bin wieder da«, rief er. »Hören Sie mich?«

Tap.

»Ich habe ein Tau mitgebracht, das ich an dem Fallschirmkabel befestige. Wir sind ungefähr drei Kilometer von einer Insel entfernt. Sobald alles festgezurr ist, steuern wir darauf zu. Mit unseren Geräten können wir Sie nicht aus dem Wasser heben, deshalb versuchen wir, Sie an den Strand zu schleppen. Verstehen Sie mich?«

Tap.

Das Tau war in wenigen Augenblicken angebracht. Er mußte weg von hier, bevor die »Arafura« zu schleppen begann. Aber zuerst gab es noch etwas zu tun.

»Hallo!« schrie er. »Ich habe das Tau befestigt. In einer Minute geht es los! Hören Sie mich?«

Tap.

»Dann passen Sie auf: Sie kommen nicht lebend heraus. Auch dafür habe ich gesorgt.«

Tap, tap.

»Sie haben fünf Stunden Zeit zum Sterben. Mein Bruder brauchte länger, als er in euer Minenfeld lief. Verstehen Sie? Ich bin aus Budapest. Ich hasse Sie und Ihr Land. Ihr habt mir mein Zuhause, meine Familie weggenommen und mein Land unterdrückt. Ich möchte jetzt Ihr Gesicht sehen – ich möchte Ihnen beim Sterben zusehen, wie ich Theo zusehen mußte. Wenn wir auf halbem Weg zur Insel sind, wird das Tau reißen, wo ich es beschädigt habe. Ich tauche wieder und befestige ein zweites Tau – und auch das wird reißen. Sie können sich in Ruhe vorbereiten.«

Tibor verstummte plötzlich, wie ausgepumpt von der Gewalt seiner Leidenschaft. Für Vernunft oder Logik war in diesem Haßausbruch kein Platz. Er wagte nicht, nachzudenken. In der Tiefe seines Bewußtseins loderte die Wahrheit als winziges Flämmchen.

Es waren nicht die Russen, die er haßte. Sein Ausbruch zielte auch auf ihn selbst, denn er hatte Schlimmeres als sie getan. Niemand hätte ein besserer Kommunist sein können als er. Das Blut Theos und Zehntausender seiner Landsleute klebte an seinen Händen. In der Schule und auf der Universität war er einer der eifrigsten Denunzianten gewesen. Wie viele hatte er in die Arbeitslager oder in die Folterkammern der AVO geschickt? Als ihm die Wahrheit aufging, war es viel zu spät, und selbst in diesem Augenblick hatte er nicht gekämpft – er lief davon.

Er war um die ganze Welt geflüchtet, verfolgt von seiner Schuld, und Gefahr und Ausschweifung hatten ihn die Vergangenheit vergessen lassen. Das einzige Vergnügen in seinem Leben waren jetzt die lieblosen Umarmungen, die er an Land so fieberhaft suchte. Seine Lebensweise war der Beweis dafür, daß dies nicht genügte. Wenn er jetzt die Macht besaß, Tod zu geben, lag es nur daran, daß er hierher gekommen war, um ihn selbst zu suchen.

Aus der Kapsel drang kein Laut. Die Stille wirkte verächtlich höhnend. Wütend schlug Tibor mit dem Messergriff gegen den Rumpf.

»Hast du mich gehört?« brüllte er. »Hörst du mich?«

Keine Antwort.

»Verdammter Kerl! Ich weiß, daß du zuhörst! Wenn du nicht antwortest, breche ich die Kapsel auf und lasse das Wasser einströmen!«

Er war überzeugt davon, das mit der schärfen Messerspitze zustande zu bringen. Aber er dachte gar nicht daran. Dieses Ende wäre zu schnell, zu einfach gewesen.

Immer noch blieb es still. Vielleicht war der Russe ohnmächtig geworden. Tibor hoffte das Gegenteil, aber es hatte keinen Sinn, länger zu warten. Zum Abschied schlug er heftig an die Metallwand, dann gab er das Signal.

Nick hatte eine Neuigkeit für ihn, als er auftauchte.

»Der T.-I.-Sender hat sich gemeldet«, sagte er. »Die Russen wollen, daß man nach einer ihrer Raketen Ausschau hält. Sie soll irgendwo in der Nähe der Queenslandküste treiben. Anscheinend sind sie sehr scharf darauf.«

»Haben sie sonst noch etwas dazu gesagt?« fragte Tibor besorgt.

»Ja – daß sie den Mond ein paarmal umflogen hat.«

»Das war alles?«

»Sonst fällt mir nichts ein. Dazu verzapften sie eine Menge wissenschaftliches Zeug, von dem ich nichts verstehe.«

Es sah den Russen ähnlich, über ein mißlungenes Experiment Stillschweigen zu bewahren.

»Hast du der Thursday-Insel mitgeteilt, daß das Ding gefunden ist?«

»Bist du verrückt? Außerdem ist das Funkgerät nicht in Ordnung. Hast du das Tau richtig befestigt?«

»Ja – vielleicht bringen wir das Ding vom Boden hoch.«

Das Ende des Taus war um den Hauptmast gewunden worden und nach wenigen Sekunden straffte es sich. Obwohl die See ruhig war, herrschte leichte Dünung, und der Logger rollte zehn bis fünfzehn Grad. Bei jeder Bewegung hob und senkte sich das Schanzdeck um einen Meter. Die Zugkraft betrug mehrere Tonnen, aber man mußte vorsichtig sein.

Das Tau schwirrte, das Holz ächzte, und für einen Augenblick befürchtete Tibor, die beschädigte Leine würde zu früh reißen, aber sie hielt, und die Last hob sich vom Meeresboden. Bei der zweiten Aufwärtsbewegung ging es schon besser – auch bei der dritten. Dann hatte die Kapsel den Boden verlassen, und die ›Arafura‹ neigte sich backwärts.

»Los«, sagte Nick und ging ans Ruder. »Bevor sie wieder aufplumpst, müssen wir einen Kilometer schaffen.«

Der Logger begann langsam auf die Insel zuzusteuern, die verborgene Fracht hinter sich herschleppend. Tibor lehnte an der Reling und ließ sich von der Sonne die Feuchtigkeit aus Hemd und Hose dampfen. Zum erstenmal seit vielen Monaten spürte er Frieden in sich. Selbst der Haß glühte nicht mehr in seinem Gehirn. Vielleicht war er wie die Liebe eine Leidenschaft, die sich nie befriedigen ließ, aber für diesen Augenblick hatte sie Erfüllung gefunden.

Seine Entschlußkraft kam nicht ins Wanken. Er war unnachgiebig auf Rache eingeschworen, die auf so eigenartige – ja wunderbare Weise in seine Hände gelegt worden war. Blut verlangte nach Blut. Dabei empfand er ein seltsames Mitgefühl für den unbekannten Mann, durch den er jetzt die Feinde treffen konnte, die seine Freunde gewesen waren. Er nahm ihnen weit mehr als ein einzelnes Leben – denn was war den Russen ein Mensch? Was er ihnen nahm, waren Macht, Prestige und Wissen, Dinge also, die sie am höchsten bewerteten.

Er begann sich Sorgen zu machen, als sie zwei Drittel des Weges zur Insel zurückgelegt hatten und das Tau immer noch nicht gerissen war. Noch vier Stunden, und das war viel zu lange. Zum erstenmal fiel ihm ein, daß sein Plan mißlingen und sich gegen ihn selbst wenden konnte. Angenommen, Nick gelang es, die Kapsel rechtzeitig an den Strand zu ziehen?

Mit lautem Schwirren, das durch das ganze Schiff vibrierte, knallte das Tau aus dem Wasser.

»Hab' ich mir gedacht«, murmelte Nick. »Das Ding ist kurz vorher aufgeprallt. Willst du noch einmal hinunter, oder soll ich einen von den anderen schicken?«

»Ich mache das schon«, erwiderte Tibor hastig. »Bei mir geht's schneller.«

Das stimmte zwar, aber er brauchte zwanzig Minuten, bis er die Kapsel gefunden hatte. Die ›Arafura‹ war ziemlich weit abgetrieben worden, bis Nick den Motor abstellen konnte, und Tibor fragte sich einmal sogar, ob er sie überhaupt jemals wiederfinden würde. Er durchzog die Tiefe in weiten Bögen. Die Suche endete erst, als er sich zufällig im Fallschirm verfang. Die Stoffwolken pulsierten wie ein unheimliches Meeresungeheuer in der Strömung – aber Tibor fürchtete jetzt nichts als die Vereitelung seines Plans. Sein Puls wurde kaum schneller, als die weißliche Masse plötzlich vor ihm auftauchte.

Die Kapsel war schlammverschmiert, aber offensichtlich unbeschädigt. Sie lag jetzt auf der Seite und glich einer riesigen, umgeworfenen Milchkanne. Der Kosmonaut mußte ziemlich herumgestoßen worden sein, aber wenn er den ganzen Weg vom Mond hierher zurückgelegt hatte, durfte ihm das nichts ausmachen. Tibor hoffte es zutiefst. Er hätte es sehr bedauert, wenn die verbleibenden drei Stunden vergeudet gewesen wären.

Wieder preßte er den grünlichen Kupferhelm an die Metallwand der Kapsel.

»Hallo!« schrie er. »Hörst du mich?«

Vielleicht würde der Russe hartnäckig bleiben und schweigen – aber das hieße doch wohl die Selbstbeherrschung eines Menschen überfordern. Tibor behielt recht. Sofort kam das Klopfschlagzeichen.

»Bin sehr froh, daß du noch da bist«, rief er. »Alles läuft wie geplant, nur muß ich das Seil diesmal tiefer einschneiden.«

Die Kapsel blieb stumm. Sie meldete sich nie mehr, obwohl Tibor beim nächsten Tauchgang immer wieder an die Wand hämmerte – auch beim übernächsten. Aber er rechnete zu dieser Zeit schon gar nicht mehr damit, denn sie mußten zwei Stunden auf See treiben, weil starker Wind aufkam. Die Frist war längst abgelaufen, als er zum letztenmal tauchte. Er ärgerte sich darüber, weil er eine letzte Botschaft auf dem Herzen hatte. Er brüllte sie trotzdem in die Kapsel, obwohl er wußte, daß er seinen Atem vergeudete.

Am frühen Nachmittag war die »Arafura« so weit landwärts gekommen, wie Nick es noch für tunlich hielt. Sie hatte nur mehr eineinhalb Meter Wasser unter dem Kiel, und die Ebbe begann. Die Kapsel war hinter jeder Welle aufgetaucht und saß jetzt auf einer Sandbank fest. Man konnte sie nicht mehr weiterschleppen, sondern mußte sie an Ort und Stelle belassen, bis die Flut sie freisetzte.

Nick besah sich die Lage mit erfahrenem Blick.

»Heute abend kommt eine Zwei-Meter-Flut«, sagte er. »Wie das Ding jetzt liegt, wird es bei Ebbe aus dem Wasser ragen. Wir müßten mit den Booten herankommen.«

Sie warteten vor der Sandbank, bis Sonne und Flut sanken. Die Funkmeldungen über die Suchaktion wurden häufiger. Am späten Nachmittag ragte die Kapsel beinahe völlig aus dem Wasser. Die Besatzung ruderte widerstrebend in einem kleinen Boot hinüber.

»Eine Tür!« sagte Nick plötzlich. »Mein Gott – glaubt ihr, daß jemand in dem Ding ist?«

»Möglich«, erwiderte Tibor, dessen Stimme nicht so fest war, wie er gehofft hatte. Nick sah ihn forschend an. Sein Taucher hatte sich den ganzen Tag über schon merkwürdig benommen, aber er dachte nicht daran, ihm Fragen zu stellen. In diesem Teil der Welt hatte man sich nur um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Das Boot erreichte die Kapsel. Nick packte einen der Antennenstümpfe und kletterte mit katzenhafter Gewandtheit auf den Metallrumpf. Tibor blieb zurück und sah vom Boot aus stumm zu, als Nick die Einstiegluke untersuchte.

»Wenn sie nicht verklemmt ist, muß man sie doch von außen auch aufkriegen«, brummte Nick. »Bei unserem Pech brauchte man aber sicher Spezialwerkzeug dazu.«

Seine Befürchtungen erwiesen sich als grundlos. Das Wort »öffnen« war in zehn Sprachen rings um den Türverschluß aufgemalt, und binnen Sekunden hatte Nick begriffen. Als die Luft herauszischte, sagte Nick »Pfui Teufel!« und wurde plötzlich blaß. Er sah Tibor an, als suche er Unterstützung, aber Tibor wich seinem Blick aus. Nick ließ sich ins Innere der Kapsel gleiten.

Er blieb lange Zeit unsichtbar. Zuerst hörten sie dumpfes Pochen und Hämmern aus dem Innern, dann eine endlose Reihe von Flüchen. Schließlich wurde es totenstill.

Als Nicks Kopf nach langer Pause über der Luke auftauchte, war sein windgegerbtes Gesicht aschgrau und tränenüberströmt. Tibors Herz krampfte sich zusammen. Er hatte einen furchtbaren Fehler begangen, aber seine Betäubung war zu groß, um ihn die Wahrheit erkennen zu lassen. Sie zeigte sich bald, als Nick seine Last herunterreichte.

Blanco nahm sie auf, Tibor wich ans Heck zurück. Als er das stille, wächserne Gesicht sah, schienen sich Eisfinger um sein Herz und seinen Schädel zu klammern. Im gleichen Augenblick erstarben Haß und Begierde in ihm für alle Zeit. Er sah, welchen Preis seine Rachsucht gefordert hatte.

Die Kosmonautin war im Tod vielleicht noch schöner, als sie es im Leben gewesen sein mochte. Sie war sehr klein, mußte aber körperlich zäh und von überdurchschnittlicher Intelligenz gewesen sein, um diese Mission übertragen zu bekommen. Sie lag zu Tibors Füßen. Jetzt war sie weder eine Russin noch der erste Mensch, der je mit eigenen Augen die Rückseite des Mondes erblickt hatte. Sie war einfach das Mädchen, das er ermordet hatte.

Nicks Stimme drang wie aus weiter Ferne zu ihm.

»Das hatte sie bei sich«, sagte er leise. »Sie umklammerte es ganz fest – ich brauchte lange, bis ich es ihr aus der Hand winden konnte.«

Tibor hörte ihn kaum. Er warf nicht einmal einen Blick auf die winzige Tonbandspule in Nicks Hand. Er konnte in diesem eine Ewigkeit umfassenden Augenblick nicht ahnen, daß sich die Furien an seine Fersen heften würden – daß bald die ganze Welt einer anklagenden Stimme zu lauschen hätte, die ihn furchtbarer brandmarkte als irgendeinen Menschen seit Kain.

DIE ZWEITE WARNUNG

Als ich Laikas heftiges Bellen hörte, reagierte ich zuerst verstimmt. Ich drehte mich in meiner Koje um und murmelte schläfrig: »Halt doch den Mund, dummes Ding.« Dieser Traum dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, dann kehrte das Bewußtsein zurück – und mit ihm die Angst. Angst vor der Einsamkeit, vor dem Wahnsinn.

Einen Augenblick lang wagte ich die Augen nicht zu öffnen. Ich fürchtete mich vor dem ersten Blick. Die Vernunft sagte mir, daß kein Hund je diese Welt betreten hatte, daß Laika vierzig Millionen Kilometer – und, unüberbrückbarer noch, fünf Jahre von mir getrennt war.

»Du hast geträumt«, sagte ich zornig zu mir. »Sei kein Narr – mach die Augen auf! Du wirst nichts sehen als das Leuchten der Wandfarbe.«

So war es natürlich auch. Die winzige Kabine war leer, die Tür fest verschlossen. Ich war allein mit meinen Erinnerungen, überwältigt von jener Traurigkeit, die sich einstellt, wenn ein heller Traum in die trübe Wirklichkeit verblaßt. Das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes war so niederdrückend, daß ich am liebsten wieder eingeschlafen wäre. Zum Glück tat ich es nicht, denn in diesem Augenblick hätte der Schlaf Tod bedeutet. Aber das wußte ich erst fünf Sekunden später. Während dieser Ewigkeit war ich wieder auf der Erde, Trost in der Vergangenheit suchend.

Niemand wußte, wem Laika gehörte, obwohl das Personal des Observatoriums Erkundigungen einzog und ich selbst mehrere Anzeigen in den Zeitungen Pasadenas aufgab. Ich fand sie, ein verlorenes, einsames Wollknäuel, an einem Sommerabend neben der Straße, als ich zum Palomar hinauffuhr. Obwohl ich Hunde, ja Tiere überhaupt, nie gemocht hatte, widerstrebte es mir, dieses hilflose kleine Wesen den vorbeifahrenden Autos auf Gnade oder Ungnade auszuliefern. Vorsichtig hob ich sie auf und legte sie in den Kofferraum. Die Polsterung meines neuen Vik, Baujahr 92, wollte ich nicht opfern. Im Kofferraum konnte sie wohl nicht allzuviel Unheil anrichten. Ich täuschte mich gründlich.

Als ich den Wagen vor dem »Kloster« – den Wohnräumen der Astronomen, wo ich die nächste Woche verbringen würde – abgestellt hatte, besichtigte ich meinen Fund ohne große Begeisterung. Zunächst hatte ich vor, das Tier an den Hausmeister wieder weiterzugeben, aber dann winselte es und öffnete die Augen. Sie zeigten ein so hilfloses Vertrauen, daß ich es mir anders überlegte.

Manchmal bedauerte ich diesen Entschluß, wenn auch nie für lange Zeit. Ich hatte keine Ahnung, wieviel Mühe ein junger Hund verursachen kann, absichtlich oder auch nicht. Meine Reinigungs- und Reparaturrechnungen stiegen ins Ungemessene. Ich wußte nie, ob ich unbeschädigte Socken oder ein unzerkautes Exemplar des Astrophysikalischen Journals finden würde. Aber schließlich wurde Laika Stuben- und Observatoriumsrein. Sie muß der einzige Hund gewesen sein, den man jemals in die große Kuppel ließ. Sie lag dort stundenlang still im Schatten und war zufrieden, wenigstens ab und zu meine Stimme zu hören, während ich arbeitete. Die anderen Astronomen schlossen sie ebenfalls ins Herz – der alte Dr. Anderson gab ihr übrigens den Namen –, aber von Anfang an war sie mein Hund. Sie gehorchte keinem anderen Menschen. Mir allerdings auch nicht immer.

Sie war ein wunderschönes Tier – etwa zu fünfundneunzig Prozent Schäferhund. Die fehlenden fünf Prozent führten wohl dazu, daß man sie aussetzte. Ich werde immer noch wütend, wenn ich daran denke. Abgesehen von zwei dunklen Stellen über den Augen war ihr seidenweiches Fell von rauchgrauer Farbe. Wenn sie die Ohren hochstellte, sah sie unglaublich intelligent und wachsam aus. Manchmal diskutierte ich

mit meinen Kollegen über Spektraltypen und Stellarentwicklung, wobei es schwerfiel, zu glauben, daß sie dem Gespräch nicht zu folgen vermochte.

Selbst jetzt weiß ich noch nicht, warum sie sich so eng an mich anschloß, denn ich machte mir unter Menschen wenig Freunde. Wenn ich jedoch nach einer Reise ins Observatorium zurückkehrte, dann konnte sie sich vor Freude kaum fassen – sie sprang auf den Hinterbeinen umher und legte mir die Vorderpfoten auf die Schulter. Die ganze Zeit über stieß sie quietschende Freudenlaute aus, die bei einem so großen Hund ziemlich unpassend erschienen. Ich verließ sie ungern mehrere Tage hintereinander, und obwohl ich sie auf Überseereisen nicht mitnehmen konnte, begleitete sie mich auf fast allen kürzeren Fahrten. Sie war dabei, als ich nach Norden fuhr, um an jenem schicksalhaften Seminar in Berkeley teilzunehmen.

Wir wohnten bei Bekannten. Sie waren sehr höflich gewesen, schienen sich offensichtlich aber keineswegs darüber zu freuen, ein Ungeheuer ins Haus zu bekommen. Ich versicherte ihnen jedoch, daß Laika nie die geringsten Scherereien mache. Widerwillig ließ man sie im Wohnzimmer schlafen. »Heute braucht ihr keine Einbrecher zu fürchten«, sagte ich. »Die gibt es in Berkeley nicht«, erwiderten sie reichlich kühl.

Mitten in der Nacht zeigte sich, daß sie sich getäuscht hatten. Ich erwachte durch ein hysterisches, schrilles Bellen Laikas, das ich zuvor nur einmal gehört hatte – als ihr zum erstenmal eine Kuh begegnete und sie nicht wußte, was sie davon halten sollte. Fluchend schlug ich die Bettdecke zurück und stolperte im Dunkeln durch das Haus. Mein Hauptgedanke war, Laika zum Schweigen zu bringen, bevor sie meine Gastgeber aufweckte – immer vorausgesetzt, daß es nicht längst zu spät war. Ein Eindringling hätte sich inzwischen längst aus dem Staub gemacht. Jedenfalls hoffte ich das.

Einen Augenblick stand ich neben dem Schalter oben an der Treppe. Dann knurrte ich: »Halt den Mund, Laika!« und knipste das Licht an.

Sie kratzte verzweifelt an der Tür und ließ von Zeit zu Zeit dieses hysterische Bellen hören. »Du brauchst doch kein solches Theater zu machen, wenn du hinaus willst«, sagte ich grimmig. Ich ging die Treppe hinunter, schob den Riegel zurück, und Laika sauste wie eine Rakete in die Nacht hinaus.

Es war sehr still. Der sinkende Mond versuchte den Nebel San Franziskos zu durchdringen. Ich stand im leuchtenden Dunst, sah über das Wasser zu den Lichtern der Stadt hinüber und wartete darauf, daß Laika zurückkam, um ihr gehörig die Meinung zu sagen. Ich wartete immer noch, als zum zweitenmal im zwanzigsten Jahrhundert die San-Andreas-Verwerfung aus ihrem Schlaf erwachte.

Seltsamerweise hatte ich keine Angst – zunächst. Ich kann mich erinnern, daß zwei Gedanken durch mein Gehirn zuckten, kurz bevor ich die Gefahr erkannte. Die Geophysiker hätten uns doch warnen müssen, dachte ich. Und dann ertappte ich mich bei der Überlegung: Ich hätte nie gedacht, daß Erdbeben solchen Lärm machen!

Erst dann begriff ich, daß es sich um kein gewöhnliches Beben handelte. Was nachher geschah, möchte ich am liebsten vergessen. Das Rote Kreuz schaffte mich erst am nächsten Vormittag weg, weil ich mich weigerte, Laika allein zu lassen. Als ich das zertrümmerte Haus betrachtete, in dem die Leichen meiner Freunde lagen, wußte ich, daß ich ihr mein Leben verdankte, aber den Hubschrauberpiloten konnte man das nicht verständlich machen. Ich nehme es ihnen auch nicht übel, daß sie mich für übergeschnappt hielten, für wahnsinnig, wie viele andere Menschen, die sie inmitten der brennenden Ruinen hatten herumirren sehen.

Danach waren wir höchstens ein paar Stunden voneinander getrennt. Man sagte mir – und ich glaube das durchaus –, daß ich mich immer weniger für menschliche

Gesellschaft interessierte, ohne ein Menschenfeind zu werden. Die Sterne und Laika genügten mir vollauf. Wir machten lange Spaziergänge im Gebirge. Es war die schönste Zeit meines Lebens. Aber ich wußte, wenn es Laika auch verborgen blieb, wie bald sie zu Ende sein würde.

Wir hatten den Umzug seit über zehn Jahren geplant. Schon in den sechziger Jahren war man sich klar darüber, daß die Erde nicht der richtige Platz für ein astronomisches Observatorium ist. Selbst die kleinen, ferngesteuerten Instrumente auf dem Mond hatten weit mehr geleistet als die größten Teleskope, die Dunst und Nebel der Erdatmosphäre durchdringen mußten. Die Geschichte von Mount Wilson, Palomar, Greenwich und der anderen großen Namen ging zu Ende. Man würde sie noch für Ausbildungszwecke verwenden, aber die Forschung hatte sich in den Weltraum zu begeben.

Ich mußte mit. Tatsächlich war mir bereits der Posten eines stellvertretenden Direktors des Observatoriums auf der Mondrückseite angeboten worden. Ich durfte hoffen, Probleme binnen weniger Monate zu lösen, an denen ich Jahre gearbeitet hatte. Jenseits der Atmosphäre würde ich einem Blinden gleichen, dem plötzlich das Augenlicht gegeben wird.

Es war natürlich völlig ausgeschlossen, daß ich Laika mitnahm. Die einzigen Tiere auf dem Mond waren Versuchstiere. Es mochte noch eine Generation vergehen, bis Haustiere zugelassen wurden, und selbst dann würde es ein Vermögen kosten, sie mit hinaufzunehmen – und dort am Leben zu erhalten. Laika täglich mit ihren zwei Pfund Fleisch zu versorgen, würde, wie ich errechnet hatte, ein Mehrfaches meines ordentlichen Gehaltes verschlingen.

Die Sache war einfach und unkompliziert. Ich konnte auf der Erde bleiben und meine Laufbahn aufgeben. Oder ich konnte zum Mond fliegen – und Laika aufgeben.

Schließlich war sie nur eine Hündin. In zehn oder zwölf Jahren würde sie tot sein, während ich zu diesem Zeitpunkt den Gipfelpunkt meiner Fähigkeiten erreichen mußte. Kein geistig gesunder Mensch dürfte in einer solchen Lage zögern, aber ich tat es, und wenn man den Grund jetzt noch nicht begreift, sind alle weiteren Worte umsonst.

Am Ende ließ ich die Sache einfach laufen. Bis zur Woche des Abflugs machte ich keinerlei Pläne für Laika. Als Dr. Anderson sich anbot, für sie zu sorgen, nahm ich wie in Betäubung an und fand kaum ein Wort des Dankes. Der alte Physiker und seine Frau harten Laika von Anfang an sehr gern gehabt, und ich fürchte, daß sie mich für gleichgültig und herzlos hielten – obwohl das Gegenteil zutraf. Wir machten zum letztenmal einen langen Spaziergang, dann lieferte ich sie bei den Andersons ab und sah sie nie wieder.

Der Start verzögerte sich um beinahe vierundzwanzig Stunden, bis ein großer Magnetsturm abgeflaut war; die Van-Allen-Gürtel waren trotzdem immer noch so aktiv, daß wir durch die Nordpolarlücke aufsteigen mußten. Der Flug nahm uns sehr mit; abgesehen von den üblichen Unannehmlichkeiten mit der Schwerelosigkeit waren wir alle von den Antistrahlungs-Medikamenten wie betrunken. Das Schiff stand bereits über der Mondrückseite, bevor ich mich einigermaßen für meine Umwelt interessierte. Deshalb entging mir auch der Anblick der unter dem Horizont versinkenden Erde. Aber das tat mir nicht leid. Ich wünschte keine Erinnerungen und gedachte mich nur mit der Zukunft zu beschäftigen. Aber ich wurde ein seltsames Schuldgefühl nicht los. Ich hatte ein Wesen verlassen, das mich liebte und mir vertraute, also war ich auch nicht besser als jene Leute, die Laika als winziges Wollknäuel an der staubigen Straße zum Palomar ausgesetzt hatten.

Die Nachricht, daß sie tot war, erreichte mich einen Monat später. Es gab keinen ersichtlichen Grund dafür; Andersons hatten ihr Bestes getan und waren sehr bedrückt. Anscheinend erlahmte einfach Laikas Interesse am Leben. Eine Weile ging es mir genauso, aber Arbeit ist großartige Medizin, und meine Aufgabe begann ja erst. Obwohl ich Laika nicht vergaß, schmerzte doch die Erinnerung schon nach kurzer Zeit nicht mehr.

Warum suchte sie mich also fünf Jahre danach wieder heim, auf der Rückseite des Mondes? Ich zergrübelte meinen Kopf, um auf den Grund zu kommen, als das Metallgebäude wie unter einem schweren Schlag erzitterte. Ich reagierte ohne nachzudenken und klappte den Helm meines Rettungsanzuges zu, als die Fundamente barsten und die Wand auseinanderriß. Weil ich automatisch Großalarm ausgelöst hatte, verloren wir nur zwei Mann, obwohl dieses Beben – das schlimmste, das man je auf der Rückseite registriert hatte – alle drei Druckkuppeln des Observatoriums vernichtete.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich nicht an übernatürliche Dinge glaube. Alles Vorgefallene läßt sich logisch erklären, wie jeder Mensch, der ein wenig von Psychologie versteht, weiß. Beim zweiten San-Francisco-Erdbeben war Laika nicht der einzige Hund, der die kommende Katastrophe ahnte. Und auf der Mondrückseite mußten mir meine eigenen Erinnerungen jenes verstärkte Gefühl der Wachsamkeit verliehen haben, das mein nie ruhendes Unterbewußtsein die ersten schwachen Vibrationen entdecken ließ.

Der menschliche Verstand benützt oft seltsam verschlungene Wege. Er wußte, daß mich dieses Signal der Gefahr gegenüber am schnellsten hellhörig machen mußte. Mehr ist nicht daran. Obwohl man in gewisser Beziehung sagen könnte, daß mich Laika beide Male weckte, handelt es sich hier nicht um ein Geheimnis, nicht um eine wunderbare Warnung über die Kluft hinweg, die weder Mensch noch Hund zu überbrücken vermögen.

Dessen bin ich mir sicher wie nur irgendeiner Wahrheit. Aber manchmal werde ich jetzt in der Stille des Mondes wach und wünsche mir, der Traum hätte ein paar Sekunden länger dauern mögen – damit mir noch einmal vergönnt gewesen wäre, in diese leuchtenden braunen Augen zu sehen, aus denen eine unegoistische, bedingungslose Liebe sprach, wie ich sie weder auf dieser noch auf einer anderen Welt jemals wieder gefunden habe.

DIE SIRENENGÖTTIN

»Verbrechen gibt es auf dem Mars kaum«, sagte Kriminalinspektor Rawlings ein wenig traurig. »Das ist überhaupt der Grund, warum ich zum Yard zurück will. Wenn ich noch länger bliebe, käme ich ganz aus der Übung.«

Wir saßen im großen Aussichtsraum des Phobos-Raumflughafens und starrten auf die schroffen, sonnenüberfluteten Zacken des winzigen Marsmondes hinaus. Die Fährrakete, die uns vom Mars heraufgebracht hatte, war vor zehn Minuten abgeflogen und setzte jetzt zum langen Fall auf den ockergetönten Globus an, der vor den Sternen schwebte. In einer halben Stunde würden wir das Raumschiff in Richtung Erde besteigen – um auf eine Welt zurückzukehren, die die meisten Passagiere noch nie betreten hatten, obwohl sie noch immer ›Heimat‹ für sie war.

»Abgesehen davon gibt es ab und zu schon einen Fall, der Vergnügen macht«, fuhr der Inspektor fort. »Sie sind Kunsthändler, Mr. Maccar. Sie haben doch sicher von der Sache gehört, die sich vor ein, zwei Monaten in Meridian City abspielte.«

»Ich glaube nicht«, erwiderte der dicke, kleine Mann, der mir eigentlich wie einer der vielen Touristen vorgekommen war. Vermutlich hatte der Inspektor die Passagierliste längst durchgesehen; ich fragte mich, wieviel er über mich wußte, und versuchte mir zu versichern, daß mein Gewissen – nun, ziemlich rein war. Schließlich schmuggelt doch jeder etwas durch den Marszoll.

»Man hat das Ganze geheimgehalten«, sagte der Inspektor, »aber auf die Dauer wird alles bekannt. Es war also so: ein Juwelendieb von der Erde versuchte den größten Schatz des Meridian-Museums zu stehlen – die Sirenengöttin.«

»Aber das ist doch absurd!« wandte ich ein. »Der Wert läßt sich natürlich nicht abschätzen – aber es handelt sich doch nur um einen Klumpen Sandstein. Die Göttin läßt sich nicht verkaufen – ebensogut könnte man gleich die Mona Lisa stehlen!«

Der Inspektor lächelte wehmütig. »Das ist ja auch schon vorgekommen«, sagte er. »Vielleicht aus demselben Motiv. Es gibt Sammler, die für ein solches Werk ein Vermögen geben würden, auch wenn sie es nur ganz allein ansehen könnten. Meinen Sie nicht, Mr. Maccar?«

»Das ist völlig richtig. In meinem Beruf begegnet man allen möglichen Verrückten.«

»Tja, dieser Bursche – er heißt Danny Weaver – muß von solchen Leuten sehr gut bezahlt worden sein. Und ohne geradezu unwahrscheinliches Pech hätte er es sehr wahrscheinlich sogar geschafft.«

Die Lautsprecheranlage des Raumflughafens bat für eine weitere Verzögerung infolge abschließender Treibstoffprüfungen um Entschuldigung und rief Passagiere auf, die sich bei der Auskunft melden sollten. Während wir auf das Ende der Durchsage warteten, überdachte ich das Wenige, was ich über die Sirenengöttin gehört hatte. Obwohl ich das Original nie gesehen hatte, befand sich wie bei den meisten anderen heimkehrenden Touristen eine Nachbildung in meinem Gepäck. Sie trug eine Bescheinigung des Marsbüros für Antiquitäten mit der Garantie, daß diese ›Nachbildung in voller Größe eine genaue Kopie der sogenannten Sirenengöttin ist, die von der Dritten Expedition A.D. 2012 – A.M. 23 – im Mare sirenium gefunden wurde‹.

Für eine so winzige Skulptur sind erstaunlich viele Kontroversen darüber entbrannt; sie ist zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimeter hoch – kein Mensch würde zweimal hinsehen, wenn sie in einem Muicum der Erde ausgestellt wäre. Der Kopf einer jungen Frau mit orientalischen Zügen, verlängerten Ohrläppchen, stark gelocktem, eng am Kopf anliegendem Haar und halbgeöffneten Lippen, die Freude oder Überraschung darstellen sollen – das ist alles. Aber ihre Rätselhaftigkeit ließ Hunderte von religiösen

Sekten entstehen und raubte einer ganzen Anzahl von Archäologen den Verstand. Ein durch und durch menschlicher Kopf hat kein Recht, auf dem Mars gefunden zu werden, dessen einzige intelligente Bewohner Schalentiere sind – »gebildete Hummer«, wie die Zeitungen sie gerne nannten. Die Ureinwohner des Mars kamen nie bis zur Entwicklung von Raumfahrzeugen, außerdem ging ihre Zivilisation unter, bevor die ersten Menschen auf der Erde erschienen. Kein Wunder, daß die Göttin als größtes Geheimnis im ganzen Sonnensystem galt. Solange ich lebe, wird man die Antwort wohl nicht finden – wenn überhaupt jemals.

»Dannys Plan war von grandioser Einfachheit«, erklärte der Inspektor. »Wir wissen ja, wie tot eine Marsstadt am Sonntag ist, wenn alles geschlossen ist und die Kolonisten zu Hause sitzen, um die Fernsehsendungen der Erde anzusehen. Danny verließ sich genau darauf, als er sich am späten Freitagnachmittag in einem Hotel in Meridian West einmietete. Er hatte den Samstag für die Erkundung im Museum, einen ungestörten Sonntag für die Arbeit selbst vorgesehen, und am Montagmorgen gedächte er als normaler Tourist die Stadt zu verlassen...

Am Samstag schlenderte er früh durch den kleinen Park und betrat Meridian Ost, wo das Museum steht. Falls Sie es nicht wissen sollten, die Stadt bezieht ihren Namen aus der Tatsache, daß sie sich genau auf der Länge einhundertachtzig Grad befindet; im Park steht ein großer Steinblock, auf dem die Meridianlinie eingraviert ist, damit sich die Besucher auf zwei Halbkugeln zugleich stehend fotografieren lassen können. Seltsam, wie leicht manche Leute zufriedenzustellen sind.

Danny verbrachte den Tag mit einer Besichtigung des Museums, wie jeder andere Tourist auch, der sein Geld abarbeiten will. Aber er ging nicht, als das Museum geschlossen wurde. Er versteckte sich in einer dem Publikum nicht zugänglichen Galerie, wo das Museum eine Spätkanzlei-Nachbildung errichten wollte, wegen Geldmangel die Arbeiten aber einstellen mußte. Er blieb dort bis Mitternacht, für den Fall, daß begeisterte Wissenschaftler sich noch irgendwo im Gebäude aufhielten. Dann schlüpfte er heraus und machte sich an die Arbeit.«

»Einen Augenblick mal«, unterbrach ich ihn. »Was war mit dem Nachtwächter?«

Der Inspektor lachte. »Mein lieber Freund! Solchen Luxus gibt es auf dem Mars nicht. Nicht einmal Alarmanlagen sind vorhanden, denn wer macht sich schon die Mühe, Sandsteinklumpen zu stehlen? Gewiß, die Göttin stand in einer versiegelten Vitrine aus Metall und Glas, um nicht irgendeinen Souvenirjäger zu veranlassen, daß er sie einfach mitnahm. Aber selbst, wenn jemand sie stahl, konnte sich der Dieb nirgends verbergen. Sobald man die Statue vermißte, würde natürlich alles durchsucht werden.«

Das stimmte. Ich hatte Maßstäbe der Erde angelegt, ohne daran zu denken, daß jede Stadt auf dem Mars unter dem Kraftfeld, das sie vor dem eisigen Beinahe-Vakuum schützt, eine eigene abgeschlossene Welt ist. Jenseits der elektronischen Abschirmung liegt die feindselige Leere des Mars, wo man ohne Schutz binnen Sekunden zugrunde geht. Das erleichtert die Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung ungemein; kein Wunder, daß es auf dem Mars so wenig Verbrechen gibt, .

»Danny hatte wunderbare Werkzeuge. Das wichtigste Stück war eine Mikrosäge, nicht größer als ein Lötkolben; sie verfügte über ein hauchdünnes Sägeblatt, das eine Million Umdrehungen pro Sekunde ausführt – von einem Ultraschallsender angetrieben. Durch Glas und Metall glitt sie wie durch Butter – wobei sie nur eine haarfeine Schnittspur hinterließ. Das war für Danny sehr wichtig, weil er keine Spuren seiner Bemühungen zurücklassen durfte. Sie können sich wohl vorstellen, was er vorhatte. Er wollte durch die Unterseite der Vitrine schneiden und die echte Göttin durch eine der Souvenir-Nachbildungen ersetzen. Bis ein neugieriger Experte die Wahrheit entdeckte,

könnten Jahre vergehen. Längst wäre das Original als Kopie seiner selbst mit amtlicher Garantie zur Erde gebracht worden. Raffiniert, was?

Es muß ziemlich unheimlich gewesen sein, in der dunkeln Galerie mit den Millionen Jahre alten Skulpturen und unerklärbaren Artefakten zu arbeiten. Ein Museum auf der Erde bei Nacht ist schlimm genug, aber es bleibt wenigstens – nun, menschlich. Die Galerie Drei, wo die Göttin ausgestellt ist, wirkt besonders bedrückend. Sie ist voll von Halbreiefs, die unglaubliche Tiere im Kampf miteinander zeigen. Sie sehen aus wie gigantische Käfer, und die meisten Paläontologen bestreiten rundweg, daß es sie je gegeben haben könne. Aber der Phantasie entsprungen oder nicht, sie gehörten dieser Welt an. Sie störten Danny nicht so sehr wie die Göttin, die ihn über Äonen hinweg anstarrte und ihn herausforderte, ihr Dasein zu erklären. Sie jagte ihm eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken. Woher ich das weiß? Er hat es mir selbst erzählt.

Danny machte sich so sorgfältig an die Arbeit wie ein Diamantenschleifer. Er brauchte fast die ganze Nacht dazu, die Falltür herauszuschneiden; der Morgen dämmerte schon, als er die Sage beiseite legte. Es gab noch allerhand zu tun, aber das Schlimmste war überstanden. Die Nachbildung in die Vitrine zu stellen, sie mit den klugerweise mitgebrachten Fotos zu vergleichen und alle Spuren zu verwischen, mochte fast den ganzen Sonntag erfordern, aber das machte ihm kein Kopfzerbrechen. Er hatte noch vierundzwanzig Stunden Zeit, und dachte sich Montagvormittag zu den ersten Besuchern zu gesellen und dann mit ihnen unauffällig das Museum zu verlassen.

Wer beschreibt daher sein Entsetzen, als um halb neun Uhr die großen Eingangstore lärmend entriegelt wurden und das Museumspersonal – sechs Mann im ganzen – zu öffnen begann. Danny raste zum Notausgang und ließ alles zurück – Werkzeuge, Göttin, alles. Er erschrak ein zweites Mal, als er auf der Straße stand. Von Rechts wegen mußte sie wie alle anderen völlig verlassen daliegen, da alle Leute zu Hause die Sonntagszeitung zu lesen hatten. Aber hier liefen die Einwohner von Meridian Ost herum, auf dem Weg zur Fabrik oder zum Büro, wie an irgendeinem beliebigen Wochentag.

Als der arme Danny ins Hotel zurückkam, erwarteten wir ihn bereits. Wir bildeten uns nicht viel darauf ein, erraten zu haben, daß nur ein Besucher von der Erde – ein Neuling noch dazu – übersehen haben konnte, worauf sich Meridian Citys Ruhm in erster Linie stützt. Ich nehme an, daß Sie Bescheid wissen.«

»Ich nicht, offen gestanden«, erwiderte ich. »In sechs Wochen sieht man vom Mars nicht allzuviel, und westlich der Großen Syrte bin ich überhaupt nicht gewesen.«

»Nun, es ist lächerlich einfach, aber wir sollten Danny nicht zu streng verurteilen. Selbst die Ansässigen gehen manchmal noch in diese Falle. Auf der Erde, wo wir das Problem in den Pazifik werfen konnten, kümmert es uns nicht. Aber Mars ist natürlich ausschließlich trockenes Land, und das heißt, daß auf der Internationalen Datumslinie tatsächlich jemand wohnen muß, wenn nicht alles täuscht...

Danny hatte sich von Meridian West aus vorgearbeitet, verstehen Sie? Dort drüben war tatsächlich Sonntag – und zwar auch noch, als wir ihn im Hotel empfingen. Aber in Meridian Ost, einen Kilometer entfernt, war erst Samstag. Der kleine Spaziergang durch den Park hatte diesen Unterschied bewirkt. Ich sagte doch, daß Danny großes Pech hatte.«

Eine Weile herrschte mitfühlendes Schwelgen, dann fragte ich: »Wieviel hat er bekommen?«

»Drei Jahre«, sagte Inspektor Rawlings.

»Das ist aber nicht schlimm.«

»Marsjahre, also beinahe sechs Erdenjahre. Und eine hohe Geldstrafe, die durch einen seltsamen Zufall genau dem Rückgabewert seiner Flugkarte zur Erde entsprach. Er sitzt natürlich nicht im Gefängnis; diese Art von unproduktivem Luxus kann man sich hier nicht leisten. Danny muß, unter diskreter Überwachung, seinen Lebensunterhalt verdienen. Ich habe Ihnen erzählt, daß sich das Meridian-Museum keinen Nachtwächter leisten konnte. Jetzt hat es einen. Raten Sie mal, wen.«

»Alle Passagiere in zehn Minuten an Bord! Bitte holen Sie Ihr Handgepäck ab!« befahl der Lautsprecher.

Als wir auf die Luftschleuse zugingen, konnte ich mir eine weitere Frage nicht verkneifen.

»Was ist mit den Leuten, die Danny angestiftet haben? Da muß doch allerhand Geld dahinterstecken. Haben Sie die Hintermänner erwischt?«

»Noch nicht. Die Spuren sind säuberlich verwischt, und Danny sagte wohl die Wahrheit, als er erklärte, uns keine Hinweise geben zu können. Immerhin, das geht mich nichts an. Ich trete wieder meine alte Stellung im Yard an. Aber ein Polizist hält die Augen immer offen – genau wie ein Kunsthändler, nicht wahr, Mr. Maccar? He, Sie sehen ja ganz gelb aus. Nehmen Sie doch einen von meinen Raumkrankheits-Drops.«

»Nein, danke«, erwiderte Mr. Maccar. »Ich fühle mich ganz gut.« Sein Ton war ausgesprochen unfreundlich. Die Atmosphäre schien in den letzten Minuten auf Null abgekühlt zu sein. Ich sah Mr. Maccar an, dann den Inspektor. Und plötzlich wurde mir klar, daß wir einen sehr interessanten Flug vor uns hatten.

DAS ENTSCHEIDUNGSSPIEL

Eigentlich müßte ein anderer diese Geschichte erzählen – jemand, der die kofnische Art von Fußball versteht, wie sie in Südamerika gespielt wird. Wir zu Hause in Idaho packen den eiförmigen Ball und rennen weg damit. In der kleinen, aber wohlhabenden Republik, die ich Perivia nennen will, stößt man einen runden Ball mit den Füßen herum. Und das ist noch gar nichts gegen das, was sie mit dem Schiedsrichter anstellen.

Hasta La Vista, die Hauptstadt Perivias, ist eine schöne, moderne Stadt hoch oben in den Anden, beinahe drei Kilometer über dem Meeresspiegel. Besonders stolz ist man dort auf das großartige Fußballstadion, das hunderttausend Zuschauer faßt. Trotzdem kann es aber kaum alle Begeisterten aufnehmen, wenn ein wirklich wichtiges Spiel ausgetragen wird – wie zum Beispiel das jährlich einmal stattfindende Match mit der Nachbarrepublik Panapura.

Als ich nach diversen betrüblichen Abenteuern in den weniger demokratisch gesinnten Gegenden Südamerikas nach Perivia kam, erfuhr ich schon zu Anfang, daß das letzte Spiel wegen der schurkischen Bestechlichkeit des Schiedsrichters verlorengegangen sei. Er hatte, wie es schien, die meisten Spieler der einheimischen Mannschaft benachteiligt, ein Tor annulliert und im allgemeinen dafür gesorgt, daß die bessere Mannschaft nicht gewinnen konnte. Diese Kritik erinnerte mich an zu Hause, aber ich besann mich rechtzeitig, und meinte nur: »Sie hätten ihm mehr Geld geben müssen.«

»Das haben wir ja getan«, war die bittere Antwort, »aber die Panaguraner erwischten ihn nachher.«

»Peinlich«, erwiderte ich. »Heutzutage ist es schwer, einen ehrlichen Mann zu finden, der sich kaufen läßt und gekauft bleibt.« Der Zollinspektor, der mir eben den letzten Hundertdollarschein abgenommen hatte, besaß die Grazie, unter seinem Stoppelbart zu erröten, als er mich über die Grenze winkte.

Die nächsten Wochen waren schwierig, was aber nicht der einzige Grund ist, warum ich nicht darüber sprechen will. Schließlich war ich endlich wieder im Landwirtschaftsmaschinen-Geschäft, obgleich keines von den Geräten, die ich importierte, je in die Nähe einer Farm kam und es jetzt weit mehr als hundert Dollar pro Gelegenheit kostete, sie über die Grenze zu bringen, ohne daß ein Neugieriger die Kisten untersuchte. Das letzte, worum ich mich zu kümmern Zeit gehabt hätte, war Fußball. Ich wußte, daß meine teuren Importe bald benützt werden sollten, und gedachte dafür zu sorgen, daß meine Gewinne mit mir zusammen das Land verließen.

Trotzdem konnte ich die Aufregung nicht einfach ignorieren, als der Tag für das Rückspiel näher rückte. Immerhin störte sie das Geschäft. Ich erschien zu einer unter großen Schwierigkeiten und Kosten veranlaßten Besprechung in einem sicheren Hotel oder im Haus eines verlässlichen Anhängers, und dann sprach man die Hälfte der Zeit über Fußball. Es war nervenaufreibend. Ich begann mich zu fragen, ob die Perivianer ihre Politik auch nur halb so ernst nahmen wie den Sport. »Meine Herren!« pflegte ich zu protestieren. »Unsere nächste Ladung von Drehbohrern wird morgen gelöscht, und wenn wir die Genehmigung vom Landwirtschaftsminister nicht erhalten, wird jemand die Kisten öffnen und...«

»Machen Sie sich keine Sorgen, mein Junge«, erwiderte General Sierra oder Colonel Pedro leichthin, »das ist erledigt. Überlassen Sie alles der Armee.«

Ich kannte die Risiken zu gut, um zurückzufragen. »Welcher Armee?«, und die nächsten zehn Minuten mußte ich zuhören, während man sich über Fußballtaktik und die beste Methode, mit widerspenstigen Schiedsrichtern umzugehen, stritt. Ich hätte

mir nie träumen lassen – und dasselbe gilt wohl auch für alle anderen Leute –, daß dieses Thema mit unserem speziellen Problem eng zusammenhing.

Seit damals hatte ich Muße, zu bedenken, was tatsächlich vorgegangen war, denn damals herrschte große Verwirrung. Die Hauptfigur in diesem unwahrscheinlichen Drama war unzweifelhaft Don Hernando Dias – Millionär, Playboy, Fußballfan, wissenschaftlicher Dilettant, und, wovon ich völlig überzeugt bin, künftiger Präsident Perivias. Seine Vorliebe für Rennwagen und Hollywoodschönheiten, die ihn zu einem der bestbekannten Exporte seines Landes gemacht haben, veranlaßt die Leute zu der Meinung, das Etikett ›Playboy‹ beschreibe Don Hernando vollauf. Nichts, aber auch gar nichts könnte von der Wahrheit weiter entfernt sein.

Ich wußte, daß Don Hernando zu uns gehörte, aber gleichzeitig war er auch ein bevorzugter Gast Präsident Ruiz', der ihn in eine mächtige, aber gefährvolle Stellung berief. Natürlich war ich ihm nie begegnet; aber er mußte sich seine Freunde vorsichtig aussuchen, und es gab wenige Leute, die Wert darauf legten, mit mir bekannt zu werden, wenn es nicht gerade sein mußte. Sein Interesse an der Wissenschaft entdeckte ich erst viel später. Anscheinend besitzt er ein Privat-Observatorium, das in klaren Nächten häufig benutzt wird, wenngleich das Gerücht behauptet, es diene nicht ausschließlich astronomischen Zwecken.

Don Hernando muß allen Charme, alle Überredungskunst aufgewandt haben, den Präsidenten dazu zu überreden; wenn der alte Knabe nicht auch Fußballfan gewesen wäre und wie jeder patriotische Perivianer unter der Niederlage des vergangenen Jahres gelitten hätte, wäre er nie einverstanden gewesen. Aber die überwältigende Originalität des Plans muß ihm zugesagt haben, wenn er auch nicht allzu glücklich darüber war, die Hälfte seiner Truppen für fast einen ganzen Wachmittag lahmzulegen. Don Hernando wird ihn aber sicher daran erinnert haben, daß es keine bessere Möglichkeit gab, sich der Treue der Armee zu versichern, als ihr fünfzigtausend Plätze für das Spiel des Jahres zu überlassen.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts, als ich an jenem denkwürdigen Tag meinen Platz im Stadion einnahm. Wenn Sie vermuten, daß ich keineswegs auf eigenen Wunsch dort erschienen war, haben Sie recht. Aber Colonel Pedro hatte mir eine Karte gegeben, und es konnte sehr ungesund sein, ihn zu verletzen. Da hockte ich also unter der glühenden Sonne, wedelte mir mit dem Programmheft Luft zu und lauschte dem Kommentar aus meinem Taschenradio, während wir auf den Anstoß warteten.

Das Stadion war überfüllt, das große Oval ein Meer von Gesichtern. Der Einlaß der Zuschauer hatte eine geringe Verzögerung erfahren; die Polizei strengte sich zwar ungeheuerlich an, aber es braucht seine Zeit, hunderttausend Personen nach verborgenen Schußwaffen zu durchsuchen. Die Gastmannschaft hatte zur großen Entrüstung der Ortsansässigen darauf bestanden. Die Proteste erstarben jedoch sehr schnell, als sich an den Einlaßstellen die Pistolen häuften.

Man konnte ohne hinzusehen wissen, wann der Schiedsrichter in seinem kugelsicheren Cadillac hereinfuhr. Sein Weg ließ sich am Buhen der Menge verfolgen. »Man sollte doch den Schiedsrichter auswechseln, wenn er auf so einhellige Ablehnung stößt«, sagte ich zu meinem Nachbarn, einem jungen Leutnant von so wenigen Dienstjahren, daß er sich ohne Gefährdung mit mir sehen lassen durfte.

Er zuckte resigniert die Achseln. »Die Besucher haben das Recht zur Wahl. Sie können nichts dagegen tun.«

»Dann müßtet ihr aber doch wenigstens die Spiele gewinnen, die in Panagura ausgetragen werden.«

»Richtig«, sagte er. »Das letztmal waren wir aber zu selbstsicher. Wir spielten so schlecht, daß uns nicht einmal unser Schiedsrichter retten konnte.«

Mir fiel es schwer, für eine der beiden Seiten Mitgefühl aufzubringen, und so setzte ich mich bequem zurecht, um zwei Stunden lärmender Langeweile über mich ergehen zu lassen. Selten habe ich mich so getäuscht.

Zugegeben, es dauerte eine Weile, bis das Spiel begann. Zuerst spielte eine schwitzende Kapelle die beiden Nationalhymnen, dann wurden die Spieler El Presidente und seiner Frau vorgestellt, dann segnete der Kardinal alle Anwesenden, dann gab es eine Pause, weil die beiden Mannschaftskapitäne über Größe und Form des Balles einen schwer verständlichen Disput austrugen. Ich verbrachte die Wartezeit damit, mein Programmheft zu lesen, ein teures und herrliches Produkt, das mir der Leutnant gegeben hatte. Es war von der Größe einer Zeitschrift, auf Glanzpapier gedruckt, reich bebildert und sah aus, als sei es in Silber gebunden. Die Herausgeber würden ihre Kosten dabei wohl kaum hereinbekommen, aber hier handelte es sich offensichtlich mehr um eine Frage des Prestiges als der Wirtschaftlichkeit. Auf jeden Fall gab es eine eindrucksvolle Liste von Abonnenten, angeführt vom Präsidenten, für diese »Sonder-Sieg-Souvenir«-Ausgabe. Die meisten meiner Freunde standen auf der Liste, und ich bemerkte amüsiert, daß die Rechnung für die Verteilung von fünfzigtausend kostenlosen Exemplaren an »unsere tapferen Soldaten« von Don Hernando beglichen worden war. Diese Sucht nach Popularität kam mir ein wenig naiv vor. Ich bezweifelte, ob der gute Wille diese beträchtlichen Kosten wettmachte. Auch die Einfügung der Floskel »Sieg« kam mir ein wenig voreilig, um nicht zu sagen, taktlos vor.

Diese Überlegungen wurden vom Aufschrei der riesigen Menschenmenge gestört, als das Spiel begann. Der Ball wurde angestoßen, aber er hatte kaum das halbe Feld im Zickzack durchrollt, als ein Perivianer im blauen Dreß einen schwarzgestreiften Panaguraner zu Boden stieß. Viel Zeit verlieren sie nicht, dachte ich. Was wird der Schiedsrichter jetzt tun? Zu meiner Überraschung tat er gar nichts, und ich fragte mich schon, ob wir ihn bei diesem Spiel als fest gekauft betrachten durften.

»War das nicht ein Foul, oder wie man das hier nennt?« sagte ich zu meinem Begleiter.

»Pfui!« erwiderte er, ohne den Blick vom Spiel zu lösen. »Über so etwas regt sich doch kein Mensch auf! Außerdem hat der rüddige Hund es gar nicht gesehen.«

Er hatte recht. Der Schiedsrichter schien mit dem Spiel kaum Schritt halten zu können. Seine Bewegungen wirkten wie gelähmt, und das machte mir Kopfzerbrechen, bis ich den Grund erriet. Haben Sie schon einmal einen Mann schnell laufen sehen, der eine kugelsichere Weste trug? Armer Teufel, dachte ich mit dem überlegenen Mitgefühl eines Gauners für den anderen, du verdienst dir dein Bestechungsgeld schwer. Mir war es schon im Sitzen zu heiß.

Während der ersten zehn Minuten war das Spiel ziemlich offen, und mehr als drei Schlägereien gab es bestimmt nicht. Die Perivianer hätten beinahe ein Tor erzielt; der Ball wurde aber so schon abgewehrt, daß man den frenetischen Applaus der Schlachtenbummler aus Panagura – die eine Sonderbewachung der Polizei und einen befestigten Teil des Stadions für sich selbst hatten – ohne Mißfallenskundgebung hinnahm. Ich war enttäuscht. Wenn man die Form des Balles geändert hätte, wäre kaum ein Unterschied zu einem Freundschaftsspiel bei uns zu Hause bemerkbar gewesen.

Tatsächlich gab es für das Rote Kreuz bis fast zum Ende der ersten Halbzeit nichts zu tun. Dann verkeilten sich drei Perivianer und zwei Panaguraner – vielleicht auch umgekehrt – so prächtig ineinander, daß nur ein Mann am Ende auf den eigenen

Beinen stand. Die Verwundeten wurden unter großem Getöse vom Schlachtfeld gekarrt, und es gab eine kurze Pause, in der Verstärkung eintraf. Das führte zur ersten großen Auseinandersetzung: Die Perivianer beschwerten sich, die Verwundeten der anderen Seite zeigten nur Schauspielertricks, um möglichst viele gesündere Reserven anrücken zu lassen. Der Schiedsrichter blieb jedoch fest, die neuen Spieler liefen ein, und der Lärm der Zuschauer war kaum zu ertragen, als das Spiel weiterging.

Die Panaguras schossen sofort ein Tor. Von meinen Nachbarn beging niemand Selbstmord, aber bei manchen schien nicht viel zu fehlen. Die neuen Kräfte hatten die Besucher offensichtlich aufgeputscht. Es sah für die Heimmannschaft ausgesprochen böse aus. Ihre Gegner spielten sich den Ball mit solcher Geschicklichkeit zu, daß die perivianische Deckung wie ein Sieb durchlöchert wurde. Bei diesem Verlauf kann es sich der Schiedsrichter leisten, ehrlich zu sein, dachte ich. Seine Leute gewinnen auf jeden Fall. Ich hatte bisher nicht bemerken können, daß er seine Partei bevorzugte.

Lange brauchte ich nicht zu warten. Eine gewaltige Energieleistung der Heimmannschaft in letzter Minute blockte einen drohenden Angriff gegen ihr Tor ab, und ein mächtiger Tritt eines der Verteidiger ließ den Ball in die andere Hälfte steigen. Bevor er den Gipfelpunkt seiner Flugbahn erreicht hatte, unterbrach der schrille Pfiff des Schiedsrichters das Spiel. Zwischen ihm und den Kapitänen gab es eine kurze Unterredung, aus der sich sofort ein Mordsdurcheinander entwickelte. Jedermann auf dem Spielfeld gestikulierte wild, und die Menge brüllte wütend auf.

»Was ist denn jetzt los?« fragte ich beschwörend.

»Der Schiedsrichter behauptet, unser Mann sei abseits gewesen.«

»Ja wieso denn? Er lag ja beinahe auf seinem eigenen Tor!«

»Pst!« sagte der Leutnant, der nicht die Energie verschwenden wollte, die zur Aufklärung meiner Unwissenheit nötig gewesen wäre. Ich lasse mir nicht gerne den Mund verbieten, aber diesmal schwieg ich und versuchte, selbst hinter des Rätsels Lösung zu kommen. Es sah so aus, als habe der Schiedsrichter den Panaguranern einen direkten Freistoß auf unser Tor zugesprochen. Mir war die Aufregung der Zuschauer verständlich.

Der Ball flog in einer wunderbaren Parabel durch die Luft, streifte den Pfosten – und knallte trotz eines pantherhaften Sprunges des Torwarts ins Netz. Ein mächtiger Aufschrei des Entsetzens stieg zum Himmel, dann trat eine Stille ein, die einem das Blut in den Adern gefrieren ließ. Es war, als sei ein riesiges Tier verwundet worden – das jetzt auf Rache sann. Trotz der von der beinahe senkrecht über uns stehenden Sonne gespendeten glühenden Hitze fröstelte mich plötzlich, als sei ein kalter Wind vorübergestreift. Nicht für den ganzen Reichtum der Inkas hätte ich jetzt mit dem Mann tauschen mögen, der unten auf dem Spielfeld in seiner kugelsicheren Weste schwitzte.

Wir waren zwei Tore im Rückstand, aber noch immer bestand Hoffnung – die erste Halbzeit war noch nicht zu Ende, und vor Spielende konnte allerhand passieren. Die Perivianer spielten jetzt mit beinahe dämonischer Kraft, wie Männer, die eine Herausforderung angenommen haben und nun zeigen wollen, daß sie ihr gerecht werden.

Der neue Geist trug sofort Früchte. Binnen weniger Minuten erzielte die Heimmannschaft ein makellostes Tor, und die Menschenmassen verloren vor Freude den Verstand. Inzwischen brüllte ich wie alle anderen auch und sagte dem Schiedsrichter Dinge, die ich – in Spanisch jedenfalls – in mir gar nicht vermutet hätte. Zwei zu eins

stand es jetzt, und hunderttausend Personen beteten und fluchten das Tor herbei, das uns gleichwertig machen würde.

Es fiel kurz vor dem Halbzeitpfiff. In einer Angelegenheit von derart ernsten Konsequenzen möchte ich absolut fair sein. Der Ball lief zu einem unserer Stürmer, dieser lief dreißig Meter, überspielte ein paar Verteidiger und Läufer und knallte den Ball säuberlich ins Tor. Er war kaum vom Netz heruntergerollt, als wieder ein schriller Pfiff ertönte.

Was denn? fragte ich mich. Das kann er doch nicht annullieren?

Er konnte. Der Ball sei angeblich mit der Hand gespielt worden.

Ich habe sehr gute Augen und bemerkte nichts davon. Ich kann also nicht einmal behaupten, daß ich den Perivianern übelnehme, was dann geschah.

Der Polizei gelang es, die Menschen vom Spielfeld fernzuhalten, obwohl die Sache für ein paar Minuten auf Spitz und Knopf stand. Die beiden Mannschaften wichen zurück und überließen das Spielfeld dem Schiedsrichter. Er fragte sich wahrscheinlich schon, wie er die Flucht aus dem Stadion bewerkstelligen mußte und beruhigte sich bei dem Gedanken, daß er sich nach diesem Spiel endgültig zur Ruhe setzen konnte.

Der hohe, schrille Trompetenton überraschte alle Zuschauer – alle bis auf die fünfzigtausend gedrillten Soldaten, die es mit wachsender Ungeduld erwartet hatten. Die ganze Arena wurde augenblicklich totenstill, so still, daß ich den Verkehr vor dem Stadion hören konnte. Ein zweites Mal tönte die Trompete – und die riesige Fläche von Gesichtern mir gegenüber verschwand in einem blendenden Feuermeer.

Ich schrie auf und bedeckte die Augen; einen furchtbaren Augenblick lang glaubte ich an Atombomben und stemmte mich nutzlos gegen die Druck- und Feuerwelle. Aber es gab keine Explosion – nur jenen zuckenden Flammenschleier, der lange Sekunden sogar durch meine geschlossenen Lider drang und dann so schnell verschwand, wie er gekommen war, als die Trompete zum dritten- und letztenmal ertönte.

Alles war wie vorher, bis auf eine Kleinigkeit. Wo der Schiedsrichter gestanden hatte, lag jetzt ein kleines, glühendes Aschenhäufchen, aus dem sich eine dünne Rauchsäule langsam in die stille Luft emporkräuselte.

Was in Gottes Namen war geschehen? Ich wandte mich an meinen Begleiter, der ebenso erschüttert war wie ich. »Madre de Dios«, hörte ich ihn murmeln, »ich wußte nicht, daß das passieren würde.« Er starrte nicht auf die kleine Begräbnisfackel unten im Spielfeld, sondern auf das wunderschöne Souvenir-Programm auf seinen Knien. Und dann begriff ich in blitzartiger Erleuchtung.

Dabei fällt es mir heute noch schwer, zu glauben, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Es war so einfach, so logisch – so unglaublich.

Haben Sie schon einmal einen Menschen geärgert, indem Sie ihn mit einem Taschenspiegel anleuchteten? Das tut wohl jedes Kind. Ich erinnere mich, einen Lehrer belästigt zu haben, wofür ich eine ordentliche Tracht Prügel bekam. Aber ich ahnte nicht, was geschehen würde, wenn fünfzigtausend gedrillte Leute das zur gleichen Zeit taten, wobei jeder einen Aluminiumfolienreflektor von einem halben Quadratmeter zur Verfügung hatte.

Ein mathematisch interessierter Freund hat sich das ausgerechnet – nicht, daß ich zusätzliche Beweise gebraucht hatte, aber ich gehe den Dingen immer gerne auf den Grund. Ich wußte bis dahin nicht, wieviel Energie eigentlich im Sonnenlicht steckt; die Leistung pro Quadratmeter einer der Sonne zugeneigten Oberfläche beträgt weit über eine Pferdestärke. Ein Großteil der auf eine Seite des gewaltigen Stadions fallenden

Hitze war auf jene winzige Stelle konzentriert worden, wo der verblichene Schiedsrichter gestanden hatte. Er muß wohl mindestens tausend Pferdestärken konzentrierter Hitze ausgesetzt worden sein. Viel kann er nicht gespürt haben.

Ich bin sicher, daß sich außer Don Hernando kein Mensch über die Folgen dieses Experiments im klaren war. Seinen gutgedrillten Fans hatte man nur erzählt, daß der Schiedsrichter geblendet werden würde und dann für den Rest des Spieles ausscheiden müßte. Aber ich weiß ebenso sicher, daß niemand Reue spürte. In Peruvia spielt man Fußball bis zur Entscheidung.

Für die Politik gilt dasselbe. Während das Spiel seinem nun klar vorhersehbaren Ende entgegenging, unter dem gütigen Blick eines verständlicherweise Widerspruch nicht wagenden Schiedsrichters, machten sich meine Freunde an die Arbeit. Als unsere siegreiche Mannschaft das Feld verlassen hatte – das Spiel endete 14:2 –, war bereits alles erledigt. Schüsse fielen kaum, und als der Präsident das Stadion verließ, teilte man ihm höflich mit, daß in der Vormittagsmaschine nach Mexiko City ein Platz für ihn belegt worden sei.

Wie sagte General Sierra zu mir, als ich dasselbe Flugzeug wie sein früherer Chef bestieg? »Wir haben die Armee das Fußballspiel gewinnen lassen, und während sie beschäftigt war, gewannen wir das Land. Also sind alle zufrieden.«

Obwohl ich aus Höflichkeit keine Zweifel äußern mochte, fand ich diese Meinung doch reichlich kurzsichtig. Mehrere Millionen Panaguraner waren äußerst unglücklich; früher oder später mußte der Tag der Rache kommen.

Lange wird er wohl nicht mehr auf sich warten lassen. Letzte Woche entfuhr einem meiner Freunde, der eine anerkannte Kapazität auf seinem Spezialgebiet ist, lieber aber unter angenommenem Namen freiberuflich arbeitet, eines seiner drückenden Probleme.

»Joe«, sagt er zu mir, »warum zum Teufel verlangt jemand von mir, daß ich eine ferngesteuerte Rakete baue, die in einen Fußball hineinpaßt?«

DER TRAUMPLANET

Ja, das ist richtig. Ich lernte Morris Perlman kennen, als ich etwa achtundzwanzig war. Damals traf ich mit Tausenden von Leuten zusammen, von Präsidenten an abwärts.

Als wir vom Saturn zurückkamen, wollte uns natürlich jeder aus der Nähe sehen, und die halbe Besatzung ging auf Vortragsreisen. Ich habe immer gern geredet – sagen Sie nur nicht, daß Ihnen das noch nicht aufgefallen ist –, aber manche meiner Kollegen meinten, sie flögen lieber zum Pluto als noch einmal neugierigen Zuhörern gegenüberzutreten. Einige taten das dann auch.

Ich hatte den Mittelwesten übernommen. Als ich Mr. Perlman zum erstenmal begegnete – kein Mensch sprach ihn anders an, ganz bestimmt nicht mit dem Vornamen –, war das in Chicago. Die Agentur buchte für mich immer in guten, aber nicht allzu luxuriösen Hotels. Das paßte mir. Ich wohnte gerne in Häusern, wo ich gehen und kommen konnte, wie es mir beliebte, ohne zwischen Doppelreihen von livrierten Lakaien Spießbruten laufen zu müssen, und wo ich anziehen konnte, wonach mir der Sinn stand, ohne als Landstreicher abgestempelt zu werden. Ich sehe, Sie lachen. Nun ja, ich war damals noch sehr jung, und inzwischen hat sich sehr viel verändert.

Das alles ist lange her, aber ich muß damals an der Universität Vorträge gehalten haben. Jedenfalls entsinne ich mich, enttäuscht gewesen zu sein, weil man mir den Raum nicht zeigen konnte, wo Fermi den ersten Atommeiler in Betrieb gesetzt hatte – es hieß, das Gebäude sei vor vierzig Jahren abgerissen worden. Nur eine Tafel bezeichnete die Stelle. Ich stand geraume Zeit davor und bedachte, was seit jenem fernen Tag im Jahr 1942 alles geschehen war. Ich war geboren worden, um ein Beispiel zu nennen, und die Atomkraft hatte mich bis zum Saturn und zurück getragen. Daran hatten Fermi und seine Kollegen wohl nicht gedacht, als sie ihre primitive Anlage aus Uran und Graphit gebaut hatten.

Ich frühstückte im Hotelrestaurant, als sich ein schmaler, älterer Mann an meinen Tisch setzte. Er nickte mir zu, hob aber überrascht die Brauen, als er mich erkannte. Natürlich hatte er die Begegnung absichtlich herbeigeführt, aber das konnte ich damals nicht wissen.

»Das freut mich aber!« sagte er. »Ich war gestern abend in Ihrem Vortrag. Wie ich Sie beneidet habe!«

Ich lachte gezwungen. Beim Frühstück bin ich nicht gerade bester Stimmung, außerdem hatte ich gelernt, vor den Sonderlingen, Langweilern und Begeisterten auf der Hut zu sein, die mich als ihre rechtmäßige Beute zu betrachten schienen. Mr. Perlman war jedoch kein Langweiler – sicherlich aber ein Enthusiast –, sogar vielleicht ein Sonderling.

Er sah aus wie ein durchschnittlicher, ziemlich wohlhabender Geschäftsmann, und ich hielt ihn für einen Hotelgast. Die Tatsache, daß er meinen Vortrag besucht hatte, war an sich nicht überraschend. Das Thema war populär, das Publikum hatte ungehinderten Zutritt, und über Presse und Funk war Reklame genug gemacht worden.

»Schon seit meiner Kindheit«, sagte mein ungebetener Tischgast, »hat mich der Saturn fasziniert. Ich weiß genau, wann und wie das Ganze anfang. Ich muß etwa zehn Jahre alt gewesen sein, als ich eines der wunderschönen Gemälde von Chesley Bonestell entdeckte, das den Planeten zeigt, wie er von seinen neun Monden aus aussehen müßte. Ich nehme an, Sie kennen diese Bilder?«

»Natürlich«, erwiderte ich. »Obwohl sie schon ein halbes Jahrhundert alt sind, hat sie noch niemand übertreffen. Wir hatten ein paar davon an Bord der ›Endeavour‹, auf dem Kursplanungstisch. Ich sah mir die Bilder oft an und verglich sie mit der Wirklichkeit.«

»Dann wissen Sie, wie mir zumute war, damals in den fünfziger Jahren. Ich saß stundenlang da und versuchte die Tatsache zu begreifen, daß dieser unglaubliche Planet mit den silbernen Ringen nicht das Traumgebilde irgendeines Künstlers war, sondern wahrhaftig existierte – eine Welt von zehnfacher Erdgröße.

Damals kam ich nicht auf den Gedanken, ich könnte diese wunderbare Erscheinung einmal mit eigenen Augen sehen. Ich hielt es für ausgemacht, daß nur die Astronomen mit ihren Riesenteleskopen solche Himmelserscheinungen zu beobachten vermochten. Aber als ich fünfzehn Jahre alt war, machte ich eine zweite Entdeckung von solcher Tragweite, daß ich kaum daran glauben konnte.«

»Und was war das?« fragte ich. Inzwischen hatte ich mich mit meinem Frühstücksgenossen abgefunden. Er kam mir recht harmlos vor, und seine kindliche Begeisterung machte ihn mir sympathisch.

»Ich fand heraus, daß jeder für ein paar Dollar und mit ein paar Wochen Arbeit ein leistungsfähiges Teleskop selbst herstellen kann. Das war eine Offenbarung. Wie Tausende anderer Jungen borgte ich mir Ingalls ›Der Bau von Amateur-Teleskopen‹ in der Bibliothek aus und machte mich an die Arbeit. Sagen Sie – haben Sie jemals selbst ein Teleskop gebaut?«

»Nein, ich bin Ingenieur, nicht Astronom. Ich wüßte nicht, wie ich das anstellen sollte.«

»Es ist unglaublich einfach, wenn man sich an die Regeln hält. Man fängt an mit zwei Glasscheiben von etwa zweieinhalb Zentimeter Dicke. Ich bekam sie für fünfzig Cents in einem Trödeladen; es handelte sich um unbrauchbare Bullaugengläser, die an den Rändern gesplittert waren. Man befestigt eine Scheibe auf einer flachen, glatten Oberfläche – ich benützte ein altes, aufrechtstehendes Faß.

Dann muß man sich verschiedene Sorten Schmirgelpulver kaufen, von grobkörnigem, rauhem bis zum feinsten, das hergestellt wird. Man bringt eine Messerspitze des grobkörnigsten Pulvers zwischen die beiden Scheiben und reibt die obere mit regelmäßigen Bewegungen hin und her. Dabei geht man langsam im Kreis um die Scheibe herum.

Sie verstehen, was dabei passiert? Die obere Scheibe wird durch das Schmirgelpulver ausgehöhlt, wodurch eine konkave, sphärische Oberfläche entsteht. Von Zeit zu Zeit muß man feineres Pulver verwenden, und einige einfache optische Prüfungen anstellen, um sich zu vergewissern, daß die Wölbung stimmt.

Später läßt man das Pulver weg und nimmt Polierrot, bis man endlich eine glatte, polierte Oberfläche vor sich hat, von der man gar nicht glauben kann, daß sie der eigenen Geschicklichkeit zu verdanken ist. Dann bleibt nur noch eine Aufgabe, die es aber in sich hat. Man muß den Spiegel versilbern und ihn in einen guten Reflektor verwandeln. Dazu braucht man Chemikalien, die es in jeder Apotheke zu kaufen gibt. Natürlich muß man sich streng an die Anweisungen halten.

Ich erinnere mich noch, mit welchem Stolz ich zusah, als der Silberfilm sich wie durch Zauberei auf meinem kleinen Spiegel ausbreitete. Perfekt war das natürlich nicht, aber es genügte vollauf, und ich hätte den Reflektor nicht für alle Geräte auf dem Mount Palomar hergegeben.

Ich befestigte ihn an einem Ende eines Holzbretts; ein Teleskoprohr war nicht nötig, obwohl ich den Reflektor mit Pappe umkleidete, um Störlicht auszuschalten. Als Okular benützte ich eine kleine Lupe, die ich für ein paar Cents in einem Kaufhaus erstanden hatte. Insgesamt kann das Teleskop nicht mehr als fünf Dollar gekostet haben – obwohl das für mich damals sehr viel Geld war.

Wir wohnten in einem heruntergekommenen Hotel in der Third Avenue, das meiner Familie gehörte. Als ich das Teleskop zusammengebaut hatte, stieg ich aufs Dach und probierte es aus, mitten unter dem Wald von Fernsehantennen, der damals auf jedem Haus sproß. Ich brauchte eine Weile, bis ich Okular und Spiegel richtig eingestellt hatte, aber Fehler waren mir nicht unterlaufen, und das Gerät funktionierte. Als optisches Instrument war es lächerlich, aber es vergrößerte mindestens fünfzigfach, und ich konnte kaum die Nacht erwarten, um den ersten Blick auf die Sterne zu werfen.

Ich hatte im Sternalmanach nachgesehen und wußte, daß der Saturn nach dem Sonnenuntergang hoch im Osten stand. Sobald es dunkel geworden war, stand ich wieder auf dem Dach mit meiner verrückten Bastelei aus Holz und Glas, die ich zwischen zwei Kamine geklemmt hatte. Es war Spätherbst, aber die Kälte kam mir nicht zum Bewußtsein, denn der Himmel war sternensübersät – und alle gehörten sie mir.

Ich nahm mir Zeit, die Brennweite so genau wie möglich einzustellen, wozu ich den ersten Stern benützte, der ins Gesichtsfeld geriet. Dann begann ich nach dem Saturn zu suchen und erfuhr bald, wie schwer es war, in einem nicht richtig montierten Reflektor etwas zu finden. Aber nach einiger Zeit huschte der Planet durch mein Gesichtsfeld, ich schob das Instrument ein paar Zentimeter hin und her – und da war er.

Winzig, aber vollkommen. Ich glaube, daß ich mindestens eine Minute lang den Atem angehalten habe. Kaum traute ich meinen Augen. Nach all den vielen Bildern war hier endlich die Wirklichkeit. Er sah aus wie ein Spielzeug mitten im Weltraum, die Ringe waren mir etwas zugeneigt und offen. Selbst jetzt, vierzig Jahre danach, kann ich mich erinnern, gedacht zu haben: Er sieht so künstlich aus – wie Christbaumschmuck! Ein einzelner glitzernder Stern links daneben, war, wie ich wußte, der Titan.«

Er schwieg, und einen Augenblick müssen wir dasselbe gedacht haben. Für uns beide war Titan nicht mehr nur der größte Saturnmond – ein Lichtpunkt, den nur Astronomen kennen. Er war die feindselige Welt, auf der die ›Endeavour‹ gelandet war, wo drei von meinen Kameraden in einsamen Gräbern lagen, weiter von ihrer Heimat entfernt als je ein Toter zuvor.

»Ich weiß nicht, wie lange ich hinauf starrte, meine Augen anstrengte und das Teleskop in ruckartigen Bewegungen über den Himmel schob, während der Saturn über der Stadt aufstieg. Ich war eine Milliarde Kilometer von New York entfernt, aber New York machte sich bald wieder bemerkbar.

Ich habe Ihnen von unserem Hotel erzählt. Es gehörte meiner Mutter, aber mein Vater leitete es – nicht sehr gut übrigens. Seit Jahren waren die Schulden größer als die Einnahmen, und meine ganze Jugend hindurch gab es eine finanzielle Krise nach der anderen. Ich kann es meinem Vater nicht verdenken, daß er trank; er muß die meiste Zeit über krank vor Sorge gewesen sein. Ich hatte völlig vergessen, daß ich dem Empfangschef helfen mußte...

Vater suchte mich, bedrückt von seinen eigenen Sorgen, ohne Ahnung von meinen Träumen. Er fand mich auf dem Dach.

Er war kein grausamer Mensch, er hätte nicht verstanden, wieviel Studium, Geduld und Sorgfalt mein kleines Teleskop erfordert oder welche Wunder es mir in der kurzen Zeit schon gezeigt hatte. Ich hasse ihn nicht mehr, aber mein ganzes Leben werde ich an das Splittern meines ersten und letzten Spiegelreflektors denken, als er ihn gegen den Kamin schmetterte.«

Ich wußte nichts zu sagen. Mein ursprünglicher Ärger über diese Störung hatte sich längst in Neugier verwandelt. Ich spürte schon, daß mehr hinter dieser Geschichte steckte, als ich bisher zu hören bekommen hatte; mir war auch noch etwas anderes aufgefallen. Die Bedienung behandelte uns mit übertriebener Unterwürfigkeit – von der nur ein winziger Teil mir galt.

Mein Gegenüber spielte mit der Zuckerdose, während ich stumm wartete. Inzwischen glaubte ich selbst an ein Band zwischen uns, obwohl ich es nicht zu definieren vermochte.

»Ich habe nie mehr ein Teleskop gebaut«, sagte er. »Außer diesem Spiegel brach noch etwas anderes – irgend etwas in mir. Außerdem hatte ich zu viel zu tun. Zwei Dinge traten ein, die mein Leben völlig umkehrten. Vater lief davon, so daß ich die Verantwortung für die Familie übernehmen mußte. Und dann riß man die Hochbahn in der Third Avenue ab.«

Er mußte meine verständnislose Miene bemerkt haben, denn er lächelte plötzlich.

»Ach, davon wissen Sie wohl nichts. Aber in meiner Jugend gab es mitten in der Third Avenue eine Hochbahn. Die Avenue war ein Slumviertel mit Bars, Pfandhäusern und billigen Hotels – wie dem unsrigen. Das änderte sich, als die Hochbahn verschwand. Vater kam sehr schnell zurück, als das geschah, aber es war zu spät. Ich führte das Geschäft. Nicht lange danach eröffnete ich weitere Betriebe in der Stadt – dann im ganzen Land. Ich war kein geistesabwesender Sterngucker mehr, und Vater gab ich eines meiner kleineren Hotels, wo er keinen großen Schaden anrichten konnte.

Seit vierzig Jahren habe ich den Saturn nicht mehr gesehen, aber dieses eine Mal konnte ich nicht vergessen, und gestern abend riefen mir Ihre Fotos alles wieder ins Gedächtnis zurück. Ich wollte Ihnen nur sagen, wie dankbar ich Ihnen bin.«

Er kramte in seiner Brieftasche und zog eine Karte heraus.

»Hoffentlich besuchen Sie mich, wenn Sie wieder in der Stadt sind. Sie können sich darauf verlassen, daß ich bei jedem Ihrer Vorträge erscheine. Viel Glück – und nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie belästigt habe.«

Dann war er verschwunden, bevor ich ein Wort sagen konnte. Ich warf einen Blick auf die Karte, steckte sie ein und widmete mich nachdenklich wieder meinem Frühstück.

Als ich an der Kasse den Bon unterschrieb, fragte ich: »Wer war der Herr an meinem Tisch? Der Chef?«

Die Kassiererin sah mich an, als sei ich geistig zurückgeblieben.

»So kann man wohl auch sagen, Sir«, meinte sie. »Natürlich gehört ihm dieses Hotel, aber wir haben ihn hier heute zum erstenmal gesehen. Er wohnt immer im Ambassador, wenn er in Chikago ist.«

»Und das gehört ihm sicher auch?« fragte ich ohne allzuviel Ironie, weil ich mir die Antwort schon selbst gegeben hatte.

»Ja, natürlich. Genauso wie...«, und sie rattete eine ganze Litanei von Hotelnamen herunter, worin auch die beiden größten Hotels in New York vorkamen.

Ich war beeindruckt und auch amüsiert, denn jetzt stand fest, daß Mr. Perlman nur hergekommen war, um mich zu treffen. Das kam mir reichlich umständlich vor. Von seiner notorischen Scheuheit und Zurückgezogenheit wußte ich damals noch nichts. Bei mir war er von Anfang an nicht schüchtern.

Dann vergaß ich ihn fünf Jahre lang. Übrigens sollte ich erwähnen, daß ich damals meine Hotelrechnung verlangte, aber schon alles bezahlt fand.

Während dieser fünf Jahre machte ich den zweiten Weltraumflug.

Wir wußten diesmal, was uns erwartete, und traten nicht blindlings ins Unbekannte hinaus. Die Treibstoff-Frage verursachte kein Kopfzerbrechen mehr, weil Unmengen davon auf Titan vorhanden waren; wir brauchten nur die dortige Methan-Atmosphäre in unsere Tanks zu pumpen. Wir besuchten die neun Monde, einen nach dem anderen, dann folgten wir in die Ringe...

Gefahr bestand kaum, aber die Erfahrung war trotzdem nervenaufreibend. Das Ringsystem ist nämlich sehr dünn, wissen Sie – nur etwa dreißig Kilometer dick. Wir sanken langsam und vorsichtig darauf hinab, nachdem wir unsere Geschwindigkeit der Rotation angepaßt hatten. Es war, als springe man auf ein Karussell mit einem Durchmesser von zweihundertsiebzigtausend Kilometern...

Ein geisterhaftes Karussell, denn die Ringe sind nicht fest. Man kann ohne weiteres durch sie hindurchsehen. Von nächster Nähe aus sind sie sogar fast unsichtbar. Die Milliarden einzelner Teilchen, aus denen sie bestehen, verteilen sich so, daß man in der unmittelbaren Nachbarschaft höchstens einmal kleine Klümpchen sieht, die sehr langsam vorbeitreiben. Nur wenn man in die Ferne schaut, verschmelzen sie zu einer durchgehenden Fläche, einem Hagelsturm ähnlich, der Saturn unaufhörlich umkreist.

Das ist nicht meine Formulierung, aber sie gefällt mir trotzdem. Als wir nämlich unser erstes Stück Saturnring in die Luftschleuse brachten, schmolz es in wenigen Minuten zu einer Pfütze schmutzigen Wassers. Manche Leute meinen, der Zauber sei dahin, wenn man weiß, daß die Ringe – oder jedenfalls neunzig Prozent davon – aus ganz gewöhnlichem Eis bestehen. Aber das ist eine dumme Einstellung. Sie wären genauso wunderbar und schön, wenn sie aus Diamanten bestünden.

Als ich im ersten Jahr des neuen Jahrhunderts zur Erde zurückkam, unternahm ich eine zweite Vortragsreise – in beschränktem Rahmen allerdings, da ich inzwischen Familie hatte und so lange wie möglich mit ihr zusammen sein wollte. Diesmal begegnete ich Mr. Perlman in New York, als ich an der Columbia-Universität sprach und unseren Film ›Erforschung des Saturn‹ vorführte. Ein irreführender Titel, denn wir kamen dem Saturn nie näher als ungefähr dreißigtausend Kilometer. Niemand konnte sich damals vorstellen, daß je ein Mensch zu den Schlämm wirbeln hinabfliegen würde, die an der Saturnoberfläche auftreten.

Mr. Perlman wartete auf mich nach dem Vortrag. Ich erkannte ihn nicht, denn seit unserer letzten Begegnung war ich mit mindestens einer Million Menschen zusammengekommen. Als er aber seinen Namen nannte, fiel mir alles wieder ein, und zwar mit solcher Klarheit, daß ich begriff, welch tiefen Eindruck er auf mich gemacht haben mußte.

Auf irgendeine Weise lotste er mich aus dem Gedränge. Obwohl er es haßte, mit Massen in Berührung zu kommen, hatte er eine außerordentliche Begabung, jede Gruppe zu beherrschen, sobald er es für nötig hielt – und dann zu verschwinden, bevor seine Opfer richtig zur Besinnung gekommen waren. Ich konnte ihn zwar oft beobachten, begriff aber nie, wie er es anstellte.

Auf jeden Fall speisten wir eine halbe Stunde später in einem exklusiven Restaurant – es gehörte natürlich auch ihm. Das Essen war herrlich, vor allem nach der

eintönigen Brathuhn-und-Eiskrem-Ernährung der Vortragsreisen, aber er ließ mich dafür bezahlen. Bildlich gesprochen, jedenfalls.

Alle von den beiden Saturnexpeditionen gesammelten Fakten und Fotos standen in Hunderten von Berichten, Büchern und Artikeln jedermann zur Verfügung. Mr. Perlman schien alles gelesen zu haben, soweit es nicht in technische Einzelheiten ging; was er von mir haben wollte, war etwas ganz anderes. Selbst damals sah ich *sein* Interesse noch als das eines einsamen, alternden Mannes, der einen in der Jugend verlorenen Traum zurückholen möchte. Ich hatte zwar recht, aber das war doch nur ein kleiner Bruchteil des ganzen Bildes.

Er wollte etwas wissen, das alle Berichte und Artikel verschwiegen. Wie fühlte man sich, fragte er, wenn man am Morgen erwachte und diesen großen, goldenen Globus mit den dahinfliegenden Wolkengürteln am Himmel sah? Und die Ringe selbst – welchen Eindruck machten sie, wenn sie so nah waren, daß sie den Himmel von einem Ende zum anderen ausfüllten?

»Sie brauchen einen Dichter«, sagte ich – »keinen Ingenieur. Aber ich weiß das eine: solange Sie den Saturn auch ansehen und um seine Monde herumfliegen, Sie vermögen es nie ganz zu glauben. Immer wieder ertappen Sie sich bei dem Gedanken: das ist alles nur ein Traum – so etwas kann nicht wirklich sein! Dann gehen Sie zum nächsten Bullauge – und da ist er in seiner atemberaubenden Schönheit.

Sie dürfen nicht vergessen, daß wir, abgesehen von unserer Nähe, die Ringe auch aus Winkeln und Seiten betrachten konnten, die auf der Erde, wo man sie immer der Sonne zugewandt erblickt, nicht möglich ist. Wir konnten in ihre Schatten fliegen, dann schimmerten sie nicht mehr silbern – sie wurden zu einem dünnen Nebel, einer Brücke aus Rauch über den Sternen.

Und die meiste Zeit konnten wir den Saturnschatten quer über der vollen Ringbreite liegen sehen, der sie so stark verdunkelte, daß ein großes Stück herausgerissen zu sein schien. Umgekehrt war es ähnlich. Auf der Tagseite des Planeten verlief der Ringschatten wie ein dämmriges Band parallel zum Äquator.

Vor allem aber konnten wir, obwohl wir es nur ein paarmal taten – hoch über einen der Pole des Planeten steigen und auf das ganze überwältigende System hinabblicken. Dann konnten wir sehen, daß statt der vier von der Erde aus sichtbaren Ringe mindestens ein Dutzend ineinander verschmolzen. Als wir das zum erstenmal erblickten, machte unser Kapitän eine Bemerkung, die mir unvergeßlich geblieben ist. »Hier«, sagte er, und nicht der geringste Unterton von Ironie war zu hören, »haben die Engel ihre Heiligenscheine abgelegt.«

Alles dies und noch einiges mehr erzählte ich Mr. Perlman in dem kleinen, aber sündhaft teuren Restaurant südlich vom Central Park. Als ich zu Ende gekommen war, schien er sehr erfreut zu sein, obwohl er mehrere Minuten schwieg. Dann sagte er so gleichmütig, als erkundige er sich nach der Abfahrtszeit des nächsten Zuges: »Welcher Satellit würde sich für ein Touristenzentrum am besten eignen?«

Als ich endlich begriff, wäre ich beinahe an meinem hundertjährigen Kognak erstickt. Dann sagte ich sehr geduldig und höflich – ich hatte ja immerhin ausgezeichnet gegessen – »Hören Sie, Mr. Perlman. Sie wissen genauso gut wie ich, daß der Saturn nahezu eine Milliarde Kilometer von der Erde entfernt ist – sogar weiter, wenn wir zur Sonne in Opposition stehen. Jemand hat ausgerechnet, daß unser Rundflug pro Nase siebeneinhalb Millionen gekostet hat – und Annehmlichkeiten erster Klasse gab es weder auf »Endeavour I« noch auf »Endeavour II«, das kann ich Ihnen versichern. Außerdem könnte niemand eine Passage zum Saturn buchen, gleichgültig, wieviel Geld er hat. Nur Wissenschaftler und Raumfahrer haben dort etwas zu suchen, soweit die Zukunft überblickbar ist.«

Ich konnte sehen, daß meine Worte wirkungslos verpufften. Er lächelte nur geheimnisvoll.

»Was Sie sagen, trifft für den Augenblick durchaus zu«, erwiderte er, »aber ich habe die Geschichte studiert und ich verstehe die Menschen – das ist mein Beruf. Lassen Sie sich ein paar Tatsachen ins Gedächtnis rufen.

Vor zwei- oder dreihundert Jahren waren nahezu alle großen Touristenzentren und Naturschönheiten von der Zivilisation etwa so weit entfernt wie heute der Saturn. Was wußte – nun, nehmen wir einmal Napoleon –, was wußte er vom Grand Canyon, von den Viktoriafällen, vom Mount Everest? Und denken Sie an den Südpol. Man erreichte ihn zum erstenmal, als mein Vater ein kleiner Bub war – aber solange Sie leben, steht dort schon ein Hotel.

Jetzt beginnt all das von neuem. Sie sehen nur Probleme und Schwierigkeiten, weil Sie der Sache zu nahe stehen. Aber wie sie auch immer aussehen mögen, die Menschen werden sie überwinden, wie sie es bisher auch getan haben.

Wo immer etwas Merkwürdiges, Schönes oder Neuartiges zu sehen ist, werden die Leute es sehen wollen. Die Ringe des Saturn sind das größte Schauspiel im erforschten Universum. Das habe ich immer vermutet, und Sie bringen mir den Beweis. Heutzutage braucht man ein Vermögen, sie zu erreichen, und die Männer, die dort hinfliegen, riskieren ihr Leben. Dasselbe taten auch die ersten Flieger – aber jetzt sind jede Sekunde bei Tag und Nacht eine Million Fluggäste in der Luft.

Dasselbe wird im Weltraum geschehen, nicht in zehn, vielleicht auch nicht in zwanzig Jahren. Aber erinnern Sie sich, daß es nur fünfundzwanzig Jahre gedauert hat, bis die ersten Linienflüge zum Mond durchgeführt wurden. Ich glaube, daß es beim Saturn nicht einmal solange dauern wird...

Ich werde es nicht mehr erleben – aber wenn es soweit ist, möchte ich, daß sich die Menschen an mich erinnern. Also – wo sollten wir bauen?«

Ich hielt ihn immer noch für verrückt, aber endlich begann ich zu begreifen, was in ihm vorging. Es würde nicht schaden, ihm seinen Willen zu lassen, also bedachte ich die Angelegenheit gründlich.

»Mimas ist zu nahe«, sagte ich, »dasselbe gilt für Enceladus und Tethys.« Ich muß Ihnen ganz ehrlich sagen, daß diese Namen nachdem vielen Kognak, den ich getrunken hatte, nicht leicht auszusprechen waren. – »Der Saturn füllt beinahe den ganzen Himmel aus, und man glaubt, er stürzt auf einen herunter. Aber alle diese Satelliten sind nicht fest genug – eigentlich nicht viel mehr als übergroße Schneebälle. Dione und Rhea sind besser – von beiden aus hat man einen großartigen Ausblick. Aber diese inneren Monde sind alle so winzig, selbst Rhea hat nur zwölfhundert Kilometer Umfang, und die anderen sind erheblich kleiner.

Eigentlich gibt es kaum eine andere Möglichkeit: nur Titan kommt in Frage. Das ist ein gehörig großer Satellit – wesentlich größer als unser Mond und beinahe ebenso groß wie der Mars. Außerdem ist eine vernünftige Schwerkraft vorhanden – etwa ein Fünftel der Erdschwere –, so daß Ihre Gäste nicht hilflos umherschweben. Und seiner Methan-Atmosphäre wegen wird er immer eine wichtige Auftankstelle bleiben, was für Ihre Kalkulation doch erheblich ins Gewicht fällt. Jedes Schiff, das zum Saturn fliegt, muß dort zwischenlanden.«

»Und die äußeren Monde?«

»Oh, Hyperion, Japetus und Phoebe sind viel zu weit entfernt. Man muß sich anstrengen, um von Phoebe aus die Ringe überhaupt zu sehen! Das wäre sinnlos.

Bleiben wir bei Titan. Auch wenn er nicht gerade die richtige Unterlage für Skifahrten ist.«

Er hörte mir aufmerksam zu. Bald danach trennten wir uns, und dann müssen fünfzehn Jahre vergangen sein, bis wir uns wieder trafen. Er brauchte mich die ganze Zeit über nicht, aber als es soweit war, rief er mich.

Ich weiß jetzt, worauf er gewartet hatte. Sein Blick war klarer als der meinige gewesen. Er konnte natürlich nicht erraten haben, daß die Rakete gleich der Dampfmaschine binnen eines Jahrhunderts verschwinden würde – aber er wußte, daß Besseres kommen mußte, und ich glaube, daß Saundersons Vorarbeiten am Para-Schwerkraftantrieb von ihm finanziert wurden. Aber erst, als man Fusionsanlagen baute, die hundert Quadratkilometer Fläche eines so kalten Planeten wie Pluto erwärmen konnten, setzte er sich wieder mit mir in Verbindung.

Er war sehr alt und hatte nicht mehr lange zu leben. Man sagte mir, wie reich er sei, und ich konnte es kaum glauben. Erst, als er mir die ausgefeilten Pläne und wunderbaren Modelle seiner Experten vorführte, war ich überzeugt.

Er saß wie eine runzlige Mumie in seinem Rollstuhl und beobachtete mein Gesicht, als ich die Modelle und technischen Zeichnungen studierte. Dann sagte er: »Captain, ich habe eine Aufgabe für Sie...«

Hier bin ich also. Es ist natürlich ungefähr wie in einem Raumschiff – viele technischen Probleme sind identisch. Inzwischen wäre ich auch zu alt für den Kommandoposten auf einem Raumschiff. Ich bin Mr. Perlman also sehr dankbar.

Da ist der Gong. Wenn die Damen soweit sind, schlage ich vor, daß wir durch die Aussichtshalle zum Essen gehen.

Selbst nach diesen vielen Jahren sehe ich den Saturn immer noch gerne aufgehen.

DIE GEFANGENEN DES KOMETEN

»Ich weiß nicht, warum ich das aufnehme«, sagte George Takeo langsam in das schwebende Mikrofon. »Es besteht nicht die geringste Chance, daß jemand es hören wird. Sie behaupten, der Komet würde uns in etwa zwei Millionen Jahren bei seiner nächsten Sonnenumkreisung in die Nähe der Erde bringen. Ich frage mich, ob die Menschheit dann noch existiert und ob der Komet für unsere Nachkommen ein ebenso eindrucksvolles Schauspiel bieten wird wie für uns? Vielleicht startet man eine Expedition, wie wir es getan haben. Und man wird uns finden...

Denn das Schiff wird auch dann noch in ausgezeichnetem Zustand sein. In den Tanks wird Treibstoff lagern, vielleicht ist auch noch ziemlich viel Luft vorhanden, denn zuerst geht unsere Nahrung zu Ende. Wir werden verhungern, bevor wir ersticken könnten. Aber darauf werden wir wohl nicht warten; es ist dann einfacher, die Luftschleuse zu öffnen und Schluß zu machen.

Als kleiner Junge las ich ein Buch über Polarforschung, das »Winter im Eis« hieß. Nun, das erwartet uns auch hier. Rings um uns schwebt Eis, in großen, porösen Bergen. Die »Challenger« befindet sich in der Mitte eines Schwarms, dessen Bestandteile so langsam umeinander kreisen, daß man mehrere Minuten hinsehen muß, bis man erkennen kann, daß sie sich bewegt haben. Aber keine Expedition zu den Erdpolen hat sich jemals einem Winter von diesen Ausmaßen gegenübergesehen. Während der meisten dieser zwei Millionen Jahre wird die Temperatur zweihundertzwanzig Grad unter Null betragen. Wir werden so weit von der Sonne entfernt sein, daß sie etwa soviel Wärme ausstrahlt wie die Sterne. Und wer hätte je versucht, sich in einer kalten Winternacht am Sirius die Hände zu wärmen?«

Diese absurde Vorstellung zermürbte ihn völlig. Er konnte nicht mehr sprechen, weil ihn die Erinnerung an Mondlicht auf Schneefeldern, an Weihnachtsglocken über einem Land, das bereits achtzig Millionen Kilometer entfernt war, die Kehle zuschnürte. Plötzlich begann er wie ein Kind zu weinen. Seine Selbstbeherrschung zerbrach unter der Last der Erinnerungen an all die vertrauten, mißachteten Schönheiten der Erde, die ihm für immer verloren waren.

Dabei hatte alles so wunderbar begonnen, in einem wahren Sturm der Begeisterung und der Abenteuerlust. Er konnte sich an das erstemal erinnern – war es wirklich erst sechs Monate her? –, als er hinausgegangen war, um den Kometen zu suchen, kurz nachdem ihn der junge Jimmy Randall mit seinem selbstgemachten Teleskop entdeckt und das berühmte Telegramm an das Mount-Stromlo-Observatorium abgeschickt hatte. Damals war er nur ein undeutlicher, kleiner Nebel gewesen, der sich langsam durch die Konstellation Eridanus, knapp südlich des Himmelsäquators, bewegte. Er befand sich immer noch weit außerhalb des Mars und raste auf seiner Bahn dahin. Als er zum letztenmal am Himmel über der Erde erschienen war, hatte es noch keine Menschen gegeben, und vielleicht würden sie auch nicht mehr da sein, wenn er wieder erschien. Die Menschheit erblickte Randalls Kometen zum ersten und vielleicht einzigen Male.

Während er sich der Sonne näherte, wuchs er, stieß Wolken und Ströme aus, deren kleinster größer war als hundert Erdkugeln. Wie ein riesiger Wimpel in einer kosmischen Brise flatternd, war der Schweif des Kometen bereits sechzig Millionen Kilometer lang, als er an der Marsbahn vorbeiraste. Die Astronomen erkannten, daß dies der aufregendste Anblick war, der je am Himmel erscheinen mochte; das Schauspiel des Halleyschen Kometen im Jahre 1986 verblaßte dagegen. Die Leiter der internationalen astrophysikalischen Dekade beschlossen, das Forschungs-Raumschiff »Challenger« hinterherzuschicken, wenn es sich rechtzeitig umbauen ließ; denn eine Chance wie diese würde vermutlich in tausend Jahren nicht wiederkommen.

Wochenlang erstreckte sich der Komet in den Stunden vor der Morgendämmerung wie eine zweite, aber viel hellere Milchstraße über den Himmel. Als er sich der Sonne näherte und wieder die Glut spürte, der er nicht mehr begegnet war, seit die Mammute mit ihrem Schritt die Erde erschütterten, wurde er von Tag zu Tag aktiver. Leuchtende Gasklumpen brachen aus seinem Kern hervor und bildeten große Fächer, die wie langsam rotierende Scheinwerfer über die Sterne glitten. Der Schweif, nun etwa hundertsechzig Millionen Kilometer lang, teilte sich in verschlungene Bänder und Strahlen, die oft im Laufe einer einzigen Nacht völlig neue Muster bildeten. Stets wiesen sie in die der Sonne abgekehrte Richtung, als bliese ein ungeheurer Wind sie aus dem Herzen des Sonnensystems hinaus.

Als man George Pickett auf die »Challenger« berief, konnte er sein Glück kaum fassen. Seit William Laurence und der Atombombe hatte kein Reporter einen ähnlichen Auftrag erhalten. Die Tatsache, daß er ein wissenschaftliches Examen gemacht hatte, unverheiratet, bei guter Gesundheit war und weniger als hundertzwanzig Pfund wog sowie über keinen Blinddarm mehr verfügte, hatte zweifellos genützt. Aber viele andere Männer waren wohl ebenso qualifiziert; nun, ihr Neid würde bald in Erleichterung umschlagen.

Da die geringe Nutzlast der »Challenger« die Anwesenheit eines Nur-Reporters nicht zuließ, mußte Pickett in der freien Zeit als Verwaltungsoffizier fungieren. In der Praxis bedeutete das, daß er das Logbuch führen, dem Kapitän als Sekretär dienen, die Vorräte überwachen und Buch führen mußte. Oft dachte er daran, wie günstig es war, daß er in der gewichtslosen Welt des Raums nur drei Stunden Schlaf von je vierundzwanzig benötigte.

Seine beiden Pflichtenbereiche streng zu scheiden hatte sehr viel Takt erfordert. Wenn er nicht in seinem Büro von Schrankgröße schrieb oder die Vorräte überprüfte, ging er mit seinem Bandgerät auf die Pirsch. Er hatte sich bemüht, jeden einzelnen der zwanzig Wissenschaftler und Ingenieure, aus denen sich die Besatzung der »Challenger« zusammensetzte, zu interviewen. Nicht alle Aufnahmen waren zur Erde gefunkt worden; manche waren zu technisch, andere zu trocken, wieder andere allzusehr das Gegenteil. Aber er hatte wenigstens keinen bevorzugt. Aber jetzt war das alles nicht mehr wichtig.

Er fragte sich, wie Dr. Martens damit zurechtkam. Der Astronom hatte sich als sehr schwieriger Gesprächspartner erwiesen, obwohl er auch derjenige war, der am meisten wußte. Einer plötzlichen Eingebung folgend, suchte Pickett die ersten Bandaufnahmen mit Martens heraus und legte sie in das Gerät ein. Er begriff, daß er aus der Gegenwart zu fliehen versuchte, aber die einzige Wirkung dieser Selbsterkenntnis war die Hoffnung, das Experiment möge gelingen.

Er hatte immer noch deutliche Erinnerungen an dieses erste Interview, denn das gewichtslose Mikrophon, im Luftzug der Ventilatoren nur leicht schwankend, hatte ihn beinahe seiner Ausdrucksfähigkeit beraubt. Aber niemand hätte das erraten können. Seine Stimme klang sicher und verbindlich wie immer.

Sie waren dreißig Millionen Kilometer hinter dem Kometen gewesen, holten aber schnell auf, als er Martens im Observatorium gestellt und jene erste Frage an ihn gerichtet hatte.

»Dr. Martens«, begann er, »woraus besteht Randalls Komet eigentlich?«

»Das ist eine sehr eigenartige Mischung«, hatte der Astronom erwidert, »und sie verändert sich die ganze Zeit, während wir uns von der Sonne entfernen. Aber der Schweif besteht zum größten Teil aus Ammoniak, Methan, Kohlendioxyd, Wasserdampf, Cyangas – «

»Cyan? Ist das nicht Giftgas? Was würde geschehen, wenn die Erde in den Schweif geriete?«

»Überhaupt nichts. Obwohl der Komet so unheimlich aussieht, ist sein Schweif nach unseren Begriffen nahezu ein Vakuum. Ein Volumen von Erdgröße enthält etwa so viel Gas wie eine Streichholzschachtel Luft.«

»Und dabei bietet dieser dünn verteilte Stoff ein derart prächtiges Schauspiel!«

»Das gleiche tut das ebenso dünne Gas in einer Neonröhre, und zwar aus demselben Grund. Ein Kometenschweif glüht, weil ihn die Sonne mit elektrisch geladenen Teilchen bombardiert. Er ist eine Art kosmischer Himmelsreklame. Eines Tages werden die Werbefachleute das merken und einen Weg finden, Werbesprüche quer durch das ganze Sonnensystem an den Himmel zu schreiben.«

»Das ist ein bedrückender Gedanke – obwohl sicher jemand einen Triumph angewandter Wissenschaft darin erblicken wird. Aber lassen wir den Schweif einmal beiseite. Wie bald werden wir das Herz des Kometen erreichen – den Nukleus, wie Sie ihn, glaube ich, nennen?«

»Da die Verfolgung geraume Zeit in Anspruch nimmt, dürften etwa noch zwei Wochen vergehen, bis wir in den Nukleus eintreten. Wir werden tiefer und tiefer in den Schweif eindringen. Obwohl jedoch der Nukleus noch dreißig Millionen Kilometer voraus ist, haben wir bereits eine Menge über ihn in Erfahrung gebracht. Erstens ist er unglaublich klein, er hat einen Durchmesser von nicht einmal achtzig Kilometern. Selbst dieser Kern ist aber nicht fest. Er dürfte aus Tausenden und aber Tausenden kleiner Körper bestehen, die in einem Schwarm einander umkreisen.«

»Können wir in den Nukleus hineinfliegen?«

»Das werden wir sehen, wenn wir dort sind. Vielleicht gehen wir auf Nummer Sicher und studieren ihn aus ein paar tausend Kilometer Entfernung mit unseren Teleskopen. Aber ich persönlich wäre sehr enttäuscht, wenn wir nicht hineinflögen. Was meinen Sie?«

Pickett schaltete das Gerät ab. Ja, Martens hatte recht behalten. Er wäre auch enttäuscht gewesen, zumal man nirgends eine Gefahrenquelle erblicken konnte. Es gab sie auch nicht, was den Kometen betraf. Die Gefahr war von innen heraus aufgetreten.

Sie hatten die riesigen, aber dünnen Gasschleier durchsegelt, die Randalls Komet auf seiner Reise immer noch ausstieß. Auch jetzt befanden sie sich in einem vollkommenen Vakuum, obgleich sie sich dem dichtesten Bereich des Nukleus näherten. Der leuchtende Nebel, der sich so viele Millionen Kilometer weit um die ›Challenger‹ erstreckte, verdunkelte die Sterne kaum, aber unmittelbar vor ihnen, wo der Kometenkern sich befand, sah man einen gleißenden Fleck nebligen Lichts, der sie anlockte.

Die elektrischen Störungen, die mit zunehmender Heftigkeit auftraten, hatten ihre Verbindung zur Erde beinahe völlig unterbrochen. Der große Schiffssender brachte gerade noch ein Signal durch, aber in den letzten Tagen waren sie gezwungen gewesen, zu morsen. Sobald sie sich vom Kometen lösten und den Heimweg antraten, konnte die normale Nachrichtenverbindung wieder benützt werden, aber jetzt waren sie beinahe so isoliert wie die Forscher in den Tagen vor der Erfindung des Funkverkehrs. Es war unangenehm, mehr aber auch nicht. Pickett begrüßte diesen Zustand sogar. Er ließ ihm mehr Zeit, sich seinen Verwaltungspflichten zu widmen. Obgleich die ›Challenger‹ in das Herz eines Kometen flog, auf einem Kurs, den kein Kapitän vor dem zwanzigsten Jahrhundert für möglich gehalten hatte, mußte immer noch jemand die Vorräte zählen und Listen führen.

Langsam und vorsichtig, mit ihren Radargeräten die gesamte Umgebung absuchend, kroch die ›Challenger‹ in den Nukleus des Kometen. Und dort kam sie zur Ruhe – mitten unter dem Eis.

In den vierziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts hatte Fred Whipple von der Harvard-Universität die Wahrheit vermutet, aber es fiel schwer, selbst dann daran zu glauben, wenn man sie vor Augen hatte. Der verhältnismäßig winzige Kern des Kometen war ein loser Schwarm von Eisbergen, die umeinander kreisten, während sie auf ihrer Bahn dahinzogen. Im Gegensatz zu den in den Polarmeeren schwimmenden Eisbergen waren sie jedoch nicht von weißer Farbe, ebensowenig bestanden sie aus Wasser. Sie waren schmutziggrau und sehr porös, wie tauender Schnee. Und sie waren mit Taschen aus Methan und erstarrtem Ammoniak durchsetzt, die von Zeit zu Zeit in gigantischen Gasstrahlen ausbrachen, sobald sie Sonnenwärme aufnahmen. Es war ein herrliches Schauspiel, aber Pickett hatte wenig Zeit gehabt, es zu bewundern. Jetzt blieb ihm um so mehr.

Er hatte die übliche Zählung der Schiffsvorräte durchgeführt, als die Katastrophe hereinbrach – obgleich es einige Zeit dauerte, bis er sie erkannte. Sie besaßen vor allem genug für die Rückkehr zur Erde. Er hatte das mit eigenen Augen überprüft und brauchte nun nur noch die im stecknadelkopfgroßen Speicher des elektronischen Rechengehirns enthaltenen Zahlen zu vergleichen.

Als die ersten verrückten Ziffern auf dem Bildschirm erschienen, glaubte Pickett zunächst, die falsche Taste gedrückt zu haben. Er programmierte die Informationen von neuem in den Rechenautomaten.

Sechzig Kisten Fleisch beim Abflug; bisher siebzehn Kisten verbraucht; Rest 99 999 943.

Er versuchte es noch einmal, und wieder änderte sich das Ergebnis nicht. Dann ging er verärgert, wenn auch nicht besonders besorgt, auf die Suche nach Dr. Martens.

Er fand den Astronomen in der ›Folterkammer‹ – dem winzigen Turnraum, der zwischen die technischen Räume und das Schott des Haupt-Treibstofftanks hineingequetscht worden war. Jedes Besatzungsmitglied mußte hier eine Stunde am Tag trainieren, damit die Muskeln in dieser schwerelosen Umgebung nicht schlaff wurden. Martens plagte sich mit schweren Hanteln ab. Seine grimmige Miene wurde noch finsterer, als Pickett Bericht erstattete.

Einige Versuche bestätigten die schlimmsten Befürchtungen. »Das Rechengehirn ist übergeschnappt«, sagte Martens. »Es kann nicht einmal mehr addieren oder subtrahieren.«

»Aber das läßt sich doch sicher reparieren!«

Martens schüttelte den Kopf. Er hatte plötzlich seine ganze Selbstsicherheit verloren. »Das könnten nicht einmal die Hersteller. Hier handelt es sich um eine feste Masse von Mikro-Stromkreisen, wie ein menschliches Gehirn auf engem Raum konzentriert. Die Gedächtnisspeicher funktionieren noch, aber die Rechanlage ist völlig unbrauchbar. Sie bringt alle Zahlen durcheinander.«

»Und wie wirkt sich das für uns aus?« fragte Pickett.

»Wir sind erledigt«, sagte Martens tonlos. »Ohne das Rechengehirn haben wir nichts zu hoffen. Es ist unmöglich, einen Kurs zur Erde zurück zu berechnen. Eine Armee von Mathematikern brauchte Wochen, ihn auf dem Papier zu errechnen.«

»Das ist doch lächerlich! Das Schiff ist in bester Verfassung, wir haben mehr als genug Nahrung und Treibstoff – und Sie sagen mir, daß wir alle sterben müssen, weil wir nicht ein paar Zahlen addieren können!«

»Ein paar Zahlen!« fauchte Martens. »Eine Navigationsveränderung, wie sie nötig ist, um uns vom Kometen zu lösen und in eine Umlaufbahn zu bringen, die zur Erde zurückführt, erfordert etwa hunderttausend verschiedene Rechenoperationen. Sogar das Rechengehirn braucht ein paar Minuten dazu.«

Pickett war kein Mathematiker, aber er verstand immerhin so viel von Astronautik, um die Situation zu erfassen. Ein durch den Weltraum fliegendes Schiff unterlag dem Einfluß vieler Himmelskörper. Die stärkste Kraft ging von der Sonne aus, deren Anziehung alle Planeten im Bann hielt. Aber selbst Planeten zerrten hier- und dorthin, wenn auch mit weit geringerer Stärke. Diese widerstreitenden Kräfte einzukalkulieren – ja, vor allem, sich ihrer zu bedienen, um ein Millionen und aber Millionen Kilometer entferntes Ziel zu erreichen –, stellte ein Problem nahezu unfaßbarer Kompliziertheit dar. Er konnte Martens Verzweiflung begreifen. Kein Mensch vermochte ohne die Werkzeuge seines Berufes zu arbeiten, und in keinem Beruf gab es diffizilere Instrumente als hier.

Auch nach der Bekanntgabe durch den Captain, nach jener Besprechung, an der die gesamte Besatzung teilgenommen hatte, waren die Folgerungen erst einige Stunden später voll ins Bewußtsein gedrungen. Das Ende war noch so viele Monate entfernt, daß man es nicht einzusehen vermochte. Sie waren zum Tode verurteilt, aber die Hinrichtung ließ auf sich warten. Und die Ausblicke waren immer noch großartig...

Jenseits der glühenden Nebel, die sie einhüllten – und die bis zum Ende der Zeiten ihr himmlisches Denkmal sein würden –, konnten sie Jupiter heller als alle Sterne leuchten sehen. Manche von ihnen mochten noch am Leben sein, wenn das Schiff am mächtigsten aller Sonnenkinder vorbeiglitt. Lohnten sich diese letzten Wochen des Lebens, fragte sich Pickett, um mit eigenen Augen zu sehen, was Galilei durch sein primitives Teleskop vor vierhundert Jahren zum erstenmal erblickt hatte – die Satelliten Jupiters, wie Kugeln auf einem unsichtbaren Draht hin- und hergleitend?

»Kugeln auf Drähten.« Mit diesem Gedanken tauchte eine beinahe vergessene Kindheitserinnerung aus seinem Unterbewußtsein auf. Sie mußte tagelang dort gewartet und sich ins Licht heraufgekämpft haben. Nun endlich erzwang sie sich Aufmerksamkeit.

»Nein!« rief er laut. »Das ist ja albern! Man wird mich auslachen!«

Na und? sagte eine Stimme in ihm. Du hast nichts zu verlieren; zumindest sind dann alle beschäftigt, während Sauerstoff – und Nahrungsmittelvorräte zusammenschrumpfen. Selbst die winzigste Hoffnung ist besser als gar keine...

Er stellte das Bandgerät weg. Mit dem Selbstmitleid war es vorbei. Er löste die Gurtverspannung und machte sich auf den Weg zu den Frachträumen, um das erforderliche Material zu suchen.

»Das finde ich gar nicht witzig«, sagte Dr. Martens drei Tage später. Er warf einen verächtlichen Blick auf das zerbrechliche Gebilde aus Draht und Holz, das Pickett in der Hand hielt.

»Diese Antwort habe ich erwartet«, meinte Pickett und beherrschte sich mit Mühe. »Aber hören Sie mir nur eine Minute zu. Meine Großmutter war Japanerin, und sie erzählte mir einmal eine Geschichte, die ich bis zu dieser Woche völlig vergessen hatte. Vielleicht rettet sie uns das Leben.

Irgendwann nach dem zweiten Weltkrieg fand zwischen einem Amerikaner mit elektrischer Rechenmaschine und einem Japaner, der ein Rechenbrett wie dieses hier benützte, ein Wettkampf statt. Das Rechenbrett gewann.«

»Die Rechenmaschine wird wohl nichts getaugt haben, oder der Amerikaner verstand nichts davon.«

»Man nahm den besten Mann, den es in der US-Armee damals gab. Aber lassen wir das. Stellen Sie mir eine Aufgabe – sagen wir die Multiplikation von zwei dreistelligen Zahlen.«

»Nun – 856 mal 437.«

Picketts Finger tanzten über die Kugeln, schoben sie mit blitzartiger Geschwindigkeit die Drahte hinauf und hinunter. Insgesamt waren zwölf Drähte vorhanden, so daß das Rechengestell mit Zahlen bis zu 999 999 999 999 operieren – oder in verschiedene Abteilungen getrennt werden konnte, wo sich mehrere voneinander unabhängige Berechnungen zur selben Zeit ausführen ließen.

»374 072«, sagte Pickett nach unglaublich kurzer Zeit. »Und jetzt wollen wir einmal sehen, wie lange Sie mit Papier und Bleistift dazu brauchen.«

Es dauerte wesentlich länger, bis Martens, der wie die meisten Mathematiker kein guter Kopfrechner war, die Zahl »375072« vorlas. Eine hastige Überprüfung zeigte, daß Martens mindestens dreimal so lange wie Pickett gebraucht hatte, um das falsche Ergebnis zu finden.

Der Astronom machte ein Gesicht, in dem sicher Ärger, Staunen und Neugier spiegelten.

»Wo haben Sie diesen Trick her?« fragte er. »Ich dachte, mit diesen Dingen könnte man nur addieren und subtrahieren.«

»Nun – Multiplikation ist schließlich nur mehrfache Addition, nicht wahr? Ich habe nichts anderes getan, als 856 siebenmal in der Einer-Reihe, dreimal in der Zehner-Reihe, und viermal in der Hunderter-Reihe zu addieren. Sie tun dasselbe, wenn Sie mit Bleistift und Papier rechnen. Natürlich gibt es bei meiner Methode einige Abkürzungen, aber wenn Sie mich schon für schnell halten, dann hätten Sie meinen Großonkel sehen müssen. Er arbeitete in einer Bank Yokohamas, und man konnte seine Finger bei ihrer Arbeit nicht verfolgen, wenn er sich beeilte. Er brachte mir einige Tricks bei, aber in den letzten zwanzig Jahren habe ich die meisten davon vergessen. Ich konnte erst ein paar Tage üben und bin deshalb noch reichlich langsam. Trotzdem hoffe ich Sie davon überzeugt zu haben, daß mein Argument fundiert ist.«

»Allerdings. Ich bin sogar sehr beeindruckt. Kann man genauso schnell dividieren?«

»Beinahe, bei ausreichender Übung.«

Martens nahm das Rechenbrett in die Hand und begann die Kugeln hin und her zu schieben. Dann seufzte er.

»Raffiniert – aber es hilft uns in Wirklichkeit nicht weiter. Selbst wenn man damit zehnmal so schnell wie mit Papier und Bleistift rechnen könnte – was gar nicht der Fall ist –, war das Rechengehirn doch millionenmal schneller.«

»Daran habe ich auch gedacht«, gab Pickett ein wenig ungeduldig zurück. Martens hatte zu wenig Stehvermögen – er gab zu früh auf. Wie hatten denn die Astronomen vor hundert Jahren etwas geleistet, als es noch keine Rechengehirne gab?

»Ich schlage folgendes vor – sagen Sie mir bitte, ob Sie irgendwelche Fehler entdecken...«

Sorgfältig und ernsthaft erklärte er seinen Plan. Nach einer Weile atmete Martens befreit auf und begann zu lachen.

»Ich möchte nur das Gesicht vom Alten sehen«, meinte der Astronom, »wenn Sie ihm sagen, daß wir alle wie im Kindergarten mit Kügelchen zu spielen anfangen.«

Zuerst regte sich Skepsis, aber sie erstarb schnell, als Pickett einige Vorführungen gab. Die Männer, die in einer Welt der Elektronik aufgewachsen waren, betrachteten es als Offenbarung, daß ein einfaches Gestell aus Draht und Kügelchen solche Wunder vollbringen konnte. Sie nahmen das auch als Herausforderung und reagierten mit großem Eifer, denn ihr Leben hing davon ab.

Als man genügend gut funktionierende Nachbildungen von Picketts einfachem Original angefertigt hatte, begann der Unterricht. Die Erklärung der einfachen Grundregeln erforderte nur wenige Minuten. Was Zeit brauchte, war die Übung – Stunden um Stunden, bis die Finger automatisch über die Drähte zuckten und die Kugeln ohne bewußte Überlegung an die rechte Stelle rückten. Manche Besatzungsmitglieder erreichten selbst nach einwöchiger Übung weder die nötige Geschwindigkeit noch eine brauchbare Genauigkeit, aber es gab andere, die sogar Pickett schnell überflügelten.

Sie träumten Ziffern und Zahlenreihen und schoben im Schlaf Kugeln hin und her. Sobald sie über die Grundstufe hinausgekommen waren, wurden sie in Gruppen eingeteilt, die dann gegeneinander um die Wette rechneten, bis ihr Können beträchtlich gesteigert worden war. Am Ende gab es an Bord der »Challenger« Männer, die in fünfzehn Sekunden am Rechenbrett vierstellige Zahlen miteinander multiplizieren konnten, und das stundenlang hintereinander.

Diese Art von Arbeit war rein mechanischer Natur. Intelligenz erforderte sie noch nicht. Die wirklich schwerste Aufgabe lag bei Martens, und es gab kaum eine Möglichkeit, ihm dabei behilflich zu sein. Er mußte alle auf Maschinen beruhenden Methoden, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren, vergessen und seine Berechnungen so umstellen, daß sie automatisch von Männern durchgeführt werden konnten, die nichts von den Ziffern verstanden, mit denen sie umgingen. Er gab ihnen die Grunddaten, dann folgten sie dem Programm, das er ausarbeitete. Nach einigen Stunden geduldiger Routinearbeit erschien das Resultat am Ende der mathematischen Produktionsreihe – vorausgesetzt, daß sich kein Fehler eingeschlichen hatte. Um sich dagegen abzusichern, wurden zwei voneinander unabhängige Teams aufgestellt, die in regelmäßigen Abständen ihre Ergebnisse miteinander verglichen.

»Was wir getan haben«, sagte Pickett in sein Mikrofon, als er endlich wieder Zeit hatte, an die Zuhörerschaft zu denken, mit der noch einmal zu sprechen er nie erwartet hatte, »war der Bau eines Rechengehirns aus menschlichen Wesen statt aus elektronischen Stromkreisen. Es funktioniert einige tausendmal langsamer, kann nicht mit allzu vielen Stellenwerten fertig werden und ermüdet schnell – aber es erfüllt seine Aufgabe. Nicht die ganze Arbeit – eine Umlaufbahn zurück zur Erde zu errechnen, wäre viel zu kompliziert –, aber die einfachere Leistung, eine Umlaufbahn zu geben, die uns zurück in Funkreichweite bringt. Sobald wir aus der elektrischen Störzone entkommen sind, können wir unsere Position per Funk durchgeben und uns von den großen Elektronenrechnern auf der Erde weiterhelfen lassen.

Wir haben uns bereits von dem Kometen gelöst und fliegen nicht mehr in einer Richtung, die uns aus dem Sonnensystem hinausführen würde. Unsere neue Bahn stimmt mit den Berechnungen überein, und zwar mit der erwarteten Genauigkeit. Wir befinden uns noch im Schweif des Kometen, aber der Nukleus ist bereits zwei Millionen Kilometer entfernt, und wir werden diese Ammoniak-Eisberge nie wiedersehen. Sie rasen in die eisige Nacht zwischen den Sonnen hinaus, während wir heimkehren...«

»Hallo, Erde... hallo, Erde! Hier ruft die »Challenger«, hier ruft die »Challenger«. Senden Sie sofort, sobald Sie uns empfangen haben – wir möchten unsere Berechnungen überprüfen lassen.«

TODESSTRAHLEN

Das Gespräch war wieder einmal auf Todesstrahlen gekommen, und irgendein beißender Kritiker machte sich über die alten Science-Fiction-Magazine lustig, deren Titelblätter so oft vielfarbige Strahlen mit verwüstender Wirkung zeigten. »Wissenschaftlich völlig unhaltbares Zeug«, schnaubte er. »Alle sichtbare Strahlung ist harmlos – wir wären sonst längst nicht mehr am Leben. Jeder Mensch müßte eigentlich wissen, daß die grünen, purpurnen und gemusterten Strahlen reiner Blödsinn waren. Man könnte sogar ein Gesetz aufstellen – sobald man einen Strahl sieht, kann er nicht töten.«

»Eine interessante Theorie«, meinte Harry Purvis, »aber mit den Tatsachen stimmt sie nicht überein. Der einzige Todesstrahl, den ich in der Praxis kennengelernt habe, war sehr wohl sichtbar.«

»So? Von welcher Farbe denn?«

»Darauf komme ich gleich – wenn niemand etwas dagegen hat, daß ich eine Geschichte erzähle. Wie steht es eigentlich mit der nächsten Runde...«

Wir erwischten Charlie Willis, bevor er aus dem Lokal schleichen konnte, und legten ihm einen Doppelnelson an, bis alle Gläser voll waren. Dann machte sich die seltsame, spannungsgeladene Stille im ›White Hart‹ breit, die alle Stammgäste als Präludium zu einer von Harry Purvis unwahrscheinlichen Geschichten kennen...

Edgar und Mary Burton waren ein eigenartiges Ehepaar. Keiner von ihren Freunden konnte eigentlich erklären, warum sie geheiratet hatten. Vielleicht war die zynische Auslegung zugleich die richtige. Edgar war beinahe zwanzig Jahre älter als seine Frau und hatte an der Börse eine Million gemacht, bevor er sich in einem ungewöhnlich frischen Alter aufs Altenteil zurückzog. Er hatte sich ein finanzielles Ziel gesetzt, schwer gearbeitet, um es zu erreichen – und sofort jeden Ehrgeiz verloren, als sein Bankkonto die gewünschte Zahl zeigte. Von nun an gedachte er das Leben eines Landherrn zu führen und die späten Jahre seinem geliebten Steckenpferd zu widmen – der Astronomie.

Aus irgendeinem Grunde scheint es viele Leute zu überraschen, daß Interesse an der Astronomie mit Geschäftstüchtigkeit oder auch nur mit gesundem Menschenverstand vereinbar ist. Eine bedauerliche Täuschung, meinte Harry. Ich bin einmal von einem Professor für Astrophysik am Californian Institute of Technology bis aufs Hemd ausgenommen worden. Aber bei Edgar schien in ein und derselben Person Schlaueit mit unpraktischem Wesen vereinigt zu sein. Als er sein Geld gemacht hatte, interessierte er sich nicht mehr dafür, nur für die Konstruktion immer größerer Spiegel-Teleskope.

Nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hatte, kaufte Edgar ein wunderschönes altes Haus hoch oben im Yorkshire-Moor. Es war dort nicht so einsam und unheimlich, wie man glauben möchte. Die Aussicht ließ sich kaum überbieten, und mit dem Bentley konnte man in fünfzehn Minuten die Stadt erreichen. Trotzdem paßte die Veränderung Mary nicht recht, und es fällt schwer, sie nicht zu bemitleiden. Sie hatte nichts zu tun, weil die Dienerschaft sich um alles kümmerte, und ihre geistigen Reserven waren nicht groß genug. Sie begann zu reiten, trat allen Buchklubs bei, las den ›Tatler‹ und ›Country Life‹ von Anfang bis Ende, ohne jedoch das Gefühl loszuwerden, daß ihr etwas fehlte.

Sie brauchte etwa vier Monate, bis sie das Fehlende gefunden hatte, und dann traf sie es bei einer im übrigen tristen Dorffestlichkeit. Es war einsneunzig groß, früher Gardeoffizier gewesen und besaß eine Familie, der die normannische Eroberung als Frechheit neueren Datums galt. Es hieß Rupert de Vere Courtenay – die anderen

sechs Vornamen lassen wir weg – und wurde allgemein als begehrenswertester Junggeselle in der ganzen Grafschaft angesehen.

Zwei volle Wochen vergingen, bevor Rupert, der über hohe Prinzipien verfügte und in der besten aristokratischen Tradition erzogen worden war, Marys Avancen erlag. Sein Sturz wurde durch die Tatsache beschleunigt, daß seine Familie ihn mit der ehrenwerten Felicity Fauntleroy zu verheiraten suchte, die man allgemein nicht als große Schönheit feierte. Sie glich einem Pferd sogar in solchem Maße, daß sie sich den berühmten Reitställen ihres Vaters nur unter größter Gefahr nähern konnte.

Marys Langeweile und Ruperts Entschlossenheit, sich ein letztes Mal auszuleben, führten zum unvermeidlichen Ergebnis. Edgar sah immer weniger von seiner Frau, die eine erstaunliche Anzahl von Gründen für Fahrten in die Stadt vorzubringen vermochte. Anfangs freute er sich darüber, daß sich ihr Bekanntenkreis so hurtig erweiterte, und es dauerte doch einige Monate, bevor ihm klarwurde, daß er sich getäuscht hatte.

In einer Kleinstadt wie Stocksborough ist es praktisch ausgeschlossen, eine Liebesaffäre auf die Dauer geheimzuhalten, obwohl jede Generation das für sich selbst entdecken muß – leider auf unangenehmste Weise. Edgar erfuhr die Wahrheit durch Zufall, aber früher oder später hätte ihn ein lieber Freund wohl doch auf die richtige Spur gebracht. Er war in die Stadt zur astronomischen Vereinigung gefahren, wozu er den Rolls benützte, weil seine Frau bereits mit dem Bentley weggefahren war. Auf dem Nachhauseweg wurde er durch die nach der Spätvorstellung aus dem Kino strömenden Besucher vorübergehend zum Halten gezwungen. Mitten in der Menge entdeckte er Mary, begleitet von einem gutaussehenden jungen Mann, den Edgar schon einmal gesehen hatte, wenn er ihn auch nicht sofort unterbringen konnte. Das Ganze wäre ihm umgehend wieder entfallen, wenn Mary sich am nächsten Tag nicht der Mühe unterzogen hätte, zu erklären, daß im Kino kein Platz mehr frei gewesen sei, so daß sie den Abend mit einer ihrer Freundinnen in aller Stille verbracht habe.

Selbst Edgar, so vertieft er auch in das Studium der variablen Sterne war, begann zwei und zwei zu addieren, als ihm klarwurde, daß seine Frau ihn ohne Grund belog. Er ließ sich seinen vagen Verdacht, der nach dem örtlichen Jägerball ein vager zu sein aufhörte, nicht anmerken. Obwohl er solche Veranstaltungen haßte – und der bewußte Ball ausgerechnet stattfand, als U Orioais durchs Minimum ging –, erkannte er deutlich, daß sich ihm hier die Chance bot, den Begleiter seiner Frau zu identifizieren, da alle Leute von Rang und Namen dort anzutreten hatten.

Es erwies sich als äußerst einfach, Rupert zu finden und mit ihm ins Gespräch zu kommen. Obwohl der junge Mann ein wenig verlegen wirkte, war er ein angenehmer Gesellschafter, und Edgar stellte erstaunt fest, daß er ihm gut gefiel. Wenn seine Frau schon einen Geliebten haben mußte, ließ sich an ihrer Wahl kaum etwas aussetzen.

Und so verblieb man einige Monate, vor allem deswegen, weil Edgar zu sehr damit beschäftigt war, einen 35-cm-Spiegel zu schleifen und aufzustellen, um etwas daran ändern zu können. Zweimal wöchentlich fuhr Mary in die Stadt, scheinbar, um ihre Freundinnen zu treffen oder ins Kino zu gehen, und gegen Mitternacht kam sie in die Villa zurück. Übers Moor konnte Edgar die Scheinwerfer des Wagens meilenweit herankommen sehen, gleitend und zuckend, wenn seine Frau mit, wie ihm schien, übermäßiger Geschwindigkeit heimwärts brauste. Das war einer der Gründe, warum sie so selten miteinander ausgingen. Edgar war ein guter, aber vorsichtiger Fahrer, und die ihm angenehme Durchschnittsgeschwindigkeit lag gute zwanzig Stundenkilometer unter der Marys.

Etwa fünf Kilometer vom Haus entfernt pflegten die Wagenlichter für ein paar Minuten zu verschwinden, weil die Straße hinter einem Hügel verborgen lag. Dort befand sich eine gefährliche Haarnadelkurve; in einer Straßenbauleistung, die eher an

die Alpen denn an das ländliche England erinnert, führte die Straße am Rand einer Klippe entlang, huschte an einem steilen Absturz von gut dreißig Metern vorüber, bevor sie sich zum letzten Stück heimwärts ebnete. Wenn der Wagen um diese Kurve kam, strahlten seine Scheinwerfer das Haus an, und es gab viele Abende, an denen Edgar am Okular seines Teleskops von ihrem plötzlichen Aufleuchten geblendet wurde. Zum Glück wurde dieses Gebiet nachts nur selten befahren. Im anderen Fall wären Himmelsbeobachtungen kaum möglich gewesen, da Edgars Augen zehn oder zwanzig Minuten brauchten, bis sie sich von der Wirkung des grellen Lichts erholt hatten. Das betrachtete er als kleineres Ärgernis, aber als Mary vier oder fünf Abende pro Woche ausging, wuchs es sich zu einer üblen Störung aus. Es mußte etwas geschehen, entschied Edgar.

Edgar Burtons Verhalten konnte in dieser ganzen Affäre wohl nicht als das eines normalen Menschen bezeichnet werden. Tatsächlich muß ja ein Mensch, der seinen Lebensstil so plötzlich von dem eines überarbeiteten Londoner Börsenspekulanten zu dem eines Beinahe-Eremiten im Yorkshire-Moor umstellen kann, von Anfang an ein wenig seltsam sein. Ich würde jedoch nicht gerade behaupten wollen, daß er bis zu der Zeit, als Marys mitternächtliche Ankünfte seine Beobachtungen ernstlich beeinträchtigten, mehr als ein Exzentriker war. Selbst nachher, so wird man zugeben müssen, ließ sich seinen Unternehmungen eine gewisse verrückte Logik nicht absprechen.

Er liebte seine Frau schon seit einigen Jahren nicht mehr, wollte ihr aber auch nicht gestatten, ihn zum Narren zu machen. Rupert de Vere Courtenay schien ein netter junger Bursche zu sein; ihn zu retten, durfte als vornehme Aufgabe gelten. Nur, da gab es eine herrlich einfache Lösung, die Edgar buchstäblich blitzartig eingefallen war. Und mit buchstäblich meine ich buchstäblich, denn Edgar entwickelte seinen Plan für den einzigen perfekten Mord, den ich je kennengelernt habe, als er wieder einmal in Marys grelles Scheinwerferlicht blinzelte. Es ist merkwürdig, wie scheinbar belanglose Faktoren das Leben eines Menschen zu bestimmen vermögen. Ich möchte nichts gegen die älteste und edelste aller Wissenschaften gesagt haben, aber man kann nicht leugnen, daß Edgar nie zum Mörder geworden wäre, hätte er sich nicht als Astronom betätigt. Sein Steckenpferd lieferte einen Teil des Motivs und vor allem die Mittel...

Er hätte den erforderlichen Spiegel selbst herstellen können – darin war er inzwischen Fachmann –, aber in diesem Fall kam es auf astronomische Genauigkeit nicht an. Es schien einfacher, in einem der Trödeläden beim Leicester Square einen gebrauchten Flakscheinwerferspiegel zu kaufen. Der Spiegel hatte einen Durchmesser von etwa neunzig Zentimetern. Ihn auf ein Gestell zu montieren und im Brennpunkt eine primitive, aber wirksame Bogenlampe zu installieren, erforderte nur wenige Stunden Arbeit. Auch die Strahlrichtung einzustellen, war nicht weiter schwierig. Niemand kümmerte sich um ihn, da sowohl seine Frau als auch die Dienerschaft an seine Experimente gewöhnt waren.

In einer klaren, dunklen Nacht probte er kurz und ließ sich dann nieder, um Marys Rückkunft zu erwarten. Er vergeudete diese Zeit natürlich nicht, sondern setzte seine Beobachtungen an einer Gruppe ausgewählter Sterne fort. Um Mitternacht war von Mary immer noch nichts zu sehen, aber Edgar machte das nichts aus, weil er Serien stellarer Größenmessungen erzielte, die sich seinen Diagrammen fehlerlos anpaßten. Alles lief wunderbar, so daß er sich nicht einmal die Frage vorlegte, was Mary wohl aufgehalten haben mochte.

Endlich sah er die Scheinwerfer des Wagens am Horizont aufzucken und stellte widerstrebend seine Beobachtungen ein. Als der Wagen hinter dem Hügel verschwand, legte er die Hand an den Schalter. Er hatte genau aufgepaßt. In dem

Augenblick, als der Wagen um die Kurve kam, als ihn die Scheinwerfer anleuchteten, ließ er das Bogenlicht aufflammen.

Mitten in der Nacht einem anderen Wagen zu begegnen, kann sogar unangenehm sein, wenn man auf gerader Strecke fährt und darauf vorbereitet ist. Durchfährt man aber eine Haarnadelkurve und weiß, daß kein Fahrzeug entgegenkommt, während man plötzlich in eine Lichtquelle von der fünfzigfachen Stärke normaler Autoscheinwerfer starrt – nun, dann ist das Ergebnis mehr als nur unangenehm.

Es kam genau, wie Edgar es berechnet hatte. Er schaltete den Scheinwerfer beinahe sofort wieder aus, aber die Lichter des Wagens zeigten ihm alles, was er sehen wollte. Er sah sie über das Tal hinausschwingen und dann hinabtauchen, immer schneller und schneller, bis sie unter dem Hügel verschwanden. Wenige Sekunden lang flackerte rote Glut, aber die Explosion war kaum zu hören. Das war Edgar nicht unlieb, denn er wollte die Dienerschaft nicht gestört wissen.

Er demontierte seinen Scheinwerfer und kehrte ans Teleskop zurück; seine Beobachtungen waren noch nicht ganz zu Ende geführt. Dann ging er zu Bett, überzeugt, gute Arbeit geleistet zu haben.

Sein Schlaf war fest, aber kurz, denn etwa eine Stunde später läutete das Telefon. Zweifellos hatte jemand das ausgebrannte Wrack gefunden, aber Edgar wäre es lieber gewesen, wenn man mit der Nachricht bis zum Morgen gewartet hätte, denn Astronomen brauchen ihren Schlaf. Verärgert nahm er den Hörer ab. Es dauerte einige Sekunden, bis er begriff, daß am anderen Ende der Leitung seine Frau sprach. Sie rief vom Haus der Courtenays an und wollte wissen, was mit Rupert los sei.

Es stellte sich heraus, daß sie beschlossen hatten, alles zu beichten. Rupert, vom Whisky nicht unbeträchtlich beflügelt, hatte versprochen, sich als Mann zu bewähren und Edgar Bescheid zu sagen. Er wollte nach Erfüllung seiner Aufgabe umgehend zurückrufen und Mary das Ergebnis seiner Mission mitteilen. Sie hatte mit wachsender Ungeduld und Erregung gewartet, solange sie konnte, bis Angst schließlich die Oberhand über Diskretion gewann.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß der Schock für Edgars schon aus dem Gleichgewicht geratenes Nervensystem zu stark war. Nachdem Mary mehrere Minuten lang mit ihrem Mann gesprochen hatte, begriff sie, daß er nun völlig übergeschnappt war. Erst am nächsten Morgen entdeckte sie, daß Rupert zu seinem Pech den Boden unter den Rädern verloren hatte.

Ich glaube, daß Mary es auf lange Sicht ganz gut getroffen hatte. Rupert war nicht besonders intelligent gewesen und hätte sich wohl auch nicht als idealer Mann bewähren können. Als Edgar streng nach Gesetz für unmündig erklärt und in eine Nervenheilanstalt eingeliefert worden war, beauftragte man Mary mit der Vermögensverwaltung. Sie zog sofort nach Dartmouth, wo sie sich in der Nähe der Königlichen Marineschule eine wunderschöne Wohnung mietete und ihren neuen Bentley höchst selten selbst chauffieren mußte.

Aber das ist alles Nebensache, meinte Harry abschließend, und bevor ein paar von euch Skeptikern fragen, woher ich das alles weiß, möchte ich gleich erklären, daß es mir der Mann erzählt hat, der Edgars Teleskope kaufte, als man ihn einsperrte. Zu seinem Pech glaubte kein Mensch seinem Geständnis; man war allgemein der Ansicht, Rupert habe zuviel getrunken und sei auf einer gefährlichen Straße zu schnell gefahren. Das mag zutreffen, aber ich ziehe die andere Version vor. Schließlich wäre ersteres eine äußerst alltägliche Todesart. Durch einen Todesstrahl zu sterben, ist für einen de Vere Courtenay ein passenderes Schicksal – und unter diesen Umständen begreife ich nicht, wie jemand bezweifeln könnte, daß Edgar tatsächlich einen

Todesstrahl verwendet hatte. Es war ein Strahl, und er tötete einen Menschen. Was will man mehr verlangen?

DER MÄCHTIGE

Washington im Frühling – nie war es schöner als in diesem Frühling, der sein letzter sein würde, dachte Senator Steelman bedrückt. Selbst jetzt, nach allem, was ihm Dr. Jordan mitgeteilt hatte, konnte er die Wahrheit immer noch nicht ganz akzeptieren. Früher hatte es immer einen Ausweg gegeben; keine Niederlage war endgültig gewesen. Leute, die ihn verraten hatten, waren fallengelassen – ja zugrunde gerichtet worden, als Warnung für andere. Aber jetzt regte sich der Verrat in ihm selbst. Schon schien er das mühsame Pochen seines Herzens fühlen zu können, das bald erlahmen mußte. Jetzt war es sinnlos, Pläne für die Präsidentschaftswahl 1976 zu schmieden; vermutlich würde er nicht einmal mehr die Nominierung der Kandidaten erleben...

Zu Ende war es mit allen Träumen, allem Ehrgeiz, aber er konnte sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, daß für alle Menschen diese Dinge einmal endeten. Bei ihm war es zu früh. Er dachte an Cecil Rhodes, stets einer seiner Helden, der, als er kurz vor seinem fünfzigsten Geburtstag starb, gerufen hatte: »So viel zu tun – so wenig Zeit dafür!« Er war schon älter als Rhodes und hatte weit weniger getan.

Der Wagen trug ihn vom Kapitol nach Hause. Die Symbolik ließ sich nicht übersehen, und er bemühte sich, an anderes zu denken. Jetzt fuhr er am New Smithsonian Institute vorbei – dem gigantischen Museenkomplex, den zu besuchen er nie die Zeit gefunden hatte. Wieviel hatte er bei der pausenlosen Jagd nach Macht versäumt, sagte er sich bitter. Die ganze Welt der Kunst und Kultur war ihm nahezu völlig verschlossen geblieben, und doch war das nur ein Bruchteil des Preises, den er hatte bezahlen müssen. Seiner Familie ein Fremder geworden, die Liebe auf dem Altar des Ehrgeizes geopfert, und dies alles umsonst. Gab es denn überhaupt einen Menschen auf der Welt, der sein Fortgehen bedauern würde?

Ja, gewiß. Als er nach dem Telefonhörer griff, schämte er sich, sein Büro der Nummer wegen anrufen zu müssen. Sein Gehirn war so voll von unwichtigen Dingen.

Dort war das Weiße Haus, in der Frühlingssonne schimmernd. Zum erstenmal in seinem Leben verschwendete er keinen zweiten Blick. Es gehörte schon einer anderen Welt an – einer Welt, die ihn nichts mehr anging.

Im Wagen gab es keinen Bildschirm, aber er spürte Irenes Überraschung – und auch ihre Freude – sofort.

»Hallo, Renee – wie geht es euch allen?«

»Gut, Dad. Wann besuchst du uns einmal?«

Bei seinen seltenen Anrufen beschränkte sich seine Tochter stets auf diese unverbindliche Formel. Unweigerlich hatte er, bis auf Weihnachten und an Geburtstagen, nur vage Andeutungen eines Versprechens gemacht, in nächster Zeit einmal vorbeizukommen.

»Ich wollte eigentlich nur fragen, ob ich die Kinder nachmittags einmal mitnehmen kann«, meinte er entschuldigend. »Ich bin lange nicht mehr mit ihnen fortgewesen.«

»Aber gerne«, erwiderte Irene erfreut. »Sie werden begeistert sein. Wann hättest du denn Zeit?«

»Gleich morgen. Ich könnte gegen zwölf Uhr vorbeikommen und sie in den Zoo oder ins Museum mitnehmen.«

Sie war jetzt wirklich erstaunt, denn sie wußte sehr gut, daß er einer der wichtigsten Männer Washingtons war, dessen Terminkalender auf Wochen hinaus keine freie Stunde aufwies. Sie würde sich fragen, was vorgefallen war. Hoffentlich kam sie nicht hinter die Wahrheit. Dafür sprach eigentlich nichts, denn auch seine Sekretärin hatte

keine Ahnung von den stechenden Schmerzen, die ihn dazu gebracht hatten, sich der längst fälligen Untersuchung zu unterziehen.

»Das wäre wunderbar. Sie sprachen erst gestern von dir.«

Seine Augen begannen sich zu verschleiern. Er war froh, daß Renee ihn nicht sehen konnte.

»Ich komme gegen Mittag«, sagte er hastig. »Alles Liebe und Gute.« Er schaltete ab, bevor sie etwas erwidern konnte, und ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung in die Polster zurücksinken. Beinahe impulsiv, ohne bewußte Planung, hatte er den ersten Schritt zur Umformung seines Lebens getan. Obwohl ihm seine eigenen Kinder verloren waren, blieb eine Brücke zu den Generationen. Er mußte sie schützen in den verbleibenden Monaten.

Zwei lebhafte und neugierige Kinder durch den Bau für Naturgeschichte zu führen, hatte ihm der Arzt nicht gerade angeraten, aber genau das wollte er tun. Joey und Susan waren seit der letzten Begegnung sehr gewachsen, und es erforderte körperliche wie geistige Anstrengungen, mit ihnen Schritt zu halten. Sie hatten die große Halle eben erreicht, als sie sich von ihm losrissen und auf den riesigen Elefanten zustürmten.

»Was ist das?« rief Joey.

»Ein Elefant, Dummerchen«, erwiderte Susan von der Überlegenheit ihrer sieben Jahre herab.

»Ich weiß schon, Efelant«, gab Joey zurück. »Wie heißt er denn?«

Senator Steelman studierte die Hinweistafel, fand aber keine Hilfe.

»Er hieß – äh – Jumbo«, sagte er hastig. »Schau dir nur diese Stoßzähne an!«

»Hat er nie Zahnweh gehabt?«

»Nein.«

»Wie hat er dann die Zähne geputzt? Ma sagt, wenn ich mir die Zähne nicht putze...«

Steelman erkannte, wohin die logische Fortführung dieses Arguments zielte und hielt es für das beste, das Thema zu wechseln.

»Nebenan gibt es noch viel mehr zu sehen. Wo wollt ihr anfangen – bei den Vögeln, Schlangen oder Säugetieren?«

»Schlangen!« rief Susan. »Ich wollte eine in einer Schachtel aufziehen, aber Daddy war dagegen. Meinst du, er wird es erlauben, wenn du ihn bittest?«

»Was ist ein Säugetier?« fragte Joey, bevor sich Steelman eine Antwort ausgedacht hatte.

»Kommt mit«, sagte er entschlossen. »Ich zeige es euch.«

Während sie durch die Hallen und Galerien gingen und die Kinder von einem Ausstellungsstück zum anderen rannten, fühlte er sich in friedlichem Einklang mit der Welt. Zur Beruhigung der Nerven konnte nichts besser als ein Museum dienen, wo die Probleme des Alltagslebens ins rechte Licht gerückt erschienen. Hier, umgeben von der unergründlichen Vielfalt der Natur, wurde er an vergessene Wahrheiten erinnert. Er war nur eines von vielen Millionen Wesen, die diesen Planeten bewohnten. Die gesamte Menschheit, mit all ihren Hoffnungen und Ängsten, Triumphen und Narrheiten, mochte in der Geschichte der Welt nicht mehr als ein einzelnes, vorübergehendes Ereignis sein. Als er vor den riesigen Knochen des Diplodokus stand, spürte er den Wind der Ewigkeit durch seine Seele wehen. Die Peitsche des Ehrgeizes, den Glauben,

daß er der Mann war, den die Nation brauchte, konnte er nicht mehr so ernst nehmen. Welche Nation, um einmal genau zu sein? Vor nur zweihundert Jahren war die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet worden, aber dieser alte Amerikaner da hatte hundert Millionen Jahre lang in den Felsen Utahs gelegen...

Er war müde, als sie die Halle der Meereslebewesen erreichten, mit ihrem dramatischen Hinweis darauf, daß die Erde immer noch größere Tiere trug, als jede Vergangenheit vorzuweisen hatte. Der Dreißig-Meter-Blauwal und alle anderen schnellen Jäger des Meeres brachten Erinnerungen an Stunden, die er einst auf einem winzigen, blitzenden Deck mit geschwelltem Segel über sich verbracht hatte. Auch damals hatte er in Frieden mit sich selbst gelebt, während er dem Rauschen des Wassers und dem Heulen des Windes in der Takelage lauschte. Dreißig Jahre lang war er nicht mehr gesehelt; auch dies ein weltliches Vergnügen, auf das er verzichten mußte.

»Ich mag Fische nicht«, verkündete Susan. »Wann kommen wir zu den Schlangen?«

»Bald«, sagte er. »Es eilt doch nicht. Wir haben Zeit genug.« Die Worte entschlüpfen ihm, bevor er richtig nachgedacht hatte. Während die Kinder vorauseilten, blieb er stehen. Dann lächelte er ganz ohne Bitterkeit. In gewisser Beziehung stimmte es sogar. Er hatte Zeit genug. Jeder Tag, jede Stunde konnte eine Welt der Erfahrung in sich fassen, wenn man sie richtig verwendete. In den letzten Wochen seines Lebens würde er zu leben anfangen.

Noch ahnte in seinem Büro niemand etwas; selbst sein Ausflug mit den Kindern hatte wenig Aufsehen erregt. Er tat solche Dinge aus dem Augenblick heraus, sagte alle Verabredungen ab und überließ es seinem Stab, sich zurechtzufinden. Der Rahmen seiner Gewohnheiten hatte sich noch nicht verändert, aber in wenigen Tagen würde allen klarwerden, was geschehen war. Er schuldete es seinen Mitarbeitern – und der Partei –, die Nachricht umgehend herauszugeben. Andererseits hatte er jedoch auch viele persönliche Entscheidungen zu treffen, über die er sich erst innerlich klar sein wollte, bevor er seine Angelegenheiten in Ordnung brachte.

Sein Zögern hatte noch einen anderen Grund. Während seiner Laufbahn hatte er selten einen Kampf verloren und auch in der harten Auseinandersetzung des politischen Lebens nie Pardon gegeben. Jetzt, in seiner endgültigen Niederlage, fürchtete er das Mitgefühl und die Beileidskundgebungen, womit ihn viele seiner Feinde überschütten würden. Die Einstellung war albern, wie er selbst begriff – ein Überbleibsel seines eigensinnigen Stolzes, der zu sehr Teil seiner Persönlichkeit war, als daß ihn selbst der Schatten des Todes vertreiben konnte.

Er trug sein Geheimnis über zwei Wochen lang vom Ausschußsaal zum Weißen Haus, zum Kapitol und durch alle Labyrinth der Washingtoner Gesellschaft. In seiner ganzen Laufbahn hatte er Größeres nicht geleistet, aber es gab niemand, der das würdigen konnte. Nach diesem Zeitraum war sein Aktionsplan fertiggestellt. Er brauchte nur noch ein paar eigenhändig geschriebene Briefe abzusenden und seine Frau anzurufen.

Das Büro fand sie nicht ohne Schwierigkeiten in Rom. Sie war immer noch schön, dachte er, als ihr Bild auf dem Fernsehschirm auftauchte; sie wäre eine großartige First Lady geworden und hätte damit einen Ausgleich für die verlorenen Jahre gehabt. Soweit er das wissen konnte, hatte sie sich darauf gefreut, aber war ihm je zum Bewußtsein gekommen, welche Wünsche sie wirklich hatte?

»Hallo, Martin«, sagte sie. »Ich habe schon mit deinem Anruf gerechnet. Ich nehme an, du möchtest, daß ich zurückkomme?«

»Willst du denn?« fragte er ruhig. Die Sanftheit seiner Stimme schien sie zu überraschen.

»Ich wäre dumm, wenn ich nein sagte, nicht wahr? Aber wenn du nicht gewählt wirst, möchte ich wieder meinen eigenen Weg gehen. Damit mußt du einverstanden sein.«

»Man wird mich nicht wählen. Man wird mich nicht einmal nominieren. Du erfährst es als erste, Diana. In sechs Monaten bin ich tot.«

Die Unverblümtheit war brutal, aber sie diente einem Zweck. Die Verzögerung um Sekundenbruchteile, während die Radiowellen zu den Nachrichtensatelliten hinauf- und wieder zur Erde zurückkrasten, war ihm noch nie so lang erschienen. Endlich einmal hatte er die schöne Maske belebt. Ihre Augen weiteten sich ungläubig.

»Du machst Witze!«

»Über dieses Thema? Nein, es stimmt. Mein Herz ist völlig ausgepumpt. Dr. Jordan sagte mir vor vierzehn Tagen Bescheid. Es ist natürlich meine eigene Schuld, aber darüber wollen wir lieber nicht sprechen.«

»Deswegen hast du also die Kinder ausgeführt. Ich habe mich schon gefragt, was los sein könnte.«

Er hätte sich denken können, daß Irene mit ihrer Mutter sprechen würde. Traurig, wenn eine so alltägliche Sache derartige Überraschungen hervorrief.

»Ja«, gab er offen zu. »Ich habe es leider sehr lange aufgeschoben. Jetzt muß ich versuchen, Versäumtes wettzumachen. Alles andere ist unwichtig.«

Schweigend sahen sie einander auf den Bildschirmen an. Dann sagte Diana mit unsicherer Stimme: »Ich packe sofort.«

Nun, da die Nachricht bekannt war, spürte er große Erleichterung. Selbst die Sympathie seiner Feinde war nicht so schwer zu ertragen, wie er befürchtet hatte. Denn über Nacht hatte er plötzlich keine Feinde mehr. Männer, die jahrelang nicht mit ihm gesprochen hatten, wenn nicht in Beschimpfungen, sandten Botschaften, an deren Ehrlichkeit es keinen Zweifel gab. Alte Streitigkeiten verblaßten oder stellten sich als auf Mißverständnissen beruhend heraus. Es war bedauerlich, daß man sterben mußte, um solche Dinge zu erfahren...

Er lernte auch, daß für einen prominenten Mann sterben sehr viel Arbeit bedeutet. Nachfolger mußten ernannt, gesetzliche und finanzielle Labyrinth entwirrt, Ausschuß- und Staatsangelegenheiten bereinigt werden. Die Arbeit eines energiereichen Lebens ließ sich nicht plötzlich abbrechen. Erstaunlich, welche Verantwortlichkeit er auf sich genommen hatte und wie schwer es fiel, sie wieder abzulegen. Es war ihm nie leicht geworden, Macht abzugeben oder weiterzureichen, aber jetzt mußte er es tun, bevor sie ihm für immer aus den Händen glitt.

Eine große Uhr schien abzulaufen, und es gab niemanden, der die Macht besessen hätte, sie wieder aufzuziehen. Während er seine Bücher verschenkte, alte Briefe wieder las und verbrannte, nutzlose Konten und Akten schloß, letzte Anweisungen diktierte und Abschiedsbriefe schrieb, glaubte er manchmal in völlig unwirklicher Umgebung zu leben. Er hatte keine Schmerzen; nie wäre er auf den Gedanken gekommen, daß ihm nicht noch Jahre aktiven Lebens blieben. Nur ein paar Linien eines Kardiogramms lagen wie eine Sperre über dem Weg zu seiner Zukunft – oder wie ein Fluch, abgefaßt in einer Sprache, die nur die Ärzte verstanden.

Beinahe jeden Tag brachten ihm jetzt Diana, Irene oder ihr Mann die Kinder. Früher hatte er sich bei Bill nie wohl gefühlt, aber das war seine eigene Schuld gewesen, wie er wußte. Man konnte nicht erwarten, daß ein Schwiegersohn den Sohn ersetzte. Es war ungerecht, Bill zu tadeln, weil er nicht Martin Steelman jr. war. Bill hatte Irene glücklich gemacht und war ihren Kindern ein guter Vater. Daß es ihm an Ehrgeiz

mangelte, war ein Fehler – wenn man das überhaupt sagen durfte –, den der Senator endlich verzeihen konnte.

Er vermochte sogar ohne Schmerz und Bitterkeit an seinen eigenen Sohn zu denken, der diesen Weg vor ihm gegangen war und jetzt unter einem von vielen Kreuzen im Friedhof der Vereinten Nationen in Kapstadt lag. Er hatte Martins Grab nie aufgesucht. Solange er die Zeit dazu gehabt hatte, waren Weiße in den Resten Südafrikas nicht gerne gesehen. Jetzt konnte er hinfliegen, wenn er es wünschte, aber er fragte sich, ob er Diana das zumuten durfte. Seine eigenen Erinnerungen würden ihn nicht mehr lange stören, aber sie hatte mit den ihrigen weiterzuleben.

Er wollte trotzdem hinfliegen und hielt das auch für seine Pflicht.

Überdies war das ein letztes Geschenk für die Kinder gewesen. Sie könnten Ferien in einem fremden Land machen, ohne jeden Schmerz bei dem Gedanken an einen Onkel, den sie nie gekannt hatten. Er begann das Erforderliche zu veranlassen, als zum zweitenmal innerhalb eines Monats seine ganze Welt auf den Kopf gestellt wurde.

Selbst jetzt pflegten noch über ein Dutzend Besucher zu warten, wenn er am Morgen in seinem Büro erschien. Nicht so viele wie in den alten Tagen, aber immer noch eine ganze Anzahl. Er hätte sich jedoch nie träumen lassen, daß Dr. Harkness unter ihnen sein würde.

Der Anblick dieses hageren, schlaksigen Mannes ließ vorübergehend seinen Schritt stocken. Das Blut schoß ihm ins Gesicht, sein Puls wurde schneller bei dem Gedanken an lang zurückliegende Kämpfe über Ausschußtische hinweg, an wütende Auseinandersetzungen, die durch die zahllosen Kanäle des Äthers weiterverbreitet worden waren. Dann beruhigte er sich; für ihn war das alles vorbei.

Harkness erhob sich ein wenig verlegen, als er herankam. Senator Steelman kannte diese erste Verlegenheit – er war ihr in den letzten Wochen so oft begegnet. Jeder Mensch, mit dem er zusammentraf, war automatisch im Nachteil, stets bemüht, das eine Thema zu vermeiden.

»Na, Doktor«, sagte er. »Das ist aber eine Überraschung – ich hätte nie erwartet, Sie hier zu treffen.«

Diese kleine Stichelei konnte er sich nicht versagen. Mit Befriedigung vermerkte er die Wirkung. Aber sie war frei von Bitterkeit, wie das Lächeln des anderen bestätigte.

»Senator«, erwiderte Harkness mit so leiser Stimme, daß Steelman sich vorbeugen mußte, um seine Worte zu verstehen, »ich habe wichtige Neuigkeiten für Sie. Können wir ein paar Minuten unter vier Augen miteinander sprechen? Es dauert nicht lange.«

Steelman nickte. Er hatte seine eigene Meinung darüber, was jetzt wichtig war. Harkness schien sich übrigens seit ihrer letzten Begegnung vor sieben Jahren sehr verändert zu haben. Er war weitaus selbstsicherer und hatte die Nervosität abgelegt, die dazu beigetragen hatte, aus ihm einen so wenig überzeugenden Zeugen zu machen.

»Senator«, begann er, als sie in Steelmans Privatbüro allein waren, »ich habe eine Nachricht für Sie, die Ihnen einen Schock versetzen wird. Ich glaube, daß Sie geheilt werden können.«

Steelman sackte in seinem Sessel zusammen. Dieses eine hatte er nicht erwartet. Von Anfang an war er der Bürde falscher Hoffnungen ausgewichen. Nur ein Narr kämpfte gegen das Unvermeidliche, und er hatte sein Schicksal auf sich genommen.

Eine Weile konnte er nicht sprechen, dann sah er seinen alten Widersacher an und keuchte: »Wer hat Ihnen das gesagt? Alle meine Ärzte...«

»Kümmern Sie sich nicht um sie. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie zehn Jahre hinter der Entwicklung herhinken. Sehen Sie sich das an.«

»Was ist das? Ich kann nicht russisch.«

»Das ist die neueste Ausgabe des ›Journal für Raummedizin‹ der UdSSR. Sie kam vor ein paar Tagen hier an und wurde routinemäßig übersetzt. Dieser Artikel hier – ich habe ihn angemerkt – bezieht sich auf neueste Ergebnisse aus der Mechnikow-Station.«

»Was ist das?«

»Sie wissen das nicht? Nun, ihr Satelliten-Hospital, das sie unterhalb des Großen Strahlungsgürtels gebaut haben.«

»Weiter«, sagte Steelman mit trockener Kehle. »Der Name war mir entfallen.« Er hatte geglaubt, sein Leben in Frieden beenden zu können, aber nun suchte ihn die Vergangenheit heim.

»Der Artikel selbst bringt nicht allzuviel, aber man kann eine Menge zwischen den Zeilen herauslesen. Es handelt sich dabei um einen der vorläufigen Hinweise, wie sie Wissenschaftler geben, bevor sie die Zeit für die Abfassung einer umfangreichen Arbeit haben, damit sie später die Priorität beanspruchen können. Der Titel lautet: ›Therapeutische Erfolge der Schwerelosigkeit bei Kreislauferkrankungen.‹ Man hat bei Kaninchen und Hamstern künstlich Herzkrankheiten hervorgerufen und sie dann in die Raumstation hinaufgebracht. In der Kreisbahn ist natürlich alles gewichtslos. Herz und Muskeln haben praktisch keine Arbeit zu leisten. Und das Ergebnis ist genau das, was ich Ihnen vor Jahren zu erklären versuchte. Selbst schwerste Fälle können gebessert, die meisten geheilt werden.«

Das kleine, holzgetäfelte Büro, der Mittelpunkt seiner Welt, Schauplatz vieler Konferenzen, Geburtsstätte unzähliger Pläne, erschien ihm plötzlich unwirklich. Weitaus deutlicher schien die Erinnerung zu sein: er sah sich wieder bei den Untersuchungen im Herbst 1969, als die Raumfahrtbehörde – NASA – mit ihrer Arbeit der ersten zehn Jahre geprüft und zum Teil auch heftig angegriffen worden war.

Er war nie Vorsitzender des Senatsausschusses für Astronautik gewesen, jedoch das Mitglied mit der deutlichst ausgesprochenen und wirksamsten Meinung. Hier hatte er sich seinen Raum als Hüter der öffentlichen Finanzen, als kluger, harter Kopf erworben, der sich von wissenschaftlichen Träumern nicht einwickeln ließ. Er hatte gute Arbeit geleistet; von diesem Augenblick an war sein Name aus den Schlagzeilen nicht mehr verschwunden. Gewiß hatte er keine besondere Vorbildung für Raumfragen und Wissenschaft, aber er wußte, wann es um Entscheidendes ging. Es schien erst gestern gewesen zu sein...

»Dr. Harkness, Sie sind technischer Direktor der NASA?«

»Richtig.«

»Ich habe hier die Zahlen für die Ausgaben der NASA in der Zeit von 1956-1969, die sehr eindrucksvoll sind. Im Augenblick beträgt die Gesamtsumme 82547440000 Dollar, und die Vorausschätzung für das Finanzjahr 1969/70 beläuft sich auf weit über zehn Milliarden. Vielleicht könnten Sie uns sagen, was wir dafür erwarten dürfen.«

»Mit Vergnügen, Senator.«

So hatte es angefangen, in festem, aber nicht unfreundlichem Ton. Die Feindseligkeit hatte sich erst später eingeschlichen. Daß sie ungerechtfertigt war, wußte er damals schon. Jede große Organisation hat Schwächen; ein Unternehmen, das buchstäblich nach den Sternen strebte, konnte stets nur mit Teilerfolgen rechnen. Von Anfang an war klar gewesen, daß die Eroberung des Weltraums, in Menschenleben

und Geld ausgedrückt, ebenso kostspielig sein würde wie die Eroberung der Luft. Im Laufe von zehn Jahren waren beinahe hundert Männer ums Leben gekommen – auf der Erde, im Weltraum und auf dem Mond. Nun, da die Drangperiode der frühen sechziger Jahre abgeflaut war, fragte die Öffentlichkeit ›Warum?‹ Steelman war gewieft genug, sich als Sprecher für diese fragenden Stimmen zu sehen. Seine Auftritte liefen kühl und genau berechnet ab. Einen Sündenbock zu haben war nützlich, und Dr. Harkness sah sich zu seinem Unglück in diese Rolle versetzt.

»Ja, Doktor, ich sehe, daß alle Erfolge, die wir der Raumforschung bisher verdanken, in verbesserten Nachrichtenverbindungen und Wettervoraussagen zu finden sind, und jedermann wird sie begrüßen. Aber diese Arbeit ist fast ausschließlich mit ferngesteuerten, unbemannten Raumfahrzeugen geleistet worden. Worüber ich mir Sorgen mache – worüber sich viele Leute den Kopf zerbrechen – sind die steigenden Ausgaben für die bemannten Weltraumprojekte und ihre minimale Nützlichkeit. Seit den ersten Dyna-Soar- und Apollo-Projekten vor nahezu zehn Jahren haben wir Milliarden Dollar in den Weltraum geschossen. Und mit welchem Ergebnis: Damit eine Handvoll Männer ein paar unbequeme Stunden außerhalb der Atmosphäre verbringen kann, ohne etwas zu leisten, was Fernsehkameras und automatische Geräte nicht auch könnten – nur billiger und besser. Wie viele Menschenleben hat das gekostet! Keiner von uns wird die Schreie vergessen, die aus den Radios drangen, als die X-21 bei Wiedereintritt in die Erdatmosphäre verglühte. Woher nehmen wir das Recht, diese Männer in den Tod zu schicken?«

Er konnte sich erinnern, wie still es im Saal gewesen war, als er seine Rede beendet hatte. Seine Fragen waren vernünftig und verdienten eine Antwort. Unfair war die rhetorische Art, in der er sie stellte, und vor allem die Tatsache, daß sie auf einen Mann zielten, der sie nicht vollgültig und wirksam beantworten konnte. Steelman hätte bei einem von Braun oder Admiral Rickover solche Taktiken nicht gewagt; sie hätten zurückgeschlagen. Aber Harkness war kein guter Redner; seine persönlichen Überzeugungen hielt er geheim. Er war hervorragender Wissenschaftler, erstklassiger Verwaltungschef – und ein schlechter Zeuge. Steelman zeigte er sich nicht gewachsen. Die Reporter hatten sich wie Tiger auf diese Beute gestürzt.

»Nun zu Ihrem Plan für ein Weltraumlabor mit fünfzig Mann Besatzung, Doktor – wieviel, sagten Sie, würde das kosten?«

»Das habe ich schon erwähnt – nicht ganz eineinhalb Milliarden.«

»Und die jährlichen Unterhaltskosten?«

»Nicht mehr als zweihundertfünfzig Millionen.«

»Wenn man sich vergegenwärtigt, was aus früheren Schätzungen geworden ist, werden Sie uns eine gewisse Skepsis diesen Zahlen gegenüber verzeihen. Aber unterstellen wir sogar einmal, daß sie zutreffen. Was bekommen wir dafür?«

»Wir könnten unsere Forschungsstation großen Maßstabs im Weltraum anlegen. Bisher mußten wir unsere Experimente in ungeeigneten Fahrzeugen und bei äußerst beengten Raumverhältnissen durchführen, sozusagen nebenher. Ein ständiger bemannter Satellit ist unerlässlich. Ohne ihn gibt es keine weiteren Fortschritte. Die Astrobiologie läßt sich nicht entwickeln.«

»Astro – was?«

»Astrobiologie – die Beobachtung lebender Organismen im Weltraum. Die Russen fingen eigentlich schon damit an, als sie im Sputnik II die Hündin Laika hochschossen. Auf diesem Gebiet haben sie auch immer noch einen weiten Vorsprung. Aber Insekten oder wirbellose Tiere hat noch niemand ernsthaft getestet – tatsächlich sind bisher Versuche überhaupt nur an Hunden, Mäusen und Affen durchgeführt worden.«

»Aha. Stimmt es also, wenn ich sage, daß Sie Geld verlangen, um damit einen Zoo im Weltraum aufzuziehen?«

Das Gelächter im Saal hatte mit dazu beigetragen, das Projekt zu Fall zu bringen. Und es hatte unter anderem erreicht, daß er sterben mußte, dachte Senator Steelman.

Er hatte bei sich allein die Schuld zu suchen, denn Dr. Harkness war, wenn auch auf unwirksame Weise, bemüht gewesen, die Vorteile eines Raumlabor darzulegen. Besonders nachdrücklich hatte er auf die medizinischen Folgerungen hingewiesen – ohne Versprechungen, nur mit dem Hinweis auf die Möglichkeiten. Chirurgen, so erklärte er einmal, wären in die Lage versetzt worden, in einer Umwelt, wo die Organe gewichtslos waren, neue Techniken zu entwickeln. Vielleicht konnte der Mensch länger leben, wenn er vom Verschleiß der Schwerkraft befreit war, da sich die Belastung von Herz und Muskeln beachtlich verringert. Ja, er hatte auch vom Herzen gesprochen, aber das war für Senator Steelman uninteressant gewesen – für einen gesunden, ehrgeizigen und auf gute Schlagzeilen bedachten Mann...

»Warum sagen Sie mir das?« meinte er tonlos. »Konnten Sie mich nicht in Frieden sterben lassen?«

»Das ist doch der springende Punkt«, sagt Harkness ungeduldig. »Sie brauchen die Hoffnung keineswegs aufzugeben.«

»Weil die Russen ein paar Hamster und Kaninchen geheilt haben?«

»Sie haben viel mehr getan. Der Artikel, den ich vorhin erwähnte, behandelte nur die Vorergebnisse. Er ist bereits ein Jahr alt. Falsche Hoffnungen möchte man nicht wecken, deswegen verhält man sich so still wie möglich.«

»Woher wissen Sie das?«

Harkness sah ihn überrascht an. »Na, ich habe Professor Stanjukowitsch, meinen Kollegen, angerufen. Es stellt sich heraus, daß er sich oben in der Mechnikow-Station befand. Das ist wohl ein deutlicher Beweis dafür, wie wichtig man diese Arbeiten nimmt. Er ist ein alter Freund von mir, und ich habe mir erlaubt, Ihren Fall zur Sprache zu bringen.«

Die aufdämmernde Hoffnung kann nach langer Abwesenheit ebenso schmerzlich sein wie ihr Verblassen. Steelman konnte kaum atmen, und einen entsetzlichen Augenblick lang glaubte er, der letzte Anfall sei im Kommen. Aber das lag nur an der Aufregung; die Spannung in seiner Brust löste sich, das Dröhnen in seinen Ohren verklang, und er hörte Dr. Harkness' Stimme sagen: »Er wollte wissen, ob Sie sofort nach Astrograd kommen können. Ich versprach ihm, Sie gleich zu fragen. Wenn Sie es schaffen, fliegt morgen um halb elf Uhr ab New York eine Maschine.«

Für morgen hatte er versprochen, mit den Kindern den Zoo zu besuchen; zum erstenmal würde er sie im Stich lassen müssen. Der Gedanke weckte sein Schuldgefühl, und es kostete ihn beinahe Mühe, zu sagen: »Ich schaffe es.«

Während der wenigen Minuten, als die große internationale Lorin-Düsenmaschine von der Stratosphäre herabtauchte, sah er nichts von Moskau. Die Bildschirme blieben während des Absturzes dunkel, da der Anblick des blitzschnell emporrasenden Bodens die meisten Passagiere zu beunruhigen pflegte.

In Moskau stieg er in eine bequeme, aber altmodische Turbopropmaschine um, und als er nach Osten in die Nacht hineingetragen wurde, hatte er zum erstenmal Zeit, richtig nachzudenken. Welch seltsame Frage, die er sich selbst zu stellen hatte: War er wirklich froh, seiner Zukunft nicht mehr ganz gewiß sein zu können? Sein Leben, noch vor Stunden so einfach, war plötzlich wieder kompliziert geworden, auf

Möglichkeiten deutend, die er beiseite zu schieben gelernt hatte. Dr. Johnson hatte mit Recht behauptet, nichts verschaffe der Seele eines Menschen größeren Frieden als das Wissen, morgen gehenkt zu werden. Auch das Gegenteil traf zu – nichts stürzte sie so sehr in Unruhe als der Gedanke an eine Begnadigung.

Er schlief, als die Maschine in Astrograd, der Weltraumhauptstadt der UdSSR, landete. Als ihn die sanfte Erschütterung des Aufsetzens weckte, wußte er einen Augenblick lang nicht, wo er sich befand. Hatte er geträumt, daß er auf der Suche nach dem Leben um die halbe Welt flog? Nein, es war kein Traum, aber vielleicht nutzloses Bemühen.

Zwölf Stunden später wartete er immer noch auf die Antwort. Die letzte Untersuchung war abgeschlossen, die Lichtpunkte auf dem Kardiographen hatten ihren schicksalhaften Tanz beendet. Die vertraute Routine und die sanften Stimmen der Ärzte und Schwestern hatten ihn sehr beruhigt. In dem schwach erhellten Warteraum, wo ihn die Spezialisten warten ließen, während sie sich miteinander besprachen, konnte man sich entspannen. Nur die russischen Magazine und einige Bilder von sowjetischen Raummedizin-Pionieren erinnerten ihn daran, daß er sich nicht mehr in seinem eigenen Land aufhielt.

Er war nicht der einzige Patient. Etwa ein Dutzend Männer und Frauen jeden Alters saßen an den Wänden, lasen Magazine und versuchten gleichmütig zu erscheinen. Es gab keine Konversation, keinen Versuch, mit den Nachbarn Kontakt aufzunehmen. Jeder Mensch hier war in seiner privaten Vorhölle, zwischen Leben und Tod schwebend. Obgleich sie gemeinsames Unglück verband, wurde nicht miteinander gesprochen. Jeder einzelne schien vom Rest der Menschheit abgeschnitten, als steige er bereits zum Himmel empor, dorthin, wo seine einzige Hoffnung lag.

In der hintersten Ecke des Raumes war jedoch eine Ausnahme zu bemerken. Ein junges Paar – beide konnten kaum über Fünfundzwanzig sein – saß in derart bodenloser Verzweiflung beieinander, daß Steelman den Anblick zunächst abstoßend fand. Man hatte rücksichtsvoller zu sein, sagte er sich streng, gleichgültig, wie schlimm die eigenen Probleme sein mochten. Sie sollten ihre Gefühle besser verbergen – vor allem hier, wo andere dadurch beeinflusst werden konnten.

Sein Ärger verwandelte sich schnell in Mitleid, denn beim Anblick schlichter, uneigennütziger Liebe in tiefster Verzweiflung bleibt niemand lange ungerührt. Während die Minuten in einer nur vom Rascheln der Zeitschriften und dem Scharren der Stühle unterbrochenen Stille verrannen, wuchs sich sein Mitleid beinahe zu einer fixen Idee aus.

Der junge Mann hatte ein gutes, intelligentes Gesicht. Vielleicht war er Künstler, Wissenschaftler, Musiker – es ließ sich nicht entscheiden. Die junge Frau war schwanger; sie hatte eines der in Rußland so häufigen einfachen Bauerngesichter und war alles andere denn schön, aber Trauer und Liebe hatten ihren Zügen eine leuchtende Sanftheit verliehen. Steelman fiel es schwer, den Blick abzuwenden – irgendwie erinnerte sie ihn an Diana, wenn auch nicht die geringste äußere Ähnlichkeit vorlag. Vor dreißig Jahren, als sie miteinander aus der Kirche getreten waren, hatte er dasselbe Leuchten in den Augen seiner Frau gesehen. Er hatte das beinahe vergessen. War das sein Fehler, oder trug Diana die Schuld?

Ohne jede Warnung begann sein Stuhl unter ihm zu vibrieren. Ein schnelles Zittern durchlief das Gebäude, als sei ein gigantischer Hammer viele Kilometer entfernt auf den Boden geschlagen worden. Ein Erdbeben? fragte sich Steelman, dann fiel ihm ein, wo er war, und er begann zu zählen.

Bei sechzig gab er es auf. Die schalldämpfende Verkleidung war offensichtlich so wirksam, daß das Geräusch aus der Luft nicht hierherzudringen vermochte; nur die

Druckwelle im Boden hatte die Tatsache gemeldet, daß eben tausend Tonnen in den Himmel emporgeschossen waren. Eine weitere Minute verging, bevor er fern, aber deutlich einen Laut hörte, der an ein hinter dem Horizont tobendes Gewitter erinnerte. Es war viel weiter entfernt, als er angenommen hatte. Welcher Lärm am Startplatz geherrscht haben mußte, entzog sich jeder Vorstellungskraft.

Aber dieser Donner würde ihn nicht behelligen, wenn auch er in den Himmel hinauf flog; die aufsteigende Rakete ließ ihn weit hinter sich. Auch der Beschleunigungsdruck konnte seinem Körper nichts anhaben, während er in dem Bad aus warmem Wasser ruhte – bequemer als dieser dickgepolsterte Sessel.

Das ferne Donnern hallte immer noch vom Himmel herab, als sich die Tür des Wartezimmers öffnete und die Schwester ihm zunickte. Obwohl er fühlte, daß viele Augen ihm folgten, sah er sich nicht um, als er hinausging, um sein Urteil entgegenzunehmen.

Die Nachrichtenagenturen versuchten sich auf dem ganzen Heimweg von Moskau mit ihm in Verbindung zu setzen, aber er weigerte sich, Anrufe entgegenzunehmen. »Sagen Sie den Leuten, daß ich schlafe und nicht gestört werden darf«, erklärte er der Stewardess. Er fragte sich, wer den Reportern wohl Bescheid gesagt haben mochte, und ärgerte sich über den Eingriff in sein Privatleben. Jahrelang hatte er es entbehren können; erst in diesen letzten Wochen war es ihm sinnvoll erschienen. Er konnte es den Reportern und Kommentatoren nicht übelnehmen, daß sie eine solche Wandlung in ihm nicht vermuteten.

Sie erwarteten ihn, als die Düsenmaschine in Washington landete. Die meisten kannte er beim Namen, und manche davon waren alte Freunde, die sich erheblich über die ihm vorausgeeilte Nachricht freuten.

»Wie fühlt man sich, Senator?« fragte Macauley von der ›Times‹, »wenn man wieder im Sattel sitzt? Ich nehme an, daß es stimmt – die Russen können Sie heilen?«

»Sie glauben es«, erwiderte er vorsichtig. »Es handelt sich um ein ganz neues Gebiet der Medizin, und niemand kann etwas versprechen.«

»Wann fliegen Sie zur Raumstation?«

»Noch diese Woche, sobald ich hier alles geordnet habe.«

»Und wann werden Sie zurückkommen – wenn die Therapie Erfolg hat?«

»Schwer zu sagen. Selbst wenn alles glatt geht, muß ich mindestens sechs Monate oben bleiben.«

Unwillkürlich sah er zum Himmel hinauf. In der Morgendämmerung oder bei Sonnenuntergang – selbst während des Tages, wenn man die Bahn kannte – war die Mechnikow-Station ein erregender Anblick, heller als jeder Stern. Aber es gab jetzt zu viele Satelliten, für die das zutraf, so daß nur der Fachmann den einen zu unterscheiden vermochte.

»Sechs Monate«, sagte ein Journalist nachdenklich. »Das heißt also, daß Sie für 76 ausscheiden.«

»Aber für 80 genau am richtigen Platz stehen«, meinte ein anderer.

»Und für 1984«, fügte ein dritter hinzu. Man lachte. Die Leute machten bereits Witze über 1984, das einst in so ferner Zukunft gelegen hatte, bald aber ein Jahr wie jedes andere sein würde... hoffentlich.

Die Ohren und Mikrophone erwarteten seine Antwort. Während er an der Rampe stand und wieder Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit und Neugier war, spürte er die alte Erregung. Was für ein Comeback, als neuer Mensch aus dem Weltraum

zurückzukehren! Das würde ihm einen Glanz verleihen, dem kein anderer Kandidat Vergleichbares entgegensetzen hatte; dieser Gedanke wirkte olympisch, beinahe göttlich. Schon ertappte er sich bei dem Versuch, diese Idee in seine Wahlkampfslogans einzuarbeiten...

»Lassen Sie mir Zeit zum Plänemachen«, sagte er. »Es wird eine Weile dauern, bis ich mich an diese Aussichten gewöhnen kann. Aber ich verspreche Ihnen, daß ich eine Erklärung abgebe, bevor ich die Erde verlasse.«

»Bevor ich die Erde verlasse.« Das war wirklich ein großartiger, dramatischer Satz. Er genoß ihn immer noch, als er Diana vom Flughafengebäude her auf sich zukommen sah.

Sie hatte sich verändert wie er. In ihren Augen waren Zurückhaltung und Reserve zu lesen, die es noch vor zwei Tagen nicht gegeben hatte. Sie sagten so klar, als hätte Diana es ausgesprochen: »Wird alles wieder von neuem beginnen?« Obwohl es sehr warm war, fror ihn plötzlich.

Aber Joey und Susan waren unverändert, als sie auf ihn zurannten. Er fing sie auf und verbarg sein Gesicht in ihrem Haar, damit die Kameras die Tränen nicht sahen, die ihm in die Augen schossen. Während sie sich mit der unschuldigen, unbewußten Liebe der Kindheit an ihn klammerten, wußte er plötzlich, welche Wahl er zu treffen hatte. Sie allein kannten ihn frei von Machtlust. So mußten sie ihn im Gedächtnis behalten, wenn überhaupt.

»Ihr Konferenzgespräch, Mr. Steelman«, sagte seine Sekretärin. »Ich gebe es auf Ihren Bildschirm.«

Er drehte sich mit seinem Sessel um und blickte auf die graue Fläche an der Wand. Sie teilte sich in zwei Rechtecke. Auf der rechten Hälfte sah man ein Büro, das nur wenige Kilometer entfernt war. Aber auf der linken -

Professor Stanjukowitsch, in Shorts und Hemd, schwebte gute dreißig Zentimeter über seinem Sessel. Er packte die Lehnen, als er sah, daß er Gesellschaft hatte, drückte sich hinab und schnallte sich an. Hinter ihm waren die Instrumententafeln der Funkanlagen zu sehen, und dahinter lag, wie Steelman wußte, der Weltraum.

Dr. Harkness meldete sich vom rechten Bildschirm als erster zu Wort.

»Wir warten auf Ihre Entscheidung, Senator. Professor Stanjukowitsch sagte mir eben, daß alles bereit sei.«

»Das nächste Nachschubschiff kommt in zwei Tagen herauf«, erklärte der Russe. »Es bringt mich zur Erde zurück, aber ich hoffe Sie noch zu sehen, bevor ich die Station verlasse.«

Seine Stimme klang seltsam schrill, was auf die dünne Oxyheliumatmosphäre zurückzuführen war, die er atmete. Abgesehen davon gab es kein Gefühl der Ferne, keine Störgeräusche. Obgleich Stanjukowitsch Tausende von Kilometern entfernt war und mit sechs Kilometer pro Stunde durch den Weltraum flog, schien er hier in diesem Büro zu sitzen. Steelman konnte sogar das Surren der Elektromotoren hinter dem Russen hören.

»Professor«, sagte Steelman, »ich möchte ein paar Fragen stellen, bevor ich die Reise wage.«

Jetzt war zu erkennen, daß Stanjukowitsch sehr weit weg war. Bevor seine Antwort eintraf, verging einige Zeit. Die Station mußte sich über der Erdrückseite befinden.

»Als ich in Astrograd war, fielen mir zahlreiche andere Patienten in der Klinik auf. Ich habe mich gefragt – auf welcher Basis wählen Sie die Leute für die Behandlung aus?«

Dieses Mal dauerte die Pause weit länger, als die Verzögerung durch die begrenzte Geschwindigkeit der Radiowellen ausmachen konnte. Dann erwiderte Stanjukowitsch: »Nun, eben jene Menschen, bei denen man am ehesten mit Erfolgen rechnen darf.«

»Aber der zur Verfügung stehende Platz muß doch sehr beschränkt sein. Außer meiner Person werden Sie doch zahlreiche andere Kandidaten haben?«

»Ich sehe nicht ganz, worauf Sie hinauswollen – «, unterbrach Dr. Harkness ein wenig zu besorgt.

Steelman wandte den Blick zur rechten Hälfte des Bildschirms. Es war sehr schwer, in dem Mann, der ihn von dort her anstarrte, jenen Zeugen wiederzuerkennen, der sich erst vor ein paar Jahren unter seinen Sticheleien gewunden hatte. Durch diese Erfahrung war Harkness in die Kunst der Politik eingeführt worden. Steelman hatte ihm viel beigebracht, nun wandte er sein schwer erworbenes Wissen an.

Seine Motive waren von Anfang an klar erkennbar gewesen. Harkness freute sich zweifellos über diese Rache. Als Direktor für die Weltraumbehörde wußte er außerdem sehr gut, daß er sich wegen der Finanzierung kaum noch Sorgen zu machen brauchte, wenn die ganze Welt einmal wußte, daß ein potentieller Präsident der Vereinigten Staaten in einem russischen Raumkrankenhaus lag... weil sein eigenes Land nicht über eine derartige Einrichtung verfügte.

»Dr. Harkness«, sagte Steelman sanft, »das ist meine Angelegenheit. Ich warte immer noch auf Ihre Antwort, Professor.«

Trotz der Dinge, um die es hier ging, machte ihm die Sache Spaß. Die beiden Wissenschaftler spielten natürlich um gleiche Einsätze. Stanjukowitsch hatte ebenfalls mit Problemen zu kämpfen. Steelman konnte sich vorstellen, welche Diskussionen in Astrograd und Moskau stattgefunden hatten, und er verstand den Eifer, mit dem die sowjetischen Astronauten diese Gelegenheit ergriffen hatten.

Die Situation entbehrte nicht der Ironie. Vor einem Dutzend von Jahren wäre sie noch unvorstellbar gewesen. Hier arbeiteten NASA und die Kommission der UdSSR für Astronautik Hand in Hand und benützten ihn zu ihrer beider Vorteil als Schachfigur. Er hatte nichts einzuwenden, denn an ihrer Stelle hätte er dasselbe getan. Aber er wollte keine Figur sein, er war ein Individuum, das sein eigenes Schicksal immer noch bis zu einem gewissen Grad selbst bestimmen konnte.

»Es ist natürlich wahr, daß wir hier oben nur eine begrenzte Anzahl von Patienten aufnehmen können«, meinte Stanjukowitsch widerwillig. »Die Station ist ja im übrigen ein Forschungslabor, kein Krankenhaus.«

»Wie viele?« fragte Steelman hartnäckig.

»Nun – weniger als zehn«, gab Stanjukowitsch zögernd zu.

Das war natürlich ein uraltes Problem, obgleich er nie erwartet hatte, selbst einmal damit befaßt zu sein. Aus den Tiefen der Erinnerungen zuckte eine Zeitungsnotiz auf, die er vor langer Zeit einmal entdeckt hatte. Als das Penicillin entdeckt worden war, hatte es noch solchen Seltenheitswert, daß nur ein Mann geheilt hätte werden können, wenn sowohl Churchill als auch Roosevelt im Sterben gelegen wären...

Weniger als zehn. Er hatte in Astrograd über ein Dutzend warten sehen, und wie viele gab es auf der ganzen Welt? Wieder drängte sich, wie so oft in den letzten Tagen, die Erinnerung an das verzweifelte junge Paar im Warteraum vor. Vielleicht war den beiden längst nicht mehr zu helfen. Das würde er nie erfahren.

Aber das eine wußte er. Er trug eine Verantwortung, der er nicht entfliehen konnte. Gewiß, kein Mensch vermochte die Zukunft zu erkennen und die unzähligen Folgen seiner Handlungen zu überblicken. Ohne ihn hätte aber vielleicht sein Land bereits ein

Raumhospital. Wie viele Leben hatte er dadurch auf dem Gewissen? Durfte er Hilfe annehmen, die er anderen verweigert hatte? Früher einmal hätte er es bedenkenlos getan – aber jetzt nicht mehr.

»Meine Herren«, sagte er, »ich kann offen mit Ihnen sprechen, weil ich weiß, daß Ihre Interessen übereinstimmen.« Die milde Ironie entging beiden nicht, bemerkte er. »Ich weiß Ihre Hilfe und Mühe zu schätzen, und es tut mir leid, daß sie umsonst war. Nein – bitte keine Proteste. Das ist kein plötzlicher, schrulliger Entschluß. Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, würde die Entscheidung vielleicht anders ausfallen. Jetzt bin ich der Meinung, daß man diese Gelegenheit einem anderen Menschen geben sollte – vor allem angesichts meiner früheren Einstellung.« Er sah Dr. Harkness an, der verlegen lächelte. »Ich habe auch noch andere, persönliche Gründe, und mein Entschluß ist unabänderlich. Bitte, halten Sie mich nicht für unhöflich oder undankbar, aber ich möchte über die Angelegenheit nicht mehr sprechen. Nochmals vielen Dank, und leben Sie wohl.«

Er schaltete ab. Als die Bilder der beiden Wissenschaftler verblaßten, kehrte wieder Frieden in seine Seele zurück.

Unmerklich wurde aus Frühling Sommer. Die fieberhaft erwarteten Zweihundertjahrfeiern kamen und gingen; zum erstenmal in seinem Leben konnte er den Unabhängigkeitstag als Privatmann genießen. Er durfte sich zurücklehnen und die anderen bei ihren Darstellungen beobachten – oder er konnte sie ignorieren, wenn es ihm beliebte.

Da die Bindungen eines ganzen Lebens sich nicht zerreißen ließen und dies die letzte Gelegenheit sein würde, viele alte Freunde wiederzusehen, besuchte er beide Parteikonvente und lauschte den Kommentatoren. Nun, da er die ganze Welt unter dem Licht der Ewigkeit sah, waren seine Leidenschaften nicht mehr beteiligt; er verstand die Differenzen und bejahte die Argumente, aber er stand schon über allem, als gehöre er einem anderen Planeten an. Die winzigen, schreienden Gestalten auf dem Bildschirm waren amüsante Marionetten, in einem unterhaltenden Stück ihre Rollen spielend, aber nicht mehr wichtig – für ihn jedenfalls nicht.

Wichtig aber für seine Enkel, die eines Tages auf dieselbe Bühne hinaustreten würden. Das hatte er nicht vergessen; sie waren sein Anteil an der Zukunft. Um die Zukunft zu verstehen, war es notwendig, die Vergangenheit zu kennen.

Er führte sie in diese Vergangenheit, als der Wagen den Memorial Drive entlangrollte. Diana saß am Steuer, Irene neben sich, während er bei den Kindern saß und entlang der Autostraße die vertrauten Bilder erklärte. Auch wenn sie noch nicht alt genug waren, alles zu verstehen, was sie sahen, hoffte er auf ihre Erinnerung.

Vorbei an der marmornen Stille Arlingtons – er dachte wieder an Martin, der auf der anderen Seite der Welt schlief – und hinauf in die Hügel. Hinter ihnen tanzte und zitterte Washington in der flirrenden Sommerhitze, bis die höchste Kurve sie dem Blick entzog.

Auf dem Mount Vernon war es still. So früh in der Woche gab es nur wenige Besucher. Als sie ausstiegen und auf das Haus George Washingtons zugingen, fragte sich Steelman, was der erste Präsident der Vereinigten Staaten denken würde, wenn er sein Heim jetzt sehen könnte. Er hätte sich wohl nie träumen lassen, daß es völlig unberührt von der Zeit in das zweite Jahrhundert gehen würde, eine unveränderliche Insel im hastenden Strom der Zeit.

Sie gingen langsam durch die wunderbar proportionierten Räume, mühten sich nach Kräften, die zahllosen Fragen der Kinder zu beantworten, und versuchten, sich ein unendlich einfacheres und gelasseneres Leben vorzustellen. Aber war es denn damals den Menschen wirklich so einfach und gelassen vorgekommen? Man konnte sich eine

Welt ohne Elektrizität, ohne Radio, ohne Energie, außer jener durch Muskeln, Wind und Wasser erzeugten, kaum denken. Eine Welt, wo sich nichts schneller als ein galoppierendes Pferd bewegte und die meisten Menschen wenige Kilometer von ihrer Geburtsstätte entfernt starben.

Die Hitze, das Gehen und die unaufhörlichen Fragen erwiesen sich zu anstrengend. Als sie das Musikzimmer erreicht hatten, beschloß Steelman, sich auszuruhen. Auf der Veranda standen ein paar verlockende Bänke, wo er in der frischen Luft sitzen und den Blick auf herrlich grünem Rasen ruhen lassen konnte.

»Wir treffen uns draußen«, sagte er zu Diana, »wenn ihr in der Küche und in den Ställen gewesen seid. Ich möchte mich ein bißchen hinsetzen.«

»Fühlst du dich wirklich wohl?« fragte sie besorgt.

»Großartig, aber ich möchte nicht übertreiben. Außerdem haben mich die Kinder ausgepreßt – mir fallen keine Antworten mehr ein. Du mußt ein paar erfinden. Die Küche ist ja sowieso dein Gebiet.«

Diana lächelte.

»Ich war nie besonders tüchtig dabei, nicht wahr? Aber ich werde mir Mühe geben – in einer halben Stunde höchstens kommen wir zurück.«

Als sie ihn allein gelassen hatten, ging er langsam auf den Rasen hinaus. Hier mußte Washington vor zweihundert Jahren gestanden haben, den Lauf des Potomac zum Meer verfolgend, an vergangene und künftige Probleme denkend. Und hier wäre Martin Steelman, achtunddreißigster Präsident der Vereinigten Staaten, in wenigen Monaten gestanden, hätte das Schicksal anders entschieden.

Er konnte sich nicht vorlügen, er bedauere nichts, aber es war nicht viel. Manche Männer konnten Macht und Glück zusammen erreichen, aber dieses Talent besaß er nicht. Früher oder später hätte ihn sein Ehrgeiz aufgerieben. In den letzten Wochen hatte er Zufriedenheit kennenlernen dürfen, und dafür war kein Preis zu hoch.

Er wunderte sich noch immer darüber, wie knapp er davongekommen war, als seine Zeit ablief und der Tod leise vom Sommerhimmel fiel.

Ende